ESCHER TASCHENBUCH

UVIC - McPHERSON
3 2775 00468085 5

Martin Stade

Vom Bernsteinzimmer in Thüringen

escher
VERLAG

ESCHER TASCHENBUCH

Der Schriftsteller Martin Stade, bekannt durch den Roman „Der König und sein Narr", erzählt überaus sorgfältig und kenntnisreich vom Abtransport des Bernsteinzimmers aus Königsberg bis in die Müllerschen Kasernen in Weimar. Die Namen der beteiligten Offiziere werden zum ersten Mal in der Öffentlichkeit genannt. Ebenso wird über ihre vielfältigen Täuschungsmanöver und über das Legen falscher Spuren berichtet. Auf Tag und Stunde genau kann der Leser den Weg des Fahrzeugkonvois bis zum Einlagerungsstandort bei Weimar nachvollziehen.

Darüber hinaus erzählt der Autor von erstaunlichen Ereignissen besonders am Kriegsende in Thüringen, unter anderem von einem Aufenthalt Hitlers in seinem thüringischen Bunker in der Zeit vom 23. März bis zum 2. April 1945.

Die Berichte vermitteln ein völlig neues Bild von den letzten Wochen des untergehenden Dritten Reiches. Sie zeigen, dass Thüringen damals am Rand einer Katastrophe stand.

9 793932 642349

ISBN 3-932642-34-1

Vom Bernsteinzimmer in Thüringen

Martin Stade

Vom Bernsteinzimmer in Thüringen

und anderen
Hohlräumen

Berichte über die Tätigkeit des SD
1942-1945

escher
VERLAG

D757
S848

Bibliografische Information Der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über http://dnb.ddb.de abrufbar.

ISBN 3-932642-34-1

Alle Rechte vorbehalten
© Verlag Dr. Reinhard Escher, Gehren 2002
Erste Auflage
Einbandgestaltung: Lothar Freund, Erfurt
Layout und Satz:
Verlag Dr. Reinhard Escher, Gehren
Druck und Bindung:
Offsetdruckerei C. O. Heyder, Gehren,
und Buchbinderei Weispflug, Großbreitenbach
Printed in Germany

Der Steinbruch

Ich bin in einem Dorf aufgewachsen, das in unmittelbarer Nähe des Jonastals liegt, und ich entsinne mich, dass zu jener Zeit im Februar fünfundvierzig, ich war dreizehn Jahre alt, vom Bau des Führerhauptquartiers im Jonastal gesprochen wurde.
Südlich des Dorfes, am Katzenberg, befand sich ein Steinbruch. Der Berg fiel dort jäh ab und man sah sein Inneres, grau-weißen Kalkstein, der steil und kantig in der Sonne lag und tiefe Schatten warf. Dieser Steinbruch war ein bevorzugter Ort von uns, wo wir einander unsere Kletterkünste zeigten.
Georg, ebenso alt wie ich, war vor Wochen aus Polen gekommen, mitsamt der Familie, Hals über Kopf, wie man sich denken konnte angesichts der heranrückenden Russen. Er fluchte auf alles, was sich östlich der deutschen Grenze befand, auf die Polacken, wie er sich ausdrückte, und auf die verdammten Russen, die sei-ne Familie von Haus und Hof verjagt hatten. Er tat das mithilfe eines unsäglichen Kauderwelschs aus polnischen und russischen Sprachbrocken, vermischt mit einem seltsamen und fragwürdigen Deutsch. Sein Hass kannte keine Grenzen und äußerte sich zumeist in gemeinen und obszönen Schimpfworten. Ich war an allem Neuen und mir Unbekannten interessiert und betrachtete ihn in solchen Augenblicken wie ein Wundertier aus einem fernen Land. Es kam hinzu, dass er ungemein gewandt und schnell war, vor nichts zurückschreckte und über sonderbare Eigenschaften verfügte. So war er zum Beispiel ohne Mitleid und Erbarmen Tieren gegenüber, wie es schien. Ich empfand dann allerdings Abscheu, war aber zu gleicher Zeit auf eine gewisse Weise davon fasziniert, weil mir hier etwas Wildes und Ungezähmtes gegenübertrat. Im Übrigen brachte er aus Polen erstaunliche Fähigkeiten und Fertigkeiten mit. Seine Steinschleudern und Katapulte machten Schule, und es kam so weit, dass wir in aller Seelenruhe und mit großem Erfolg im Dickicht der Gebüsche Meisen und von den Dächern der Scheunen Tauben schossen, um sie zu braten und auf dem Berg genüsslich zu verzehren.
Vergnüglich für uns war auch der Gebrauch der Steinschleudern, zumal, wenn deren Geschosse unten im Dorf auf die Dächer krachten. Mit großem Getöse zerbrachen Ziegel und manchmal

auch Fensterscheiben, wie aus heiterem Himmel gewissermaßen, da die Steine von weither geflogen kamen.
Wir saßen also, Georg und ich, streckten die Köpfe über den Rand der Vertiefung und sahen nach unten. „Polackengesindel“, zischte Georg durch die Zähne. Zehn Meter unter uns befanden sich sechs KZ-Häftlinge und waren im Begriff, eine Grube in die steinige Erde zu graben. Jeweils rechts und links von ihnen, zweihundert Meter weiter, waren ebensolche Häftlingsgruppen mit der gleichen Arbeit beschäftigt.
„Alles Verbrecher, Polacken und Russen. Untermenschen!“ Ich kauerte links von ihm, wandte den Kopf und sah in sein Gesicht. Es war verzerrt. Eine Mischung aus Wut und Verachtung lag auf seinen Zügen. Die Augen, mehr schwarz als braun, funkelten vor Hass. Er war selbst so ein slawischer Typ. Ich glaube, wir nannten ihn den Polacken. Was ich in diesem Augenblick empfand, kann ich heute nicht mehr sagen. Ich glaube aber, dass ich unsicher war und Zweifel in mir hochkamen. Ich kannte einen polnischen Zivilarbeiter namens Tadek, der in der Drechslerei des Dorfes arbeitete, und wusste, dass er kein Untermensch war.
Die Häftlinge in ihrer gestreiften Kleidung, die um ihre Körper schlotterte, sahen aus wie Gespenster. Zwei oder drei lagen in der spärlichen Sonne auf der blanken Erde. Sie lagen wie tot, reglos, mit bleichen, verdreckten Gesichtern. Ich dachte zuerst, sie seien wirklich tot, bis sich endlich der eine oder der andere zu regen begann, mit müden, trägen Bewegungen und gleichsam wie ziel- und zwecklos.
„Faule Schweine“, zischte Georg neben mir. Wieder sah ich ihn an. Sein Gesicht war noch immer unverändert. Wie gebannt und voller Hass starrte er auf die Häftlinge. Ich blickte hinunter und dachte nunmehr, sie seien vielleicht krank. Zwei andere Häftlinge standen in der Grube, einer hackte, der Zweite schaufelte, und ein Dritter stand oben am Rand der Grube und beförderte die hochgeworfene Erde ein Stück weiter. Die Bewacher waren nirgends zu sehen.
Ich sagte zu Georg, dass sie vielleicht krank wären, die da im Gras lägen. Er sah mich höhnisch an und tippte mit dem Finger an die Stirn. „Bist selber krank. Die stinken vor Faulheit. Wirst sehn, wenn die Wache kommt, wie krank die sind“. Ich hatte noch nie KZ-Häftlinge gesehen. Dass es Konzentrationslager

gab, wusste ich allerdings seit Beginn des Krieges. In einem Artikel der Zeitung hatte gestanden, dass jene Personen, die Feindsender hörten, mit ihrer Verurteilung und der Einlieferung in ein Konzentrationslager rechnen müssten. Dass dies keine leere Drohung war, erkannte ich daran, dass der einzige Kommunist des Dorfes tatsächlich wegen des Hörens von Feindsendern neunzehnhundertvierzig nach Buchenwald kam.
Dreiundvierzig war er wieder entlassen worden, freilich als ein vollkommen anderer Mensch. Er war plötzlich zum Greis geworden und lief auf einen Stock gestützt durchs Dorf wie ein lebender Vorwurf, als Fragment des Mannes gewissermaßen, den ich vorher gekannt hatte. Er schien wie ein Zeichen aus einer fremden Welt zu sein, die sich freilich nur vierzig Kilometer weit weg befand. Ein halbes Jahr später war er tot. Tage vorher hatte ich ihn noch gesehen. Er hatte mit Reinhold gesprochen, einem Drechsler, der in der gleichen Werkstatt arbeitete wie Tadek. Dieser Reinhold nun, ein wahrer Künstler in seinem Beruf und ehemals Sozialdemokrat, wie ich später hörte, machte ein Geheimnis aus dem, was ihm der Kommunist und KZ-Häftling erzählt hatte. Aber indem er mir, das war im Jahr vierundvierzig, das Drechseln beibrachte oder es zumindest versuchte, erfuhr ich stückweise die Wahrheit. Als hätte er nach und nach Vertrauen zu mir gewonnen, begann er zögernd zu sprechen.
Hilmar, der Kommunist, hatte gewusst, dass er sterben würde. Wahrscheinlich hatte er gedacht, er müsse das, was er erlebt hatte, zuvor noch weitergeben. Es sollte offenbar nicht verloren gehen oder vergessen werden. So sprach er mit dem einzigen Menschen, dem er vertraute. Womöglich schien es ihm dort gut aufgehoben. Reinhold würde schweigen wie ein Grab.
Um es gleich zu sagen, ich glaubte es nicht. Zuerst, so entsinne ich mich, sträubten sich mir die Haare, und ein Schrecken, der mich vollkommen verwirrte, erfüllte meinen Kopf. Alle Juden tot? Berge von Leichen? Öfen, in denen Menschen verbrannt wurden? Ich dachte an jene Wenigen, die ich noch in den ersten Jahren des Krieges in der Stadt gesehen hatte, alle mit dem gelben Stern und dem gehetzten Blick. Alle die sollte es nicht mehr geben? Aufgelöst in Rauch und Qualm? Verbranntes Menschenfleisch? Das konnte nicht sein! Was ich da hörte, versteckte ich sorgsam in einer versteckten Kammer meines Gehirns. Ich glaube,

ich vergaß es sogar und tat es ab wie etwas sehr Unangenehmes. Jetzt, an diesem Februartag des Jahres Neunzehnhundertfünfundvierzig, sah ich KZ-Häftlinge zum ersten Mal, ihre nackten schmutzigen Füße in den Holzschuhen, ihre Gesichter, die sich auf sonderbare Weise ähnelten, ihre Augen, die alle wie gleichgültig und tot wirkten, als wären sie mit der Zeit gleichgemacht worden von einer unsichtbaren Gewalt. Die müden und ziellosen Bewegungen ihrer Hände und Körper wirkten, als würden zehn Meter unter uns wie in Trance unwirkliche Gesten und Handlungen vollzogen.

Einer von den sechs hob sich von den anderen ab. Es war jener, der oben am Rand der Grube stand. Sein Gesicht war voller. Er trug Lederschuhe und ein aufgenähtes Zeichen am Ärmel. Er war, wie sich später herausstellte, der Kapo der Gruppe.

Während sich unten ein Wechsel vollzog -- ein Häftling erhob sich und stieg in die Grube, einer von jenen in der Grube stieg heraus und legte sich in das struppige, gelbe Gras -, richtete sich ein anderer auf und sah über die Straße und über den Bach, der unten vorübergurgelte. Und er sah weiter über die Felder bis zur Burg, die sich einen Kilometer entfernt erhob und deren Turm bereits im Dunst des Nachmittags verschwamm und unwirklich erschien.

Gleich hinter dem Bach auf dem Feld befand sich eine Miete, nicht mehr als hundert Meter entfernt. Der Häftling starrte schließlich auf diese Miete, als wolle er die Entfernung abschätzen, und es konnte sein, dass seine Augen ein wenig Glanz bekamen in diesem Augenblick. Es war, als saugten sie sich an dieser Miete fest und als fülle sie sein ganzes Denken aus. Endlich sagte er etwas, worauf sich ein weiterer Häftling mühsam aufrichtete, zur Miete sah und dann auf die Häftlingsgruppen rechter und linker Hand blickte. Er murmelte etwas, was wie eine Antwort klang.

Ich wandte mich an Georg. „Was hat er gesagt?“ flüsterte ich.

„Semnaki. Der hat was von Kartoffeln gequatscht. Semnaki heißt Kartoffel. Er will Kartoffeln klauen, das Schwein.“

Ich sah zu dem Häftling. Er hatte sich plötzlich erhoben und war losgelaufen, als hätte er sich von einer Sekunde auf die andere besonnen und alle Trägheit abgeworfen. Er war vollkommen verwandelt. Ein Gegensatz trat zu Tage, der mich verblüffte. Ich

beobachtete ihn gespannt. Er hatte sich geduckt, lief über die Straße, die ins Dorf führte und glitt über die Brücke, die den Bach überspannte. Dann huschte er, wie von einer unsichtbaren Kraft bewegt, am Bach entlang von einer Weide zur anderen, bis er in Höhe der Miete angelangt war. Fünfzig Meter freies Feld lagen vor ihm.
Georg zischte neben meinem Ohr unverständliche Laute. „Wepschowy polskieg“, verstand ich gerade noch, als der Häftling zu laufen begann, mit ungeahnter Schnelligkeit, geduckt und dennoch den Kopf auf die Miete gerichtet, ein grellgestreiftes Bündel Mensch auf dem schwarzen Acker, der Miete immer näher kommend, als wäre sie das Einzige in seinem Leben von irgendeiner Bedeutung.
In diesem Augenblick, er war noch zehn Meter von seinem Ziel entfernt, zerriss ein scharfer, gellender Pfiff die Luft neben meinem Ohr. Alles Geschehen stand mit einem Schlag still. Der Häftling stürzte auf den Acker, als wäre der Himmel auf ihn gefallen. Die Hacken und Schaufeln unter uns verharrten in der Stellung, in der sich gerade befanden. Wir sahen in die Augen der Häftlinge, die uns entsetzt und voller Schrecken anstarrten. Georg hatte noch zwei Finger im Mund und ein törichtes und höhnisches Grinsen im Gesicht.
Mir war übel zu Mute. Eine Art Scham erfasste mich und presste mir das Herz zusammen. Ich spürte auch, wie eine Hitzewelle meinen Kopf erfüllte und dass meine Augen den Blicken der Häftlinge auswichen. Gedanken rasten im Gehirn. In einem jähen Entschluss stieß ich meine Rechte in Georgs Rippen. Er kippte zur Seite, das Gesicht schmerzverzerrt und plötzlich voller Wut, er kam hoch und warf sich auf mich wie ein wildes Tier, das keine Furcht kennt. Wir wälzten uns eine Weile in der Vertiefung umher, mal war der eine obenauf und mal der andere. Es ging bis zur Erschöpfung. Am Ende saßen wir einander gegenüber, fixierten uns aus halbgeschlossenen Augen mit wütenden Blicken und wussten, dass keiner dem Anderen überlegen war. Er war wild und behende, ich jedoch ein wenig kräftiger und ausdauernder.
So saßen wir, schnappten nach Luft, und jeder beobachtete wachsam den anderen, bis ich mich abwandte und wieder nach unten sah. Der Häftling lag noch immer auf dem Acker. Halb

hatte er sich in die Erde gewühlt, den Kopf hob er aber jetzt und sah sich um. Es war alles wie zuvor. Die anderen arbeiteten wieder. Von einer Wachmannschaft war nichts zu sehen. Der Häftling erhob sich sachte und lief in gebückter Stellung bis zur Miete. Dort fiel er nieder und begann, die Erde beiseite zu scharren wie eine Henne, wenn sie Würmer sucht.
Ich sah, wie das Stroh zum Vorschein kam, wie er sich hastig die gestreifte Jacke vom Leibe riss und sie eilig füllte mit dem, was er gefunden hatte. Es schien, als könne er jetzt nicht schnell genug wieder zurückkommen und als laufe er wie blind, da er taumelnd und gebückt von der Last über die Ackerschollen stolperte, so das er endlich stürzte, mit dem Gesicht auf die Schollen, die Hände samt Jacke und Beute nach oben haltend, da sie offenbar das Wichtigste von allem war.
Doch es half nichts, ich sah, wie die Jacke zerriss und wie alles herausfiel. Es waren keine Kartoffeln, sondern Kohlrüben, wie sie das Vieh fraß.
Er lag eine Weile still, kam dann mühsam wieder hoch, sammelte alles ein, sah sich um und lief weiter, nunmehr langsamer und bedächtiger, vielleicht war es auch mühevoller für ihn, aber er lief unbeirrt immer weiter, bis er die Grube erreicht hatte. Die Kohlrüben rollten auf die Erde. Der Häftling setzte sich keuchend und erschöpft, warf die verdreckte und zerrissene Jacke über die Schulter und ließ sich zurücksinken ins Gras. Sie sprachen miteinander, und er hob den Kopf und sah hoch zu uns beiden, nicht böse und voller Wut, sondern eher wie nebenbei, als sei dort zwar Ungewohntes, gleichzeitig aber etwas Unwichtiges und nicht Erwähnenswertes.
Ich glaube, dass man diesen Augen nichts ablesen konnte, eine winzige, flackernde Angst vielleicht, doch auch das war nicht sicher. Ihr Ausdruck war mehr von einer stetigen Gleichgültigkeit und ohne eine wie auch immer geartete Teilnahme. Einige der Häftlinge schienen sehr jung zu sein, Burschen eigentlich, nur wenig älter als ich. Zuerst aber glaubte man, alte Männer zu sehen, als wären sie künstlich und in Eile und mit Absicht alt geworden und sähen nun aus wie Greise, die geradenwegs ins Grab taumelten. Einer von ihnen ergriff einen Spaten, stieß ihn in die Kohlrüben und verteilte gelb-rote Scheiben, die sie aßen, als wären es Leckerbissen. Noch nie hatte ich Kohlrüben gegessen.

Sie waren fürs Vieh bestimmt, nicht für lebendige Menschen. Ich begriff plötzlich, dass sie einen Hunger haben mussten, der vor nichts Halt machte.
„Fressen wie die Sfinai“, murmelte Georg neben mir. Gesicht und Tonfall von ihm waren jetzt etwas versöhnlicher. Es schien mir wenigstens so, als hätte sich sein Hass gemildert und als wäre ebenso seine Verachtung ein wenig geschwunden.
Ich erhob mich, und er tat es mir nach. Ein paar Schritte gingen wir nach unten, zögernd zwar, aber doch schnurstracks auf die Gruppe zu. Ich stieß Georg an und sagte, er solle mit ihnen reden und mir beweisen, dass er russisch und polnisch sprechen könne. Nach kurzem Besinnen ging er noch drei Schritte und begann tatsächlich mit dem Kapo erst polnisch und dann russisch zu reden, der aber verfiel nach wenigen Sätzen ins Deutsche. Es stellte sich heraus, dass er Ukrainer war, immer schon in Deutschland gelebt, in München studiert hatte und Mitte neunzehnhundertzweiundvierzig ins Konzentrationslager gekommen war. Warum, wüsste er nicht. Seine Eltern wären Emigranten gewesen.
Ich fragte, was das sei. Er sah mich an und begann es zu erklären, aber ich weiß nicht, ob ich richtig verstand, was er meinte. Ich kam auch nicht dazu, darüber nachzudenken oder zu fragen, denn plötzlich schien es, als wäre ein Ruck durch die Häftlinge gegangen, als wehe auf einmal ein kalter Hauch von irgendwo her, der sie hastiger arbeiten ließ. Der Kapo sah nach rechts über die angrenzenden Felder zur nächsten Gruppe. Von dort kamen drei Uniformierte. Einer führte einen Hund an der Leine. Jener, der voranlief und schnell näher kam, trug einen langen Stock in der Rechten.
Der Kapo wandte sich der Grube zu. In ihr stand ein Häftling, der wie verrückt schaufelte. Die anderen standen oben und schaufelten gleichfalls mit erheblichem Eifer. Die Kohlrüben waren verschwunden, als hätten sie sich in Luft aufgelöst. Es war seltsam, in welchem Maße die Erregung, welche die Häftlinge erfasst hatte, sich auch auf mich übertrug. Ich glaubte, irgendein Unheil läge in der Luft, etwas nicht Fassbares, Ungewisses und Bedrückendes, wie in jenen Minuten vor einem Gewitter, in denen selbst die Vögel verstummen in furchtsamer Erwartung einer Katastrophe.

Ohne uns auch nur eines Blickes zu würdigen, kam die Wachmannschaft heran, an der Spitze immer jener mit dem langen Stock, ein Offizier, wie ich sah, schwarz von oben bis unten. Die blankgewichsten langen Schäfte der Stiefel glänzten, als wären sie nie mit der Erde in Berührung gekommen. Die Schwärze der Uniform wurde nur von silbernen Tressen unterbrochen. Das Gesicht, jung und frisch, markant und reglos, streng und kühl, war ein Offiziersgesicht *par excellence*. So, dachte ich mir, muss ein deutscher Offizier aussehen. Ich sah ihn an und wusste, er war es, tapfer und mutig, hart und gerecht, und entschlossen voranstürmend an der Spitze seiner Männer.

Wie oft hatte ich ihn auf Bildern gesehen, wie oft über und von ihm gelesen. Nun stand er keine drei Schritte von mir weg und sah in die Grube. Seine Augen waren abschätzend auf deren Sohle gerichtet. Der Häftling dort unten, ich glaube es war jener, der die Rüben geholt hatte, schien für diese Augen nicht zu existieren, und auch den anderen Häftlingen galt nicht ein einziger Blick.

Er stieß die Messlatte, einen massiven, kantigen Stock von über zwei Meter Länge, auf den Grund der Grube, las die Tiefe an den Einkerbungen ab, richtete sich auf, hob den Kopf und sah, als ob er träumte, zur Burg, die gänzlich im aufkommenden Dunst des Nachmittags zu versinken schien. Ich sah das makellose Profil seines Gesichts vor der Landschaft, erhoben das kantige Kinn und fest geschlossen die schmalen Lippen des Mundes. Ich glaube, dass ich in diesem Augenblick stolz war auf die Deutsche Wehrmacht und ihre Offiziere.

Ein dumpfes Poltern störte mich nur. Meine Augen glitten an der Uniform abwärts, am Koppel und an der Pistolentasche vorüber bis zu den glänzenden Stiefeln. Da sah ich, wie der rechte stetig und unentwegt die hochgeschaufelte Erde in die Grube stieß, mit immer der gleichen Bewegung, und dass zur selben Zeit der Häftling in der Grube die gleiche Erde wieder hochschaufelte, mit ebenso stoischem Gleichmut und genauso unablässig, wie sie der Stiefel hinunterwarf. Dabei, ich sah es mit Erstaunen, verstand es dieser Stiefel, sich nicht einmal zu beschmutzen, als wäre er ganz und gar unangreifbar. Kurz gesagt, zu meiner großen Verwunderung blieb er so glänzend wie zuvor. Nun sah ich hoch zu dem Gesicht vor der Landschaft, und auch dieses

war noch immer unbewegt und noch immer wie träumend auf die verschwindende Burg gerichtet, gleichsam voller Sehnsucht und starker Empfindung.
Auf dem Gesicht verharrte nun mein Blick. Das Poltern hielt an. Die beiden Soldaten standen teilnahmslos seitab mit ihren geschulterten Karabinern. Der größere von ihnen hielt den Schäferhund an der Leine. Das schöne Tier saß folgsam neben seinem Herrn, hechelte ein wenig und schien sich zu langweilen.
Das Gesicht des Offiziers, wohlig und entspannt bisher, bekam plötzlich und fast ohne Übergang andere Konturen. Es spannte sich. Die Backenknochen traten hervor und es neigte sich der Grube zu. Dann hörte ich, wie der Stock pfeifend in die Grube fuhr und den Kopf des Häftlings traf. Die Mütze flog zum Grund der Grube. Ich sah eine aufgeplatzte Wunde und dünnes, fließendes Blut.
Von nun an hörte ich nur noch das Pfeifen und Zischen des Stockes, der unablässig durch die Luft glitt, doch mich interessierte seltsamerweise nur das Gesicht des Offiziers. Je heftiger und rascher die Schläge einander folgten, umso mehr wurde es von Hass und Wut verzerrt und verzog sich zu einer Grimasse, deren hervorstechendstes Merkmal die entblößten und zusammengebissenen Zähne waren, als richte sich ein Teil der Wut und des Hasses gegen den eigenen Kopf oder gegen etwas, was noch in ihm war und dort nicht hingehörte. Er schlug und schlug, und ich starrte wie gelähmt auf seinen Mund und sah, wie zunehmend Speichel durch die Zähne floss, so dass ich den Eindruck hatte, als stünde ihm der Schaum vor dem Mund. Mein Blick glitt ein wenig nach rechts unten, wo der Hund saß, auch er nunmehr mit gebleckten Zähnen und mit tropfendem Speichel.
Der Häftling lag reglos auf dem Grund der Grube. Ich sah Blut und die zerbrochene Messlatte, hörte ein Stöhnen und wandte mich ab, dem Berg zu, das Keuchen des Offiziers hinter mir, alles Geschehen war ohne ein Wort abgelaufen und die Rücken der Häftlinge waren der Grube zugekehrt, als gingen diese anderen Beschäftigungen nach.
Ich lief zum Berg hoch, fühlte dabei aber weder meine Füße noch meinen Körper und wusste wohl gar nicht, dass ich mich fortbewegte. Ich glaube, es war eine tiefe Scham in mir und eine endgültige und unabänderliche Enttäuschung, ein Gefühl, als

hätte man mich betrogen oder als wäre mir etwas abhanden gekommen, von dem ich glaubte, ich besäße es und könne fest darauf bauen.
In der folgenden Nacht schlief ich so unruhig wie lange nicht mehr. Immer wieder sah ich das Gesicht vor mir und den glänzenden schwarzen Stiefel, der wie ein Perpendikel hin und her schwang und Erde in die Grube stieß. Am Vormittag in der Schule war ich nicht recht bei der Sache und schielte immerfort auf Georg, dessen Gesicht um keinen Deut anders aussah als an den Tagen vorher. Ich vermied es, mit ihm zu sprechen.
Am frühen Nachmittag füllte ich einen kleinen Sack mit Kartoffeln, packte die Taschen voller Äpfel, lief hinter dem Dorf entlang bis zum Katzenberg, kauerte mich in die Vertiefung und sah hinunter zur Grube. Diesmal waren es nur fünf Häftlinge. Jener, der geschlagen worden war, fehlte. Er war auch an den folgenden Tagen nicht mehr zu sehen. Die Wachmannschaft war auch nicht zu erblicken. Der Kapo trug keine Lederschuhe mehr, sondern ebensolche Holzpantinen wie die anderen. Auch sonst wirkte er völlig verändert. Sein Gesicht war stark geschwollen und an einigen Stellen rot, grün und blau.
Ich ergriff den Sack und ging hinunter, schüttete ihn aus und legte die Äpfel dazu. Der Kapo sagte mir, als ich ihn entsetzt ansah, er sei gestürzt und aufs Gesicht gefallen. Als ich zurück sah auf meine Vorräte, waren Kartoffeln und Äpfel verschwunden, als hätten sie nie existiert. Die Häftlinge sahen mich an wie am Tag zuvor. Vielleicht glomm in ihren Augen ein wenig mehr Interesse, vielleicht war in ihnen weniger Misstrauen und weniger Gleichgültigkeit zu sehen, ich war mir dessen nicht sicher, aber ich weiß noch, dass ich mich danach sehnte oder darauf hoffte.
Von den folgenden Tagen weiß ich, dass sie Vertrauen zu mir gewannen, ja, dass sogar eine Art Freundschaft entstand. Vielleicht war es ein trügerisches Gefühl, aber ich spürte es deutlich in jenem Augenblick, als sie mir gegarte Kartoffeln anboten, die sie aus der Asche des Feuers holten. So hatte ich Kartoffeln noch nie gegessen, und nie wieder haben sie so gut geschmeckt.
Ich sprach mit dem Polen Tadek über den Hunger der Häftlinge. Es stellte sich heraus, dass die Ostarbeiter im Dorf einen Weg suchten, wie sie ihnen helfen konnten. Nun stahlen sie bei ihren

Bauern Lebensmittel, die auf geheimnisvolle Weise in eine Felsspalte des Steinbruchs gelangten. Immer wieder leerte sich das Versteck, so viel man auch hineinstopfte.
Ich muss noch sagen, dass Georg dahinter kam und zu seiner Ehre ebenfalls begann, Lebensmittel zu stehlen, und zwar bei dem Bauern, der seine Familie aufgenommen hatte. So hatten wir ein gemeinsames Versteck.
Das Gesicht habe ich nicht vergessen. Wie wäre das auch möglich, da ich es immer wieder sah in den Jahren danach und bis heute. Manchmal tarnt es sich und verändert sein Aussehen. Es kann sogar lachen, es kann jovial und freundlich sein, es kann auf einem Fernsehschirm erscheinen und es ist in allen Ländern zuhause. Manchmal ist auch der Stock zu sehen, zumeist ist er jedoch versteckt.
Ich weiß, das Gesicht ist da, selbst wenn es eine Zeit lang verschwunden scheint. So schrecklich es ist, ich werde bis zum Ende meines Lebens mit ihm leben müssen.

Vom Bernsteinzimmer und anderen Hohlräumen

Ein Schriftsteller, der heute vom Bernsteinzimmer erzählen will, begibt sich auf sehr dünnes Eis, es sei denn, er weiß mehr als jene Autoren, die bisher über dieses so genannte Weltwunder berichtet haben. Liest man deren Darstellungen, entsteht der Eindruck, dass es sich an allen möglichen Ecken und Enden Deutschlands, Polens, Ostpreußens und der Tschechei versteckt hält. Auch in den USA, in Russland und auf dem Meeresgrund soll es vor sich hindämmern. Es soll möglicherweise sogar seine Konsistenz geändert haben, indem es mittlerweile aus Asche besteht.

Den Vogel schoss eine Wahrsagerin aus dem schönen Sachsenland ab. Sie weiß ganz genau, dass es von der SS noch immer im Bautzener Untergrund bewacht wird. Nur eines ist sicher: Es wurde zuletzt im Schloss zu Königsberg gesehen. Dies war im Frühjahr 1944. Es hat also damals auf jeden Fall noch existiert. Die bisherigen Behauptungen, wo es sei, haben sich nicht bestätigt. Niemand hat es an jenen Stellen gefunden. Die Schlussfolgerung hieraus wäre, dass es vernichtet ist oder sich an einem anderen Ort befindet.

Mit der nachfolgenden Geschichte, die sich streng an die Tatsachen hält, wird mit Sicherheit ein wenig Licht in das Durcheinander gebracht. Es wird erzählt, dass der Dr. Alfred Rohde, der Bernsteinexperte im dritten Reich, zum ersten Mai durch einen russischen Studenten von der Existenz des Bernsteinzimmers im Katharinenpalais bei St. Petersburg erfahren hat. Anlässlich eines Vortrages in der Friedrich Wilhelm Universität in Berlin über den Werkstoff Bernstein sei ihm davon berichtet worden. Von da an war es aus verständlichen Gründen sein Wunsch, das Zimmer zu sehen. In einem Gespräch mit dem Gauleiter Erich Koch im Jahr 1936 äußerte er diese Absicht. Da Koch den Bernstein als Wirt-schaftsfaktor in Ostpreußen hoch schätzte und sogar ein entsprechendes Gesetz zum Schutz dieses Materials erlassen hatte, unterstützte er Dr. Rohdes Vorhaben.

Noch im gleichen Jahr besichtigte er das Zimmer in Zarskoje Selo, war erheblich beeindruckt und berichtete begeistert von seiner

Schönheit. Koch daraufhin: „Wir müssen auch so ein Ding haben. Lassen sie es nachbauen.“ Dr. Rohde versicherte sogleich, dass dies unmöglich sei. Und Koch wiederum: „Dann müssen wir es uns holen.“ Dr. Rohde, so wird berichtet, hatte gelacht und war der Meinung, der Gauleiter hätte einen Spaß gemacht. Rohde später: „Seine Worte waren ernst gemeint.“
Bei der Betrachtung dieser ganzen Bernsteinzimmerstory muss man sich in die Gedankenwelt der führenden Nationalsozialisten versetzen, wenn dies auch nicht immer ein Vergnügen ist. Alle Kunstwerke, die von deutschen Meistern geschaffen wurden und sich im Ausland befinden, gehören nach Deutschland und müssen heimgeholt werden. Wenn wir sie haben, geben wir sie nie wieder heraus. Ein für alle Mal. Das Bernsteinzimmer war unter diesen Kunstwerken zweifelsfrei das wertvollste Stück, wobei der Umstand, dass italienische Meister das Zimmer erst zu einem Kunstwerk ersten Ranges erhoben hatten, keinerlei Rolle spielte. Diesen Gedankengang immer weitergesponnen, hieß das: es musste nach Deutschland zurück, koste es, was es wolle. Es hatte absoluten Vorrang und war von größter Bedeutung.
Sie stellten es, nachdem es geraubt worden war, in Königsberg offen zur Schau, und zwar ohne jegliches Unrechtsbewusstsein und in der vollkommenen Gewissheit, dass es deutsch sei und damit ihr Eigentum.
Dr. Rohde schrieb vom Bernsteinzimmer Friedrich des Ersten und dass es in seine Heimat zurückgekehrt wäre. Er wies auf den russischen Pfusch hin, der angeblich an einigen Stellen sichtbar war.
Es bestand nie die Absicht, es als Faustpfand bei eventuellen Friedensverhandlungen einzusetzen. Wenn dies aber so war, dann hat man natürlich für die Sicherheit dieses Kunstwerkes gesorgt und, als die Lage prekär wurde, für sein unauffälliges, lautloses und vollkommenes Verschwinden. Da seit dem Jahr 1941 eine Organisation für derartige Zwecke unter dem Kommando des Generals Adolf J. existierte, konnte sorgfältig und mit deutscher Gründlichkeit diese Aufgabe erfüllt werden.
Hier nun der Tathergang mit möglichster Genauigkeit, mit den darin verwickelten und befassten Personen, und schließlich mit der Darstellung der Einlagerung, des entsprechenden Ortes und des perfekten Betruges sogar gegenüber den eigenen Leuten.

Der Abtransport des Bernsteinzimmers aus dem Königsberger Schloss wird am 4. Juni 1944 durch ein Gespräch im Rathaus zu Königsberg eingeläutet.
Dr. Alfred Rohde, Direktor der städtischen Kunstsammlungen und derzeitig Herr und Verwahrer des Bernsteinzimmers, erhält am dritten für den vierten Juni eine Einladung ins Rathaus, wo er zu seiner Verblüffung nicht dem Bürgermeister, sondern dem ostpreußischem Gauleiter Erich Koch gegenübersitzt.
Koch erklärt ihm kurz und bündig, er müsse sich von seinem Bernsteinzimmer trennen. Zum Schutz und zur Sicherheit müsse es an einen verlässlichen Ort gebracht werden, wo es keinerlei Gefahr ausgesetzt wäre. Es soll in Mitteldeutschland in einer sicheren Unterkunft verwahrt werden.
Dr. Rohde, wie vom Donner gerührt, sieht sein Ein und Alles, „sein liebstes Kind“, wie er zu sagen pflegt, seinem Einfluss entzogen. Wann es abtransportiert werde, wagt er kleinlaut zu fragen. „In den nächsten Tagen.“ Er müsse es abbauen und verpacken lassen. Es würden Kisten gebracht.
Dr. Rohde wankt aus dem Rathaus, steht unter dem Zifferblatt, wo die Zeiger elf Uhr des Vormittags anzeigen, und tappt wie blind über die flache Treppe hinab auf die Straße.
Am folgenden Tag, es war der fünfte Juni des Jahres 1944, kann das Bernsteinzimmer ein letztes Mal von Besuchern in Augenschein genommen werden. Die Paneele befinden sich während des ganzen Tages reglos an den Wänden und werfen ihren gelbgoldenen Schimmer ungerührt und unbeteiligt in den Raum. Niemand weiß oder ahnt, dass es der letzte Tag in diesem Jahrhundert ist, an dem Menschen die Schönheit des Zimmers bewundern können.
Am sechsten Juni in aller Frühe werden mit einem Wehrmachtsauto leere Kisten gebracht. Ebenfalls in aller Frühe, mit Beginn der Arbeitszeit, ruft Dr. Rohde den Tischler Herbert Siebert und zwei weitere Schlosshandwerker zu sich und ordnet an, das Bernsteinzimmer abzubauen und in die Kisten zu verpacken. Er verpflichtet die Männer zum Schweigen.
Am siebenten Juni erhält Dr. Gall, der Direktor der Schlösser und Gärten und Vorgesetzte Dr. Rohdes, in Berlin ein Schreiben der Parteikanzlei mit Bormanns Unterschrift. Er möge den Dr. Rohde in Königsberg anweisen, in den nächsten Tagen das

Bernsteinzimmer herauszugeben, damit es an einem sicheren Ort untergebracht werden kann. Das Zimmer habe einen derartigen Kunstwert und eine solche Bedeutung, dass eine Verlegung geboten sei. Das Schreiben sei sofort nach Erhalt zu vernichten.
Dr. Gall befolgt diesen Befehl, schreibt seinerseits einen Brief an Dr. Rohde, übergibt ihn seinem Amtsmann Carl Merz und weist ihn an, sich unverzüglich nach Königsberg in Marsch zu setzen, hernach aber, nach Erfüllung seines Auftrages, auch diesen Brief sofort zu vernichten.
Einen Tag später, am achten Juni, besteigen im thüringischen Erfurt auf dem Flugplatz Erfurt-Bindersleben zwei Offiziere ein Flugzeug des Großdeutschen Reiches und bringen einen Non-Stop-Flug nach Allenstein im südlichen Ostpreußen hinter sich. Es handelt sich bei diesen Offizieren um den Oberst Helmut Lenke und um den Oberstleutnant Wolfgang Hinkelmann.
Es ergibt sich hier die Gelegenheit, da die beiden sofort nach dem Einsteigen sanft entschlummern, als wäre ein solcher Flug für sie Routine, über diese Männer ein paar Worte zu verlieren. Die Mitteilungen über sie sind allerdings dürftig, unvollständig und insofern mit Vorsicht zu behandeln.
Helmut Lenke, 1912 in Berlin geboren, scheint eine pädagogische Ausbildung genossen zu haben und anschließend im Lehrerberuf tätig gewesen zu sein. Er unterrichtete angeblich Geografie und Geschichte. Mit siebzehn oder achtzehn Jahren gehört er der SA an und rühmt sich später, schon damals in Berlin gemeinsam mit seinem Freund Wolfgang Hinkelmann die Roten verprügelt zu haben. Er wird zu dieser Zeit bereits Mitglied der NSDAP.
Mitte der Dreißigerjahre meldet er sich freiwillig zur Wehrmacht und beginnt als Leutnant. Anfang ‘42 finden wir Lenke als Oberst im Stab einer Armee, wo er Quartiermeister ist. In der gleichen Armee, die im Südabschnitt der Ostfront operiert, befindet sich auch sein Freund Wolfgang Hinkelmann als Oberstleut-nant und Regimentskommandeur.
Der Armeestab erhält im Januar ‘42 den Befehl von Göring, sechs Offiziere mit nationalsozialistischer Gesinnung auszuwählen, die für eine Sonderaufgabe im Reich vorgesehen sind. Der Chef der Armee, ein Generaloberst, wählt zuerst Oberst Lenke aus und überlässt ihm alles weitere.

Da es sich um eine Aufgabe im Reich handelt, die allerdings nicht weiter beschrieben wird, lehnt Lenke ab. Er möchte an der Front bleiben. Doch Befehl ist Befehl. Lenke muss ihn befolgen und erinnert sich sofort an seinen Freund Hinkelmann, der seinerseits ablehnt und gemeinsam mit seinen Kameraden auch weiterhin im Feuer stehen will.
Hätte sich der Regimentskommandeur und Oberstleutnant Wolfgang Hinkelmann durchgesetzt, was natürlich nicht möglich war, wäre er ein Jahr später mit Sicherheit tot gewesen, denn die Armee geht bei Stalingrad zu Grunde.
Lenke und Hinkelmann marschieren stattdessen geradenwegs nach Schloss Wylanow bei Warschau (dort befand sich die Zentrale aller so genannten Kunsterfassungskommandos unter der Führung des SD) und schließlich in das Gebiet von Wangerin in Pommern zur Ausbildung. Sie werden danach beide als Kopf des Stabes in Thüringen eingesetzt, um in diesem Gau die Geheimoperation „Inlandumverlegung“ zu organisieren und umso über achtzig Prozent aller geraubten Kunstgegenstände aus den besetzten Ländern in die geduldige Mutter Erde, ins Grüne Herz Deutschlands sozusagen, zu verlagern.
Während Lenke der „Durchreißer“ ist, der fanatische Kämpfer, ist Hinkelmann der philosophische Kopf. Er ist, ursprünglich angeblich Landvermesser, ein Nachdenker und Grübler, dessen Gehirn vollkommen verquer und hintenrum und so verzwickt denkt, dass es seiner Spezialtruppe, einem kleinen Kommando, gelingt, Stollenanlagen und Bunker so zu tarnen, dass sie praktisch unauffindbar sind.
Diese beiden schweben also schlafend der Stadt Allenstein entgegen, während im gesamten Gau Thüringen auch ohne ihre Anwesenheit das Hacken und Graben und Schaufeln, das Abfahren des Erdaushubs und das Einlagern in die fertigen Depots nahtlos fortgesetzt wird.
Am Abend des achten Juni schlendern die beiden durch Allenstein und bewundern Burg und Altstadt, besonders aber die Burg, ein romantisches Gemäuer mit Rennaissancegiebeln und stillen Ecken und Nischen in der Nähe der Alle.
Wenige Tage später, während der Tischler Herbert Siebert und seine Mitarbeiter fleißig am Abbau und der Verpackung des Bernsteinzimmers arbeiten, wird das Duo in Allenstein zum

Trio. Von Insterburg kommt ein Oberstleutnant namens Helmut Igstädt angereist. Er war am 23. Mai bereits auf Befehl des Oberst Lenke mit einer Ju 52 als Vorkommando von Erfurt-Bindersleben nach Allenstein geflogen. In seiner Begleitung befanden sich sechs Soldaten aus dem Kommando des Oberstleutnants Hinkelmann. Sie bezogen Quartier in der Bismarkschule in Allenstein.
Am 30. Mai fuhr Igstädt mit einem Pkw nach Insterburg, wo er am 1.6. eintraf. Er verhandelte dort mit dem Rittmeister Ernst-Otto Graf zu Solm-Laubach, dem Verantwortlichen für die Operation „Inlandumverlegung" im Gau Ostpreußen, und erhielt am vierten Juni neun LKW zur Verfügung gestellt. Sein Kommando war inzwischen nachgekommen. Igstaedt erhielt noch drei Mann dazu und verfügte nunmehr über neun Kraftfahrer. Der Konvoi fuhr nach Tilsit. Östlich der Stadt existierte ein Lager, es gab dort Kisten im Freien, die mit Planen abgedeckt waren. Die LKW wurden mit 224 Kisten beladen, welche die Aufschrift ES trugen, und der Konvoi rollte nach Allenstein, wo die LKW am 12. Juni auf dem südlich gelegenen Hof der so genannten Reiterkasernen abgestellt wurde. Am gleichen Tag, wie oben schon angedeutet, traf sich Igstaedt mit Lenke und Hinkelmann, das Trio ist komplett, und am dreizehnten fahren sie gemeinsam nach Königsberg.
Dort auf dem Schloss hatte sich inzwischen Folgendes begeben:
Am neunten Juni erreicht der Amtmann und Hauptsturmführer Carl Merz aus Berlin das Schloss und übergibt Dr. Rohde die schriftliche Anweisung des Dr. Gall, das Bernsteinzimmer einem Kommando der Wehrmacht zu übergeben, damit es in Sicherheit gebracht werden kann. Die Anweisung sei sofort nach Erhalt zu vernichten. Merz ist erst zufrieden, nachdem er sich davon überzeugt hat, das Papier zerrissen und verbrannt zu sehen.
Diesen Vorgang bringt Dr. Rohde in stiller Wut hinter sich, denn das Ganze gefällt ihm nicht, da er sich um das Zimmer große Sorgen macht. Am liebsten würde er sich mitsamt seinem Bernsteinzimmer verpacken und eingraben lassen.
Merz überzeugt sich noch dazu von dem ordnungsgemäßen Abbau des Zimmers und von dessen sachgemäßer Verpackung. Sodann verschwindet er und lässt Dr. Rohde mit seiner Verzweiflung allein.

Etwa um 15 Uhr am Dreizehnten treffen der Oberst Lenke, der Oberstleutnant Hinkelmann und der Oberstleutnant Igstaedt in Königsberg ein. Kurz vor 16 Uhr fährt der PKW auf den Schlosshof. Die Offiziere wollen den Dr. Rohde in seinem Amtszimmer sprechen, finden ihn aber dort nicht vor. Eine Frau, es muss die Schlossverwalterin gewesen sein, gibt ihnen den Hinweis, der Dr. könne im „Blutgericht“ sitzen, dem Schlossrestaurant. Er trinke, wenn er den Dienst beendet habe, dort gelegentlich einen Schoppen Wein.
Die Offiziere machen kehrt und poltern wieder hinab in den Schlosshof, auf dem in eben jenem Augenblick, es ist sechzehn Uhr fünfzehn, drei LKW vorfahren und sich in Reih und Glied nebeneinander aufstellen. Dreizehn Soldaten springen herab und stehen stramm, als die Offiziere, die LKW musternd, vorüber gehen und im „Blutgericht“ verschwinden:
Sie gehen in die uralten Gewölbe des Restaurants und kommen nicht umhin, die riesigen Prunkfässer an den Wänden zu bewundern, die Segelschiffe, aufgehängt und aufgestellt und staubbedeckt, die feinen Holzschnitzereien und all den anderen Krimskrams, der das „Blutgericht berühmt gemacht hat.
An einem wuchtigen Holztisch in einer stillen Ecke des Restaurants finden sie schließlich, nachdem ihnen der eifrige Wirt einen Tipp gegeben hat, Herrn Dr. Rohde, einen etwa sechzig Jahre alten Mann, der trübsinnig in sein Weinglas stiert und hochschreckt, als er die Offiziere kommen sieht.
Sein Schlips ist etwas verrutscht, das Gesicht gerötet, die Augen hinter der Brille ebenso, und er fragt, während die Hände sachte zittern, ob die Herren Offiziere zu ihm wollen. Oberst Lenke stellt sich und seine Kameraden vor. Sie kämen wegen des Bernsteinsaales, möchten ihn ansehen, möchten wissen, ob er gut verpackt werde.
Rohdes Hände zittern ein wenig stärker, seine Augen gleiten von einem zum anderen, er scheint voller Unruhe zu sein und etwas hilflos. Sie möchten sich doch ein wenig setzen. Er wolle ihnen alles zeigen, zuvor aber sollten sie seine Gäste sein. Er winkt dem Wirt, und die Offiziere setzen sich, einander Blicke zuwerfend, die sowohl Skepsis ausdrücken als auch Vorsicht und Misstrauen. Der Wirt heißt sinnigerweise Paul Feyerabend und ist äußerst agil und wendig, von erheblicher Servilität sogar

angesichts der hohen Offiziere, während er, wie der scharf beobachtende Oberstleutnant Hinkelmann später bemerken wird, dem Dr. Rohde gegenüber eine winzige Spur Herablassung an den Tag legt, sodass es scheint, als wolle er den Dr. nicht so recht ernst nehmen.
Ebenso wird Hinkelmann später sagen, er täusche sich nicht, wenn er behaupte, das Feyerabend den Eindruck erweckt habe, als wollte er jedes am Tisch gesprochene Wort mitbekommen. Ein Schleicher und Horcher war dieser Wirt im „Blutgericht", so Hinkelmann.
Nach der Weinrunde, die selbstverständlich Oberst Lenke begleicht trotz aller Proteste des Doktors, erheben sich alle vier und marschieren auf den Schlosshof. Da kommt es an den Tag, dass der Herr Dr. höchst unsicher auf den Beinen ist und dennoch sich tapfer bemüht, eine sichere Haltung zu bewahren. Er hatte offensichtlich, so Hinkelmann später, seinen Dienst schon um die Mittagszeit im Schloss beendet und ihn ins „Blutgericht" verlegt.
Auf dem Schlosshof stehen die LKW. Die Planen sind an der Rückseite geöffnet, und die vier Männer erblicken große Kisten und Matratzen auf allen drei Fahrzeugen.
Dr. Rohde starrt sie an, putzt seine Brille und starrt wieder wie gebannt auf die Kisten. Oberst Lenke meint, es hätte alles seine Richtigkeit, er brauche sich nicht zu sorgen, die Kisten wären ebenso wie jene, die er bereits erhalten habe. Dr. Rohde nickt, als sei er erleichtert, und sie gehen ins Schloss. Die Uhr zeigt sieben Uhr fünfzehn.
In jenem Saal, wo sich das Bernsteinzimmer befindet, legen die Handwerker gerade letzte Hand an. Die Offiziere haben nicht das Vergnügen, Teile des Zimmers zu sehen. Es ist alles verpackt, und die Kisten stehen ebenso in Reih und Glied, wie die LKW unten auf dem Hof.
An dieser Stelle ist es angebracht, die Größe der Kisten und ihre Anzahl genau zu bestimmen. Dabei gibt es jedoch, je nach Angabe, Differenzen, die sich wahrscheinlich aus der Fähigkeit der einzelnen Personen ergeben, derartige Schätzungen vorzunehmen. Es gibt drei Berichte von drei verschiedenen Zeitzeugen. Eine davon ist offenbar besonders zuverlässig.
Erste Angabe: 24 Kisten, 3 Meter lang, 1,40 Meter hoch, 0,20 Meter breit. In diesen Kisten sollen sich jeweils zwei Tafeln

befunden haben. 2 Kisten, 2,70 Meter lang, 1,40 Meter hoch, 0,50 Meter breit. In diesen Kisten sollen sich ebenfalls Tafeln befunden haben. 8 Kisten, 0,50 x 0,50 x 0,50 Meter. Diese Kisten sollen angeblich Leuchter enthalten haben.
Zweite Angabe: 24 Kisten von gleicher Länge und Höhe wie oben, jedoch 0,30 Meter breit. 4 Kisten mit den gleichen Maßen wie oben jene 29 Kisten mit den Maßen wie oben die 8.
Dritte Angabe: 26 Kisten 3 Meter lang, 1,40 Meter hoch, 0,50 Meter breit. 5 Kisten 2,70 Meter lang, 1,40 Meter hoch, 0,50 Meter breit. 8 Kisten, 1,50 Meter lang, 1,40 Meter hoch, 0,50 Meter breit.
Von den fünf Handwerkern, die gegen achtzehn Uhr das Schloss verlassen, wird einer gebeten, nach einundzwanzig Uhr wiederzukommen. Es ist der Tischler Herbert Siebert.
Als er erscheint, spricht Oberst Lenke mit ihm, erkundigt sich nach seinen Familienverhältnissen und teilt ihm mit, dass der Bernsteinsaal nunmehr verladen und in Sicherheit gebracht wird. Er hätte zu schweigen gegenüber jedermann von allem, was in dieser Nacht geschähe. Der Vorgang sei eine geheime Reichssache, und er könne, wenn er anderen gegenüber darüber spreche, wegen Landesverrats mit schlimmen Folgen rechnen. Siebert verspricht zu schweigen.
Zwei Monate später wird er Soldat sein und wiederum einen Monat später in sowjetische Kriegsgefangenschaft geraten. Sagen wird er bis zu seinem Lebensende, dass er in Thüringen verbringt, kein Wort, außer einigen Andeutungen in der eigenen Familie.
Nach 22 Uhr, die Gaststätte „Blutgericht“ schließt, und die letzten Gäste verlassen den Burghof, werden von den Soldaten die Kisten von den LKW gehoben und in ein Kellergewölbe des Schlosses getragen. Sie werden von dort erst sieben Monate später, nämlich am 18. Januar ‘45., als Kisten, die angeblich das Bernsteinzimmer enthalten, von einem Kommando verladen, dem unter anderen vier Offiziere mit folgenden Namen angehören: Pluws, Graf Schimmelmann, Keiluweit und Wyst. Am 23.1.45. werden sie abtransportiert und später in Thüringen in der Nähe des Standortes Thomasmühle eingelagert.
Gegen Mitternacht, mit Beginn des vierzehnten Juni 1944, werden die Kisten mit dem echten Bernsteinzimmer von den

Soldaten aus dem Schloss geholt und auf die drei LKW verladen. Zwischen die Kisten werden Matratzen und anderes Polstermaterial gestopft, und sie werden fest verzurrt. Die Verladung dauert bis drei Uhr. Vier Posten bleiben bei den Wagen. Die anderen Soldaten sowie die Offiziere begeben sich in ein Hotel, welches westlich vom Schloss liegt.
Am vierzehnten stehen die LKW ebenso wie am Vortag auf dem Hof, die Planen hochgeschlagen, sodass man die gleichen Kisten sehen kann wie am Tag vorher. Um sechzehn Uhr erst fahren sie ab.
In einem LKW sitzt neben dem Fahrer Oberstleutnant Hinkelmann, im zweiten Oberstleutnant Igstaedt und im dritten aus unerfindlichen Gründen ein Oberleutnant Stolzke aus Königsberg, der kurz vor der Abfahrt den Schlosshof betritt. Es ist dies ein Offizier der Königsberger Feuerwehr, der scheinbar während des Transportes auf die Einhaltung von feuerpolizeilichen Sicherheitsbedingungen zu achten hat. Nun, welche Rolle er auch in dem Verwirrspiel besetzt, Jahrzehnte später, er starb 1990, stürzte er die Bernsteinzimmersucher in ein heilloses Durcheinander von Vermutungen und Spekulationen. Er wird behaupten oder er hat angeblich behauptet, im Sommer 1944 den Transport des Zimmers in die Ordensburg Lochstädt begleitet zu haben. Sofort stand Lochstädt im Mittelpunkt allen Interesses, und alles andere wird vergessen. Endlich die richtige Spur.
Die Erwähnung der Ordensburg Lochstädt ist, nach über vierzig Jahren, in der Tat eine erstaunliche Äußerung des Wilhelm Stolzke, da er sich mit Sicherheit daran erinnern musste, nicht mit den drei LKW nach Lochstädt gefahren zu sein. Allerdings hatte er tatsächlich Transporte nach Lochstädt begleitet. Jener vom 14.6. geht jedoch nach Allenstein und endet im Hof der Burg, wo die LKW schließlich ebenso in Reih und Glied stehen wie vorher auf dem Schlosshof zu Königsberg, nur mit fest geschlossenen Planen. Diese Burg hatte etwas mit dem General Adolf J. zu tun. Allenstein war sein Geburtsort. Hier war er aufgewachsen, und er kannte sie wie keine andere.
Aber zurück zu Stolzke. War der Eid, den der Oberleutnant geschworen hatte, nach Jahrzehnten noch so wirksam, dass er einen falschen Ort angab? Es ist anzunehmen, dass er nicht nur sich, sondern auch über seinen Tod hinaus seine Familie schützen

und die Suche auf die falsche Fährte lenken wollte. Unklar und rätselhaft ist allerdings, weshalb er vom Sommer ‘44 gesprochen hat. Das bedeutete doch, die ganze Kiste zu verraten. Oder bestand die Absicht, so viel falsche Spuren wie möglich zu hinterlassen?
Wo aber bleibt nun unser Oberst Lenke, Kopf des ganzen Unternehmens, an diesem vierzehnten Juni? Wo bleibt Dr. Rohde, der verzweifelte Bewahrer seines Ein und Alles?
Beide setzen sich etwa 16 Uhr in Lenkes PKW, Rohde mit einer Tasche voller Rotweinflaschen, die er zuvor vom Wirt Feyerabend erhandelt hat. Sie fahren gemeinsam mit dem Transport durch das Albrechttor des Schlosses und lassen auf der Stelle das Bernsteinzimmer im Stich.
Der Oberst fährt nach Osten, Dr. Rohde sitzt neben ihm und schwatzt, und Lenke, sonst nicht weichherzig und mitfühlend, begreift auf der langen Fahrt das Unglück des Herrn Dr. Der Mann neben ihm ist besessen von allem, was mit dem Bernstein zusammenhängt, und er leidet unter dem unentwegten Hin und Her der Kunstgegenstände, die davon nicht besser werden und in höchster Gefahr sind. Und wenn sie Stück für Stück ins Reich verschwinden, so bangt er um ihren Zustand, als wären es lebendige Wesen von besonderer Empfindlichkeit.
Kurz gesagt, Dr. Rohde ist traurig und deprimiert und er trinkt unmäßig. Schon seit einem Jahr trinkt er zu viel, das sagt er dem Oberst Lenke. Er beobachte sich selbst und wisse, was er sage. Mit diesem Krieg, sagt er mit schwankender und fast weinerlicher Stimme, geht die Kunst des Ostens verloren, davon sei er überzeugt. Seine Anstrengungen wären ein Spucken gegen den Wind. Am Ende liegt alles in Trümmern, und sein Lebenswerk auch. Er sei jetzt schon eine Ruine.
Bei all diesem Sermon und Gejammer starrt der Oberst verbissen durch die Windschutzscheibe und wird von einem ostpreußischem Dorf zum anderen immer unruhiger. Dieser Dr. ist ja ein höchst unsicherer Kantonist. Er hat dumpfe Ahnungen, dieser Fachexperte mit den detaillierten Fachkenntnissen aus der Kunstwissenschaft. Er ist gegenwärtig nur ein kleines Rädchen, dass sich im großdeutschen Getriebe drehen muss, ohne zu wissen, was bei dem allen herauskommen wird. Wenn sich das Rädchen nicht mehr dreht, wird man es auf den Müll werfen und ein anderes an seine Stelle setzen müssen.

Der Mann war ohne Zweifel vollkommen unzuverlässig. Er hat sieben Flaschen Rotwein vom „Blutgericht“ mitgenommen und säuft sie sukzessive leer. Der Oberst denkt, während sie in ein Wirtshaus mit dem schönen Namen „Goldadler“ einkehren, es ist ein ganzes Stück hinter Waldau, dass er den General über den Seelenzustand des Dr. Rohde unterrichten muss, und dass vielleicht Sicherheitsmaßnahmen zu ergreifen wären.

Der Oberst fährt, wie gesagt, über Waldau. In Tabiau logieren sie über Nacht in einem Hotel. Am anderen Tag geht es weiter bis Norkitten, wo sie wieder im Hotel übernachten. Am sechzehnten treffen sie in Insterburg ein.

Der Oberst begibt sich in den dortigen Kasernenkomplex und verhandelt drei Stunden lang mit dem Rittmeister der Reserve Ernst-Otto zu Solm-Laubach, während Dr. Rohde durch die Stadt bummelt. Im Anschluss daran, noch am gleichen Tag also, fahren sie auf jener Straße zurück, auf der sie gekommen waren und übernachten in Wehlau.

Am siebzehnten Juni fahren sie plötzlich nach Süden bis zu einem Gut Richau, wo sich in einem Wirtschaftsgebäude ein Lager mit Kisten befindet. Rohde und der Oberst wählen 234 Kisten' mit der Aufschrift ES aus und lassen sie auf LKW aufladen, die jedoch nicht wegfahren.

Am 19. brausen sie wieder nach Norden, passieren Wehlau und fahren immer noch in nördliche Richtung über Poppendorf und Grünlinde in ein riesiges Waldgebiet südlich von Gertlauken. Ihre Fahrt endet an einem Lager mit Kisten, die mit Planen abgedeckt sind. Auch dort stehen bereits LKW bereit. Es sind diesmal acht, die sie mit 215 ausgewählten Kisten beladen lassen. Die Buchstaben lauten SU.

Am 21. fahren sie zurück. Sie passieren erneut Wehlau, fahren nun nach Westen und übernachten erneut in Tabiau. Am 23. landen sie in Königsberg, wo Lenke mit Rohde ins Schloss marschiert und sich 42 große Kisten ansieht, die er nächstens abtransportieren will.

Am 24. und 25. sieht sich der Oberst Lenke, als hätte er alle Zeit der Welt, die schöne Stadt Königsberg an. Mit Recht, könnte man hier sagen, denn bald wird die Schönheit dieser Stadt nur noch Vergangenheit sein. Am 26. kehrt er nach Allenstein zurück.

Anderntags fährt der Oberst mit seinem PKW auf den Hof der Burg Allenstein. Er muss doch, als Chef des Ganzen, einmal kontrollieren, ob alles seine Ordnung hat.
Zu diesem Zweck besteigt er einen LKW und öffnet, sich der Erzählungen des Dr. Rohde erinnernd, eine der kleineren Kisten. Er schaut liebevoll und mit der gehörigen Achtung auf eine etwa dreißig Zentimeter große Bernsteinstatuette, auf ein Einzelstück sozusagen, das eine nackte Frau darstellt. Wie die Natur sie geschaffen hat, denkt er. Ein herrliches Stück, denkt er und packt sie sorgsam wieder ein, um sie schließlich, wie nach einem schnellen Entschluss, unter den Arm zu klemmen und vom Wagen zu steigen, wobei ihm der Posten behilflich ist.
Oberst Lenke marschiert zu seinem PKW und fährt davon. Am dritten Juli fliegt er mit einer Ju 52 nach Erfurt-Bindersleben.
Später, so erzählt man sich, hätte plötzlich ein nacktes Weib auf seinem Schreibtisch gestanden, mit dem man den Oberst immer aufgezogen habe wegen jäher und unbegreiflicher Begeisterung fürs ewig Weibliche, was den Oberst jedoch nicht gerührt habe. Das Mädchen da gefällt mir und damit basta, habe er hartnäckig gesagt. Recht so.
Die Figur stand bis Anfang Februar auf Lenkes Schreibtisch. Zu diesem Zeitpunkt begab er sich über Berlin nach Karinhall wegen der Göringschen Depots. Von da an blieb die Statuette verschwunden.
Am 27. treffen drei LKW aus dem Waldgebiet südlich von Gertlauken in Allenstein ein. Sie haben vierundsiebzig Kisten mit der Aufschrift SU geladen. Einen Tag später kommen zwei LKW aus Königsberg mit 52 Kisten, auf denen die Buchstaben DE stehen. Fünf Kisten davon enthalten den zerlegten Kabinettschrank, der im ausgestellten Bernsteinzimmer gestanden hat.
Alle LKW, außer jenen mit dem Bernsteinzimmer, stehen auf dem südlichen Hof der Reiterkaserne am Stadtrand von Allenstein.
Hinkelmann und Igstaedt samt Mannschaft sitzen in Allenstein in der Bismarkschule, drehen Däumchen und warten auf den Befehl zum Abmarsch. Er kommt am 13. Juli von Berlin und enthält die Marschroute, die genau einzuhalten ist.
Am 14. Juli siebzehn Uhr geht es los. Es fahren jedoch nur dreiundzwanzig LKW und zwar in Fünfergruppen und einer

Dreiergruppe. Die Dreiergruppe transportiert das Bernsteinzimmer. Die Wagen sind nicht zu unterscheiden. Der Zeitabstand zwischen den Kolonnen beträgt fünfzig Minuten.
Von den LKW, die darüber hinaus während dieser Wochen beladen und ebenfalls in Marsch gesetzt wurden, soll später berichtet werden. Auf der Spur der dreiundzwanzig jedoch müssen wir jetzt bleiben und zwar bis zur Einlagerung, die allerdings erst Monate später erfolgen wird.
Der Konvoi begibt sich geradezu auf eine Irrfahrt. Die Route kann nur dem Gehirn des Generals J. oder jenen Gehirnen entsprungen sein, die in seiner Abteilung Irreführung und Täuschung tätig waren. Eine solche Abteilung gab es tatsächlich, freilich unter einem unverfänglicheren Namen.
Die LKW fahren von Allenstein über Osterrode nach Graudenz und Bromberg bis Schneidemühl. Von dort geht es über Schönlanke nach Ascherbude, also Richtung Südwesten. Von diesem kleinen Nest aus geht es auf schlechten Wegen über Groß-Drensen und Trebbin nach Schloppe, demnach in nordwestliche Richtung. Nun bewegt sich der Konvoi wieder nach Südwesten bis Woldenburg, wo er erneut abschwenkt und in nordwestliche Richtung nach Bernsee, Marienwalde und Sellnow fährt, alles auf Straßen, die jeder Beschreibung spotten.
Dann geht es nach Westen über Arnswalde und Dölitz nach Pyritz, und von da aus nach Norden über Neumark und Kolbatz bis Kuhblank. Plötzlich, als hätten sie sich verfahren und kämen erst jetzt dazu, sich zu orientieren, fährt der Konvoi nach Osten, nämlich nach Stargard und von da schnurstracks nach Nordosten bis Wangerin. Nun aber muss Acht gegeben werden, denn mit Gottes Hilfe, und indem wir uns an die LKW hängen, erreichen wir zum ersten Mal das mysteriöse Waldlager Wangerin, von dem die Rede war.
Wangerin wird durchquert, die Autos fahren über die Bahnstrecke, an der sich die Kleinstadt befindet, und sie fahren nach Norden, lassen Gerdshagen links liegen, Neu-Lessenthin rechts, und erreichen auf einer schnurgeraden Straße (sie führt nach Labes) in der Höhe von Lessenthin, welches sie links liegen lassen, einen Feldweg, der nach rechts abgeht. Sie fahren etwa einen Kilometer bis zur Lessenthiner Mühle und befinden sich schon mitten im Wald.

Der Müller, ein schlichter Waldbewohner, sieht die LKW vorüberfahren und ist erstaunt. Noch nie hat er so viele Autos gesehen wie an diesem Tag, kann sich aber denken, wohin sie fahren. Fünfhundert Meter von seiner Mühle entfernt, in leicht nordöstlicher Richtung, stehen nämlich drei große Arbeitsdienstbaracken an einem kleinen See, wo es hin und wieder militärisches Geschehen zu beobachten gibt. Dies aber seit drei Jahren immer nur einmal im Jahr, vielleicht zwei Monate lang. Dabei war ihm aufgefallen, dass sich dort nur hohe Offiziere aufhielten. Diesmal sieht er einige Tage später die LKW unter den Bäumen stehen, gut getarnt und von oben nicht auszumachen. Sie stehen reglos, als wollten sie sich ausruhen.

Am Tag ihrer Ankunft schrieb der Müller den dritten August. Der Konvoi hatte von Allenstein bis zur Lessenthiner Mühle fast drei Wochen gebraucht. Aber nicht genug damit. Er steht dort geschlagene vier Wochen unter Bäumen und rührt sich nicht von der Stelle. Oberstleutnant Hinkelmann und Oberstleutnant Igstaedt fahren mit dem Pkw nach Thüringen und setzen ihre gewohnte Arbeit fort. Es muss offenbar allerhand abgearbeitet werden.

Am ersten September tauchen sie wieder auf, und der Konvoi mit Hinkelmann an der Spitze und Igstaedt am Ende sowie mit insgesamt 31 Soldaten setzt seine Irrfahrt fort. Die LKW fahren nach Stargard und in Richtung Stettin. Vor Altdamm geht es auf die Autobahn und über Schmölln nach Stegelitz, wo sie abfahren, um nach Nordwesten abzuschwenken bis Boizenburg. Von da geht es wieder nach Süden über Klosterfelde durch Templin und erneut nach Nordwesten bis Lychen. Nun aber fahren die LKW stracks nach Norden, als wollten sie in Feldberg landen, biegen jedoch vorher nach links ab und erreichen schließlich in der Nähe der Goldenbaumer Mühle ein Waldlager der so genanntes Bormannschen Güterverwaltung Nord.

Wir schreiben den sechsten September 44. Die LKW stehen unter Bäumen in einem zehntausend Hektar großen Gebiet, das im Grundbuch auf den Namen Martin Bormann bzw. auf die NSDAP eingetragen ist.

Bormann hat ganz in der Nähe natürlich auch ein standesgemäßes Schloss (es ist eher ein Gutshaus). Der Ort heißt Stolpe. Die Rückseite des Gutshauses lehnt sich an einen Park, an dem sich wiederum ein zauberhafter See anschließt.

Ein paar Jahrzehnte später werden die alten Einwohner von Stolpe steif und fest behaupten, dass auch Hitler manchmal hier gewesen sei, um sich wahrscheinlich von seiner anstrengenden Arbeit zu erholen. Fünfundvierzig sei das Schloss gesprengt worden, von der SS natürlich, und die alten Männer richten versonnen ihre Augen auf eine freie Stelle vor mächtigen alten Bäumen, wo Fundamente zwischen Grünflächen die Erinnerung wach halten.

Aber wo die Bäume stehen, ganz am Ende, an einer bestimmten Stelle, die die alten Männer nicht kennen und von der sie nichts wissen, klafft ein Loch, ein Meter tief etwa, das nach der Wende von wem auch immer gegraben wurde. Dieser Jemand oder diese Leute, die dort gruben, sind entweder nicht fündig geworden oder wurden gestört, da die wenigen Häuser des Ortes sich in geringer Entfernung befinden. An dieser oder an einer anderen Stelle wurde am 20. Februar 1945 eine Metallkiste vergraben. Ihr Inhalt bestand aus angeblich 3 000 Goldmünzen. Diese Arbeit leisteten damals zwei RSD-Beamte, und ihr Vorgesetzter stand dabei. Den nannte man gemeinhin Gestapomüller. Es handelte sich um den SS-Gruppenführer Heinrich Müller, dem Chef der Gestapo.

In Bormanns Notizkalender liest sich das so: Dienstag, 20. Februar. Müller mit zwei RSD-Beamten nach Nord. Mittwoch, 21. Februar, Müller aus Nord zurück. Rücksprache mit Müller im Lager Zossen.

Soweit Bormann. Die Rücksprache war erforderlich, da Bormann wissen wollte, ob die Kiste ordentlich verbuttelt war und ob die zwei Beamten, wie befohlen, am Vormittag des 21. Februar im Keller der Gestapo auch wirklich erschossen wurden. Müller konnte Vollzug melden. All dies ist natürlich nur eine unbedeutende Abschweifung, wenn auch eine bezeichnende.

Oberstleutnant Hinkelmann und Oberstleutnant Igstaedt werfen sich, nachdem der Transport den Raum Goldenbaumer Mühle erreicht, wieder in ihren Personenkraftwagen und begeben sich erneut an die eigentliche Arbeit in Thüringen, um erst am siebenten Oktober wieder aufzutauchen.

An diesem Tag setzen sie den Transport fort, verlassen das Waldlager, fahren nach Lychen, Templin, Zehdenik, Liebenwalde und von da nach Osten bis zum Kasernenkomplex Eberswalde. Dort

stehen die LKW bis zum 29. Oktober, während Hinkelmann und Igstaedt sich erneut in Thüringen aufhalten.
Am 30. geht es weiter, immer des Nachts und auf der Autobahn ab Finowfurt um Berlin rum und eilends runter zum Hermsdorfer Kreuz, wo sie scharf rechts abbiegen und in Richtung Erfurt fahren. An der Abfahrt Apolda verlassen die LKW die Autobahn, und es geht über Mellingen, Taubach und Oberweimar rasch und unauffällig zu den Müllerschen Kasernen an der Leibnitzallee mitten in der Goethestadt Weimar.
Wir schreiben den 10. November '44. Die LKW werden zum ersten Mal seit Juni entladen, da sie dringend gebraucht werden. Die Kisten werden abseits von den anderen gelagert. (Die Müllerschen Kasernen waren eine Drehscheibe für Kisten aus dem Osten.)
Jetzt zu den LKW, die in Ostpreußen zusätzlich beladen wurden. Es handelt sich um weitere 18 Wagen, die in vier Transporten unabhängig voneinander von Ostpreußen bis nach Thüringen fahren und direkt die Einlagerungsstandorte erreichen. Geladen haben sie insgesamt 317 große Kisten mit Kunstgegenständen aus Russland und 126 große Kisten mit solchen aus Litauen. Der erste Transport verlässt Allenstein am 20. Juli und erreicht den Standort Thomasmühle in Thüringen am 14. August.
Der zweite Transport verlässt Allenstein am 22. Juli und erreicht einen Einlagerungsstandort in einem Waldstück zwischen Schoppendorf und Holzendorf bei Weimar am 16. August.
Der dritte Transport verlässt Allenstein am 25. Juli und erreicht den Einlagerungsstandort Raum Wegscheide vor Oberhof am 20. August.
Der vierte Transport verlässt Allenstein am 27. Juli und erreicht den Einlagerungsstandort Bittstädter Löbchen (oberhalb des Jonastals) am 25. August. Diese LKW haben die litauischen Sachen geladen.
Was geschieht nun mit den abgeladenen Kisten in den Müllerschen Kasernen, worunter sich das Bernsteinzimmer befindet? Seit dem 10. November stehen sie dort, und während man andere Kisten unentwegt an und abtransportiert, erleiden sie das Schicksal, nicht beachtet zu werden.
Etwa einen Monat später, am achten Dezember, rührt sich etwas. Drei Lkw mit dreiundsiebzig dieser Kisten verlassen des Nachts

den Kasernenkomplex. Sie lassen das Gauforum links liegen und fahren schnurstracks in Richtung Norden.
An dieser Stelle kommen wir nicht drumherum, eine Geschichte zu erzählen. Um die Jahreswende vierundneunzig zu fünfundneunzig sagte ein Berliner, der sich noch nie in Thüringen aufgehalten hatte, zu einem Freund aus Thüringen, er hätte einen Hinweis bekommen zu diesem blöden Bernsteinzimmer, von dem alle Welt ein solches Aufsehen macht. Dieser Hinweis wäre so skurril, dass er ihn nur mit Vorsicht weitergeben wolle und unter schweren Bedenken. Der Thüringer horchte auf und spitzte die Ohren.
Da wäre, so der Berliner, eine halbe Autostunde nördlich von Weimar rechts der Straße ein markanter Punkt, den man nicht übersehen könne. (Was es sein sollte, wusste er nicht). Von da aus ginge es noch zwei Kilometer durch ein Dorf und weiter nach Norden bis zu einem Haus und einem Wasser. Dort, am Wasser, läge das berühmte Bernsteinzimmer im Berg.
Der Thüringer lachte hellauf und meinte, er kenne die Gegend nicht und wäre noch nie dort gewesen, aber er könne ja, des Spaßes halber nur, mal vorbeischauen. Er brächte das Zimmer, wenn er wieder nach Berlin komme, dann eigenhändig mit. Beide lachten und vergaßen das Ganze stehenden Fußes, denn alle zwei waren sie realitätsbezogene Zeitgenossen, die nichts von Spinnereien hielten.
Nach einem Monat etwa erinnerte sich der Thüringer an die Sache und fuhr, da er in Weimar zu tun hatte, spaßeshalber von dieser Stadt aus in nördliche Richtung, wo er noch nie gewesen war.
Nach etwa einer halben Stunde tauchte rechts der Straße, auf einem Hügel gelegen, der einsame Turm einer ruinösen Holländermühle auf, die den Mann in eine kleine Irritation versetzte. Unterhalb der Mühle lag ein Dorf namens Bachra. Er suchte sich mühsam den einzigen Feldweg, der nach Norden zu einem mächtigen Bergrücken führte, und erreichte, von der Holländermühle an gerechnet, nach etwa zwei Kilometern ein Haus, die so genannte Rosenmühle. Hinter ihr befand sich ein kleiner See, gewissermaßen der Mühlenteich.
Der Mann war nun aber doch reichlich verblüfft, stieg aus dem Wagen, umrundete wandernd den See und sagte sich, als er an

der Nordseite des Wassers den Berg sah, sein Freund in Berlin könne stolz darauf sein, den Standort des Bernsteinzimmers entdeckt zu haben.
Aber wo war es, das verdammte Ding. Wald und Erde und Bäume waren wie überall, nur war hier alles etwas verschwiegener, einsamer und gottverlassener als anderswo. Von jenem Zeitpunkt an begannen die Forschungen zum Standort Bachra.
Aber zurück zu dem Transport, der Weimar am achten Dezember Richtung Norden verlässt. Kurz vor Bachra sehen die Fahrer den dunklen Umriss der Holländermühle, im Dorf biegen sie nach links ab und kommen bald auf einen Feldweg, der nach eineinhalb Kilometern in einen Wald mündet. Sie fahren an einer Wassermühle vorüber, in der ein Mann namens Josef Obermayer wohnt mitsamt Frau und zwei Kindern. Der horcht argwöhnisch in die Nacht und denkt vielleicht zum hundertsten Mal, dass irgendetwas nicht stimmt dahinten irgendwo. Er hat Ostarbeiter und Soldaten gesehen, und nun fahren sie des Nachts immer, und es tut sich Seltsames in seiner Nachbarschaft im Wald. Hinwiederum aber, so denkt er weiter, beginnt dort der Truppenübungsplatz, und dies alles ist vielleicht doch ganz normal.
Die LKW fahren einige Hundert Meter weiter und erreichen schließlich eine Stollenanlage. Soldaten sind zu sehen, Offiziere laufen eilig, und die dreiundsiebzig Kisten werden in den Berg getragen.
Die Wagen fahren zurück, und wieder horcht der Mann namens Josef Obermayer, der bisher von einem kleinen Landhandel gelebt hat und mit einem Wagen über die Dörfer fuhr. Jetzt gibt es nichts mehr, mit dem er handeln kann, und er horcht wieder und vermutlich auch seine Frau, und die beiden fragen sich, was da wohl in ihrer Nachbarschaft geschieht.
Am elften Dezember, wieder des Nachts, verlassen neun LKW mit 223 großen Kisten die Müllerschen Kasernen, fahren diesmal zur Autobahn und rollen bis Eisenach-West, wo sie abfahren und Kurs nach Süden nehmen.
Es geht an der Wartburg vorüber, durch einen Ort mit dem schönen Namen Waldfisch und bis hinunter ins närrische Wasungen. Dort, zwischen Wasungen und Walldorf, der Werra gegenüber, waren die Spürhunde des Generals Adolf J. fündig geworden,

richtiger gesagt, die Geologen des Generals, die in einer kleinen Abteilung arbeiteten, welche sich mit der „Geschichte der Schächte“ befasste.
Doch nicht nur die alten, vergessenen Schächte sollten diese Leute aufspüren, sondern auch bisher unentdeckte Höhlen. Da sie nun mit Recht annahmen, die Werra hätte vor langer Zeit ein höheres Flussbett gehabt, dachten sie, es müsste dort durch Ausspülungen entstandene Höhlen geben. Sie suchten und fanden. Dem General standen eben sehr gute Fachleute zur Verfügung. Suchet, so werdet ihr finden, hatte er ihnen eingeschärft. Es waren sehr eifrige Fachleute. Die Höhle, die sie an diesem Abschnitt der Werra fanden, war vierzig Meter lang, drei Meter hoch und fünf Meter breit. Der Eingang, zuerst nur ein schmaler Spalt, wurde auf zwei mal zwei Meter vergrößert.
An diesem Standort, den wir Wasungen-Süd nennen wollen und der dem Kommando Wasungen-Maienluft schräg gegenüber lag, war ein Einlagerungskommando unter dem Befehl des Standartenführers Gusko Irmlund stationiert, welches dreiundzwanzig Soldaten und neununddreißig Häftlinge umfasste. Die drei Baracken standen im Raum „Erster Berg“, das heißt, ein wenig östlich davon, also nordwestlich von Walldorf.
Irmlund war 1915 in Estland geboren worden. Er studierte, wie so viele Baltendeutsche, im Reich, und zwar Geschichte und Germanistik. ‘36 wird er NSDAP-Mitglied und verpflichtet sich neununddreißig für zwölf Jahre zur Wehrmacht, wo er bei der Artillerie als Leutnant beginnt. Bis Mai 42 war er in Frankreich stationiert und erhielt Anfang Juni den Marschbefehl für Wylanow und Wangerin.
Am vierten September ‘42 wurde er in einer Steigerkaserne bei Erfurt mit dem Kommando Wasungen-Süd beauftragt und war so eifrig, dass er schnell befördert wurde. Er hatte neun LKW zur seiner Verfügung. Die Kisten holte er zumeist vom Bahnhof Crawinkel. Er musste sie also über den Thüringer Wald in die Depots befördern.
In unmittelbarer Nähe von Wasungen westlich der Werra ließ er einen sehr langen Stollen anlegen, der über viertausend Kisten aufnahm. Die Sachen kamen alle aus Polen. Ein Häftlingskommando von zweiundzwanzig Mann baute an diesem Stollen ab März ‘43. Eingelagert wurde bis zum Februar ‘45.

Doch zurück zu der natürlichen Höhle, in der sich nur Kunstgegenstände aus der Umgebung Leningrads befinden sollen. Als die neun LKW kommen, gibt es dort bereits Kisten. Sie waren im Oktober gebracht worden. Jetzt werden noch 223 große Kisten reingestopft, sodass die Höhle bis zum Rand gefüllt ist mit insgesamt 530 Kisten. In zwei Meter Tiefe wird eine Betonplatte eingebracht, und mit Steinen und Erde wird das Loch zugefüllt. In diesem Zustand befindet es sich noch heute.

Nur der Zustand des Standartenführers Irmlund, seiner Soldaten und seiner Häftlinge sollte sich ändern. Die Häftlinge wurden bereits am 22. Februar '45 von den Soldaten erschossen und verbuddelt.

Den Soldaten und ihrem Standartenführer erging es ähnlich während der Karwoche dieses Jahres. Sie sterben am 23. 3. in einer Kaserne bei Ohrdruf und warten im so genannten Thüringer Tal in der Nähe von Brotterode darauf, dass sie gefunden und identifiziert werden.

Am dreizehnten Dezember verlässt ein weiterer Transport die Müllerschen Kasernen in Weimar. Diesmal sind es sieben LKW mit 145 Kisten. Sie fahren über Rudolstadt, Saalfeld und Lobenstein bis Hof oberhalb des Fichtelgebirges. Von Hof aus fahren sie über Gattendorf nach Regnitzlosau, um anschließend ihre Fahrt im Raum Fassmannsreuth zu beenden.

Gut zwei Monate später werden an der gleichen Stelle ein Standartenführer Popp und ein Oberstleutnant Wyst mit 65 großen Kisten ankommen, die sie vom Heeresberg bei Gera geholt haben.

Der Stollen, den die sieben LKW aus Weimar erreichen, ist der gleiche. Das Begleitkommando lagert die 145 Kisten ein und macht sich auf den Rückweg.

Es bleiben noch vier LKW-Ladungen, die sich in den Müllerschen Kasernen befinden. Dazu gehört das Bernsteinzimmer. Ein LKW setzt sich am Heiligen Abend '44. in Bewegung. Er hat 25 Kisten geladen. Darunter befindet sich der in mehreren Kisten verpackte Kabinettschrank aus Bernstein, ein Prachtstück des Königsberger Schlosses.

Während die Menschen unter Kerzenschimmer, so weit es noch Kerzen gibt, hinter verdunkelten Fenstern sitzen und verbissen die letzte Kriegsweihnacht feiern, tritt der LKW eine relativ

lange Fahrt an. Er rollt über Neustadt an der Orla und quält sich zuletzt in der schönen Stadt Weida zur Burg hoch.
Die Osterburg in Weida ist mit hoher Wahrscheinlichkeit eine Gründung Karls des Großen. Zu Anfang wird es ein Holzkastell gewesen sein, später, mit Gewissheit ab dem 12 Jahrhundert, mausert sie sich zu einer ansehnlichen Steinburg mit dem weitaus schönsten und imposantesten Berchfried in Mitteldeutschland.
Die Burg ist der ganze Stolz der Weidaer. Wozu sie während des Krieges missbraucht wurde, darüber lässt sich freilich trefflich streiten.
Der Berchfried nun, in des Wortes wahrer Bedeutung jener Platz, der den Frieden birgt, ist im unteren Teil vierzehn Meter dick, dreißig Meter hoch und ebenso mit Zinnen umgeben wie der zweite Teil, der zweiundzwanzig Meter hoch ist. Schließlich erhebt sich darüber noch eine zwanzig Meter hohe Pyramide mit einer zierlichen dritten Galerie, von der man weit ins Land schauen kann.
Ob dort oben ein ausspähender Posten inmitten der kalten Winternacht gestanden hat, als sich der LKW auf dem steilen Burgweg hochquält, lässt sich nicht mehr ermitteln. Dass jedoch die Spezialisten der Abteilung „Geschichte der Schächte“ die Burg schon ‘42 gründlich untersuchten, ist überliefert.
Sie wurden fündig, allerdings nicht im Berchfried, sondern genau an der entgegengesetzten Stelle, also im Burgberg. Sie fanden ein verschlossenes, vollkommen unbekanntes Gewölbe von fünf mal acht Metern Größe, etwa sieben Meter tief unter dem Burghof. Es war der ideale Ort, um Wertvollstes trocken und unerreichbar zu lagern.
Dort schlummern die Kisten mit dem wundervollen Kabinettschrank dem Tageslicht entgegen. Wenn er gefunden wird, sollte er vielleicht für immer auf der Osterburg bleiben zur Erinnerung an den Wahn einer Diktatur. Doch wenn er gefunden werden soll, dann müssten ebensolche Fachleute wie jene des Generals sich auf der Osterburg ein wenig umsehen.
Es bleiben nun die drei LKW-Ladungen mit dem Bernsteinzimmer. Um die Bedeutung der nachfolgenden Darstellung richtig einordnen zu können, muss mitgeteilt werden, dass bereits Ende September ‘44 drei LKW die Müllerschen Kasernen erreicht hatten, die mit 36

Kisten beladen waren. Diese Kisten ähnelten jenen, die in der Nacht vom dreizehnten zum vierzehnten Juni in Königsberg verladen wurden, wie ein Ei dem anderen. Sie wurden in Weimar abseits in eine Ecke gestellt und bis zum 20. Dezember nicht mehr angefasst. Die Bernsteinzimmerkisten gibt es also schon dreimal. Zweimal in Weimar, wobei diejenigen, die zuletzt von Eberswalde kamen, das richtige Bernsteinzimmer enthalten. Ein drittes Mal gibt es aber die Kisten noch in Königsberg, wo sie in einem Gewölbe liegen und erst am 23. Januar den Weg zum Standort Thomasmühle zwischen Ilmenau und Schleusingen antreten.

Wie zu sehen ist und wie sich immer mehr abzeichnet, beginnt jetzt ein gigantisches, verzwicktes Täuschungsmanöver, welches nur dem Gehirn des Generals J. oder jenem Bormanns entsprungen sein kann.

Alles ist von langer Hand vorbereitet. Der Reichsleiter Bormann, der einige Zeit in Weimar gelebt hat, kennt die Umgebung wie seine Westentasche und hat sich stur in den Kopf gesetzt, das Bernsteinzimmer in diesem Raum an einer günstigen Stelle unter die Erde zu bringen. Für den Raum Weimar spricht außerdem der Umstand, dass sich hier im so genannten Mittelraumverteidigungsbereich die unterirdische Parteikanzlei befindet.

Oberst Helmut Lenke lässt Mitte ‘44 eine Flakeinheit in einem Waldstück stationieren, welches zwischen Oberweimar und Taubach liegt. Der Kommandeur ist ein Oberleutnant Gerald G. Er ist ein Sohn der Stadt Bielefeld. Er ist sechzehn geboren, wird siebenunddreißig NSDAP-Mitglied und achtunddreißig zur Wehrmacht eingezogen. G. ist bei der Artillerie und wird schnell befördert. Er nimmt sowohl am Polen- als auch am Frankreichfeldzug teil, erhält ‘42 einen Marschbefehl nach Wylanow und Wangerin, nimmt an dem Lehrgang teil und meldet sich, nach einem letzten Urlaub, am 28. August in einer Steigerkaserne bei Erfurt. Er bekommt den Befehl, ein Flakgeschütz zu übernehmen, und wird an der Nordseite eines Berges stationiert, der sich Bohr nennt und zwischen Thälendorf und Solsdorf liegt. Die Flakbedienung besteht aus neun Mann. Fünfzig Meter von ihm entfernt befindet sich ein Einlagerungskommando, das aus 18 Soldaten und 35 Häftlingen besteht. Dieses Kommando macht sich an einer Stollenanlage zu schaffen. Es gibt einige Baracken.

Am 27. März ‘43 wird er abgezogen und stationiert sein Flakgeschütz an einer Waldecke zwischen Großschwabhausen und Isserstedt. Dort gibt es drei Baracken, 22 Soldaten und 36 Häftlinge. Auch dieses Kommando arbeitet an einer Stollenanlage.
Am 29. August rückt er Weimar noch etwas näher. Jetzt steht seine Flak in einem Waldstück zwischen Lehnstedt und Mellingen. Auch dort gibt es ein Kommando, bestehend aus 22 Soldaten und 37 Häftlingen, die sich gleichfalls in die Erde bohren. Am 29. März ‘44 wird der Oberleutnant G. mit Mannschaft und Flak in die Nähe von Weimar-Nohra versetzt. Die Flak steht unweit vom so genannten Weinberg nördlich von Nohra. Auch dort wird eine Stollenanlage gebaut. Soldaten und Häftlinge sind im Bereich des Flugplatzes untergebracht.
Am 24. Mai wird er schließlich an dem erwähnten Standort zwischen Oberweimar und Taubach stationiert. Seine Mannschaft wird vergrößert, und Oberleutnant G. verfügt plötzlich zu seinem Erstaunen über dreizehn Mann. Er stellt verwundert fest, dass sich unter seinen Leuten fünf Bergleute und sechs Maurer befinden, und dass in der Nähe kein Einlagerungskommando operiert.
Am 26. Mai erscheint der Oberst Lenke und erteilt den Befehl, einen Munitionsbunker für die Flak zu bauen. Der Oberleutnant bohrt sich mit seinen Leuten im unteren Bereich jenes Waldes in den Boden, der nach Oberweimar zu liegt. Es entsteht ein quadratischer Schacht von zumindest vier Meter Tiefe, hernach ein Stollen, etwa zwei mal zwei Meter im Querschnitt und etwa sechs Meter lang. Er hat dabei ein erhebliches Gefälle, und die Männer befinden sich am Ende des Stollens in mindestens zehn Meter Tiefe unter dem Berg östlich des Wäldchens. Nun beginnen sie mit der Herstellung des Bunkers, der schließlich sechs mal acht Meter misst. Er wird sofort ausgemauert und mit zwei Zwischenwänden versehen, sodass am Ende drei Räume vorhanden sind, die je zwei mal acht Meter messen.
Der Erdaushub wird mithilfe einer Winde aus dem Schacht gezogen, immer nur in der Nacht selbstverständlich. Er wird am Berg sorgsam verteilt und abgelagert. Der Eingang zum Bunker wird mit einer Eisentür versehen, die aus zwei Flügeln besteht.
Anfang Dezember ‘44 sind die Arbeiten beendet. Der ungeduldige Oberst Lenke kommt während der ganzen Bauzeit sechsmal, immer allein und immer scharf kontrollierend.

G. lässt Flakgranaten einlagern und ist der Meinung, dass er einen schönen Standort hat, wo er das Ende des Krieges geruhsam abwarten kann.
Er täuscht sich. Am 15 Dezember erhält er den Befehl, die Stellung zu verlassen und den Bunker zu räumen. Am sechzehnten verlässt er mit seinen Männern den Berg und wird in der Nähe von Eisenach am Burschenschaftsdenkmal stationiert. Dort gibt es kein Einlagerungskommando, stattdessen aber ein Häftlingslager in unmittelbarer Nähe.
Er bleibt bis zum achten März ‘45 und wird an diesem Tag mit seinen Männern nach Ohrdruf verlegt. Am dreizehnten werden dort 28 Soldaten und sieben Offiziere, alle kommen sie aus Flakeinheiten, in einer Kaserne getötet. Ihre Leichen liegen im Thüringer Tal bei Krätzersrasen.
Bereits im Morgengrauen des 21. Dezember, es war ein Donnerstag, befindet sich der Verantwortliche für die Kunstsammlungen der Stadt Königsberg, Herr Dr. Rohde, in einem Waggon der Reichsbahn, der ihn von Königsberg nach Berlin befördert. In Berlin angekommen, besteigt er einen anderen Zug, der in Richtung Thüringen fährt.
Er läuft Ausschau haltend durch die Waggons dieses Zuges, bis er schließlich auf den Herrn Dr. Gall trifft, seinen Vorgesetzten, der gleichfalls im Begriff ist, sich nach Thüringen zu begeben. Da sitzen sie nun beieinander und schwatzen über alles Mögliche, was ihr Fach betrifft und auch darüber, dies tut insbesonders der Herr Dr. Rohde, dass die Zeiten so trübe wären wie der gegenwärtige Monat.
Dr. Rohde, er sagt es offen und gerade heraus, meint, dass nicht mehr viel zu retten und der Krieg bald zu Ende wäre. Und lieber ein Ende mit Schrecken als ein Schrecken ohne Ende, so bringt er seine Gedanken auf den Punkt. Er gibt der ganzen Geschichte noch zwei Monate, mehr nicht.
„Aber schauen sie mal, Herr Dr. Rohde,“ entgegnet ihm ärgerlich sein Vorgesetzter, „die Offensive im Westen rollt, in den Ardennen geht es voran“. Dr. Rohde verzieht das Gesicht und hat die Stirn, seinen Chef zu unterbrechen. Gegen die Amerikaner, so glaubt er sagen zu müssen, kommen wir gar nicht an. Sie haben das Material und genügend ausgeruhte Burschen aus dem Wilden Westen, die alles kurz und klein schlagen mit ihrer Maschinerie.

Nun geht es hin und her, bis die zwei erschöpft innehalten und nach einigem Schweigen fast zu gleicher Zeit die Augen schließen, um ihrem Ziel entgegen zu schlummern.
Am Vormittag des gleichen Tages, es war wenige Minuten nach acht Uhr, nehmen drei Männer in der Nähe des Ortes Wiesental westlich von Bad Nauheim Platz in einem Auto, das zum Fahrzeugpark des Führerhauptquartiers „Adlerhorst“ gehört. Der Fahrer des Wagens steht stramm und grüßt, als sich die drei nähern. Er hat die Ehre, die Wagentüren aufzureißen. Der Führer und sein Adjutant setzen sich in den Fond des Wagens, Bormann, der Dritte im Bunde, setzt sich auf den Beifahrersitz und gibt an, wohin die Reise geht. Zur Ehre des Adjutanten, der sich hinter Bormann befindet, muss gesagt werden, dass er mit Abscheu dessen faltenschlagendes Genick betrachtet, diesen Stiernacken, der eher einem Ochsen als einem Menschen zuzurechnen ist. Alles an Bormann geht ein wenig ins tonnenförmige, ins grobe und bäurische, und es ist nicht nur das Aussehen, welches den Adjutanten anwidert, sondern vor allem die Hinterhältigkeiten unter dem Schleier der Parteitreue und die entsetzliche Beflissenheit dem Chef gegenüber.
G., der Adjutant, ist SS-Sturmbannführer und selbstverständlich eine ganz andere Erscheinung. Er ist sehr jung und sehr groß, trägt eine tadellose Uniform und seine blonden Haare sauber gescheitelt. Er ist gewissermaßen ein großer, sauberer Deutscher Schäferhund, der seinen Herrn auf Schritt und Tritt begleitet und jeden zerfetzen wird, der ihm zu nahe kommt.
Dieser Herr wiederum, neben ihm sitzend, eingehüllt in einen Mantel und in Schweigen versunken, ist gar nicht sein Herr, sondern nur dessen Doppelgänger.
Es beginnt nämlich jetzt die große Schmierenkomödie, die gar nicht so lustig ist, wie man das gemeinhin von einer Komödie erwartet. Von einem Doppelgänger Hitlers ist hin und wieder in der Literatur zu lesen. Die Nachrichten darüber sind jedoch sehr ungenau und höchst lückenhaft.
Es ist ein simpler Standartenführer, der da im Auto hockt und seinen Führer spielt, ein bayrischer Landsmann mit Namen Otto I., 1903 geboren. Er sieht aus wie Hitler, spricht wie Hitler und ist im Stande, seinen linken Arm ebenso zittern zu lassen wie dieser. Bis zum April ‘43 war er Hauptmann und Batallions-

Kommandeur im Mittelabschnitt der Ostfront und versetzte Soldaten und Offiziere immer wieder in Erstaunen, wenn er auftauchte. Sie dachten wahrhaftig, der Führer persönlich hätte sich unter sie gemischt.
Im April ‘43 wird er schließlich nach intensivsten Durchleuchtungen zum Führerbegleitkommando ins Hauptquartier nach Rastenburg versetzt, wo er allerdings überhaupt nicht zu erblicken ist. Er erfährt stattdessen eine überaus gründliche Ausbildung durch einen Oberstleutnant, von dem er später sagen wird, es sei ein regelrechter Verwandlungskünstler gewesen. Kurz gesagt, ihm wird das Wissen eines Schauspielers vermittelt, und zwar mit großem Erfolg. Sein Auftreten und sein Sprechen wirken so perfekt, dass selbst Hitler diesen erstaunlichen Fortschritt begeistert anerkennt. Natürlich sind es nur sehr wenige Personen, die sowohl von diesen Fortschritten als auch überhaupt von der Existenz des Mannes Kenntnis besitzen. Der Adjutant G., Bormann und der General Adolf J. gehören allerdings zu diesem Kreis. Wenn der Führer sich auf Reisen begibt, ist es zumeist der Standartenführer I., der im Führerzug sitzt, während Adolf in Wahrheit mit dem Flugzeug sich an den gleichen Ort begibt. Sind beide am Ziel angekommen, muss der Doppelgänger in der Versenkung verschwinden und sich still verhalten. Es sind dabei vielfältige Vorsichtsmaßnahmen zu bedenken, die aber Bormann immer im Griff hat.
Einmal, der Probe halber, wird Speer mit dem Standartenführer konfrontiert. Er merkt nichts und bleibt ahnungslos, was Hitler so erheitert, dass er sich seit langem wieder einmal auf die Schenkel schlägt.
Dies also ist die Konstellation, unter der sich Bormann, der Adjutant und der Standartenführer I. im Auto von Wiesental gemächlich in nördliche Richtung begeben. Sie passieren den kleinen Ort Münster, fahren durch Butzbach, machen in Gießen Station, wobei der Standartenführer dummerweise im Auto verharren muss, damit er nicht als Führer des Großdeutschen Reiches ausgemacht werden kann.
Es geht weiter nach Norden, wo die Fuhre nach zehn Uhr zwischen Oberwalgern und Niederwalgern auf einer Straße unmittelbar neben einer Eisenbahnlinie anhält. Dort steht auf freier Strecke der Führerzug mit der Codebezeichnung „Brandenburg“

mit vier Wagons, den sie sofort besteigen. Der „Führer“ begrüßt die beiden Lokführer per Handschlag. Das hat er immer gemacht, und so darf es sein Doppelgänger nicht vergessen. Den RSD-Beamten winkt er leutselig zu und zieht sich in sein Abteil zurück.

Der Führersonderzug fährt ebenso gemächlich wie zuvor das Auto. In Marburg angekommen, fällt es Bormann ein, zu telefonieren. Der Zug wird ans Netz angeschlossen und der Reichsleiter scheucht die zwei Mann, die in der Fernsprechvermittlung hocken, hinaus, um ungestört mehrere Gespräche zu führen. Dies wiederholt sich in Bad Hersfeld und Eisenach. Zwischendurch, während der Zug rollt, sitzt Bormann über Papieren, die er stur abarbeitet, ohne einen Blick auf die vorüberziehende Landschaft zu werfen.

Der Adjutant und der Standartenführer indessen machen sich gegenseitig auf die Schönheiten des hessischen Berglandes aufmerksam, sehen das graue Wasser der Werra und der Hörsel und schließlich im Nebeldunst des Nachmittags die mächtige breitgelagerte Wartburg südlich der Stadt.

Es geht über Gotha und Neudietendorf nach Erfurt, wo Bormann wiederum ausgiebig telefoniert und die Dämmerung hereinbricht. Gegen 17 Uhr 45 erreicht der Zug auf der Strecke nach Weimar ein Waldstück vor Hopfgarten und beendet seine Fahrt. Lokomotive und Sonderwagen stehen im Schutz von Bäumen, und die drei Passagiere verlassen den Zug, um fröstelnd auf einem Feldweg zu stehen, der entlang der Schienen in Richtung Südosten nach Hopfgarten verläuft und in Richtung Nordwesten zum Flachshügel, also nach Erfurt.

Bormann glotzt in die Dunkelheit und flucht, der Doppelgänger schlägt den Kragen seines weiten Mantels hoch und versucht, den Reichsleiter zu beruhigen. Bormann flucht weiter, weil der Wagen noch nicht parat steht, den er für 17 Uhr fünfzig an diese Stelle befohlen hat. Der Adjutant schweigt und beobachtet den Sonderzug, der zurückgerollt ist und jetzt mitten in dem Waldstück steht.

Endlich taucht im Flachstal ein schwacher Lichtschein auf. Bormann sieht auf das Leuchtzifferblatt seiner Armbanduhr. Dem Adjutant kommt es vor, als koche er vor Wut. Er grinst in der Dunkelheit. Als der Wagen vor ihnen steht und der Fahrer,

ein Unteroffizier, aussteigt, wird er von Bormann angefahren und wegen der Verspätung zur Schnecke gemacht. Bormann befiehlt dem Unteroffizier, zum Bahnhof Hopfgarten zu laufen und mit irgendeinem Personenzug zu seinem Kommando zurückzufahren.
Er zwängt sich stattdessen selbst hinter das Steuer und lässt den verdatterten Unteroffizier auf dem Feldweg stehen. Sie fahren zum Flachstal und zwischen Rammelsberg und Flachshügel bis nach Utzberg zur Reichsstraße 7. Wenig später befindet sich der Wagen auf rasender Fahrt nach Weimar. Bormann fährt immer rasant. Er ist ein leidenschaftlicher Autofahrer.
Überdies kennt er sich in und um Weimar aus. Der Wagen hat im Nu den Markplatz erreicht und hält vor dem Hotel Elefant. Der Adjutant G. steigt aus, salutiert zum Auto hin und marschiert ins Hotel, wo ein Zimmer auf ihn wartet.
Währendessen fährt Bormann schon am Goethehaus vorüber und zur Belvederer Allee. In der Allee hält der Wagen vor einer braun angestrichenen Villa, deren Farbe auch heute noch allen Wettern trotzt. Das Haus trägt die Nummer 28. Es wird von einer Witwe mit Namen Antonie Vollborn bewohnt, die vormals Bormann geheißen hatte und Besitzerin des Hauses ist. Das Erdgeschoss hat sie vermietet und zwar an eine Familie Barthauer. Der Mann in dieser Familie ist Gauhauptstellenleiter. Das Auto fährt aufs Grundstück. Bormann und Hitlers Doppelgänger steigen aus und begeben sich zur Witwe Vollborn in den ersten Stock, einer mütterlich aussehenden, etwa achtzigjährigen Person, die davon überwältigt ist, das nicht nur ihr Sohn, wie angekündigt, sondern auch ihr Führer erscheint. Besonders überwältigt ist die alte Frau von dem vollendeten, mit österreichischem Scharm vollzogenen Handkuss des lieben Führers, der ihr fast eine Ohnmacht beschert.
Die beiden Herren setzen sich, und bald stehen Kaffee und Kuchen auf dem Tisch, da der Sohn seine Mutter unverzüglich in die Küche geschickt hat. Sie möge sich beeilen, ruft er ihr hinterher, der Führer habe in einer halben Stunde eine wichtige Beratung abzuhalten, sie müssten wieder weg und kommen erst spät zurück. Kaum ist nun der Tisch gedeckt, fällt der liebe Führer zur Freude der Frau Vollborn mit erstaunlicher Gier über den thüringischen Kuchen her, wobei er nicht vergisst, ihn sehr

zu loben. Dabei tritt allerdings zu Tage, dass seine linke Hand manchmal sachte zittert und ein wenig Tee verschüttet wird. Bormanns Mutter ist wegen des zitternden Arms besorgt und erkundigt sich ängstlich nach diesen Beschwerden. Ihr Führer winkt jedoch ab und meint beruhigend, es sei dies eine Folge des schmählichen Attentats vom Juli und hätte schon bedeutend nachgelassen. Sie solle sich deswegen keine Sorgen machen.
Aber lassen wir nun die drei allein bei Kaffee und Kuchen und bei dem Kognak, den der Reichsleiter bei dieser Gelegenheit hinter die Binde gießt. Wir werden ihnen bald wieder begegnen.
Ab sechzehn Uhr dieses denkwürdigen 21. Dezember des Jahres 1944 werden von zwei Kommandos jeweils drei LKW auf dem Gelände der Müllerschen Kasernen in Weimar mit jeweils 36 großen Kisten beladen, wobei die zwei Ladungen vollkommen gleich sind. Diese Arbeit wird von Oberstleutnant Wolfgang Hinkelmann kontrolliert, der 16 Uhr dreißig Verstärkung bekommt, indem nämlich Oberst Helmut Lenke auftaucht und ein Oberst Kurt Kissuv, der im Stab des Oberst Lenke in Erfurt für alle Einlagerungsstandorte in Thüringen verantwortlich ist.
Das erste Kommando wird von einem Major Dieter Ippek geführt und besteht aus vierzehn Soldaten. Major Ippek war ab September ‘42 nördlich von Großneundorf östlich von Propstzella stationiert gewesen. Er hatte dort 25 Soldaten und 40 Häftlinge befehligt.
Von Juli bis einschließlich September ‘43 war er im Raum Eisenach südöstlich von Spichra stationiert und verfügte an diesem Standort über 24 Soldaten und 34 Häftlinge. Anschließend wurde er in den Raum Weimar versetzt und befand sich westlich von Ottern und zwar mit seinen Soldaten und Häftlingen aus dem Gebiet Eisenach.
Am ersten Dezember ‘44 erhielt er den Befehl, sich mit vierzehn Soldaten in den Müllerschen Kasernen in Weimar einzuquartieren. Er machte im Laufe des Dezember acht Einlagerungen, so zwischen Umpferstedt und Frankendorf, zweimal zwischen Öttern und Buchfahrt, im Bärenfanggrund südlich von Buchfahrt, zweimal in einem kleinen Wäldchen südlich von Frankendorf und an einer Stelle leicht nordöstlich von Taubach. Die achte Einlagerung ist jene, die an diesem 21. Dezember auf ihn wartet. Zum Zwecke dieser Einlagerung war der Oberst Helmut

Igstaedt an ihn herangetreten und mit ihm am 18. nach Oberweimar gefahren, um ihm die Stelle zu zeigen, da Ippek sie nicht kannte. Sie waren von der Straße, die von Oberweimar nach Taubach führt, auf halber Strecke nach links abgebogen und ein Stück den Berg hochgefahren. In der unteren Hälfte des ersten Waldstückes hinter Oberweimar sah Ippek einen Schacht von vier mal vier Meter, der etwa fünf Meter tief war. Er war erstaunt wegen der Größe und schließlich auch angesichts des Bunkers, da er sehr sorgfältig gebaut war.

Aber zurück zum Hof bei den Müllerschen Kasernen und zu den LKW. Ippeks Kommando hat bis 18 Uhr drei LKW beladen und steht parat für Transport und Einlagerung. Das zweite Kommando wurde gleichfalls von einem Major geführt. Er hieß Helmut Guttis, war 1914 zwischen Dresden und Bautzen geboren worden und hatte Maurer gelernt. '35 wurde er NSDAP-Mitglied. Siebenunddreißig verpflichtete er sich für zwölf Jahre zur Wehrmacht und kam zu den Pionieren. Er begann als Unteroffizier. '42 war er schon Hauptmann und wurde für die Geheimoperation „Inlandumverlegung" ausgewählt. Guttis war ab September '42 in den Müllerschen Kasernen stationiert, verfügte über 12 Mann und führte dieses Zwischenlager, war also für den Umschlag der Kisten verantwortlich, die dort gelagert wurden. Darüber hinaus hat er mit seinen Leuten bis zum März '45 neun Einlagerungen gemacht, wozu jene vom 21. Dezember zählt.

Seine Männer beladen die anderen drei LKW mit den völlig gleichen Kisten, wie sie Ippek verlädt. Sie stehen ebenfalls 18 Uhr bereit zum Abmarsch. Bei den Kisten, die er auf die LKW hieven lässt, handelt es sich um jene, die bereits am 26. September in den Müllerschen Kasernen angekommen waren. Guttis aber ist der Überzeugung, er hat das Bernsteinzimmer verladen.

Am 28. Dezember, also sieben Tage später, wird ihm Oberstleutnant Hinkelmann tatsächlich versichern, er, Guttis, habe das echte Bernsteinzimmer befördert und eingelagert. In den anderen Kisten auf den drei LKW des Majors Ippek hätte sich hingegen ein falsches Bernsteinzimmer befunden. Von dem Einlagerungsstandort Oberweimar mit dem Code „Oben B 30" wird ihm niemand etwas sagen.

Der Major Guttis fährt kurz vor 18 Uhr 30 mit seinen drei LKW aus der Stadt Weimar und in Richtung Norden. So nimmt jene

Täuschung ihren Fortgang, die noch Jahrzehnte danach alle Bernsteinzimmersucher in die Irre führen wird.
Eine gute halbe Stunde nördlich von Weimar erhebt sich die Finne, ein Bergrücken mit schönen, alten Bäumen, bis in knapp 400 Meter Höhe. Dahinter liegt die Hohe Schrecke, damals und bis zum Abzug der Russen ein Truppenübungsplatz.
Die altehrwürdigen Dörfer Burgwenden, Großmonra, Ostramondra und Bachra sind der Finne an ihrem südlichen Rand vorgelagert. Östlich von Großmonra befindet sich ein großes, vereinzeltes Waldstück, das gleichfalls der Finne vorgelagert ist. Am nordöstlichen Rand dieses Waldes saß seit dem September ‘42 das Einlagerungskommando Bachra unter der Führung des Oberstleutnants Gerhard Ostkirp. Er befehligte 25 Soldaten und 39 Häftlinge. Sein Stellvertreter hieß Gerald Goz und war Hauptmann. Das Kommando war außerordentlich fleißig und ließ mithilfe von Häftlingen aus dem Raum Bad Sulza und Lossa (es gab dort ein Lager mit etwa 8 500 Häftlingen, die allerdings immer im Einsatz waren und sich ständig unter Tage befanden und allein an der Südseite der Finne sieben große Stollenanlagen bauten.
Nördlich von Bachra, in der Nähe des schon erwähnten Mühlenteiches, wurde eine davon angelegt. Die Anlage befindet sich genau an jener Stelle, wo der Bereich des Truppenübungsplatzes am Waldweg endet, der nach Lossa führt. Vom Bau dieser Stollenanlage, keine dreihundert Meter von der Rosenmühle entfernt, bekamen deren Bewohner kein Zipfelchen mit. Der heutige Bewohner der Mühle, Sohn des Herrn Obermayer und damals dreizehn Jahre alt, weiß nichts davon zu vermelden. Hingegen ist ihm erinnerlich, dass an einigen anderen Stellen in der Nähe seines Vaterhauses Steine gebrochen und zum Truppenübungsplatz gebracht wurden. Er erinnert sich sogar an Feldbahngleise und an die LKW, die im Jahr 1944 den Abraum transportierten.
Die erste Stelle befindet sich unmittelbar südlich des Teiches. Es ist ein kleiner Muschelkalksteinbruch, der heute als Naturdenkmal eingeordnet ist und Aufschluss geben soll über die typischen Gesteinsschichten der Finne. Es ist jedoch gar nichts zu sehen, da er mittlerweile zugewachsen ist. Interessanter als die Gesteinsschichten ist jedoch jenes, was im Steinbruch in etwa drei oder vier Meter Tiefe zu entdecken wäre. Dort nimmt ein Stollen

seinen Anfang, etwa 1,50 Meter breit und ziemlich lang, der in südwestliche Richtung verläuft und mittelgroße Kisten mit Kunstgegenständen angeblich russischer Herkunft enthält.
Desgleichen verhält es sich mit der zweiten Stelle. Sie befindet sich genau östlich vom Teich, doch ebenfalls in unmittelbarer Nähe von ihm. Die Arbeitsspuren sind an diesem Ort noch deutlich zu erkennen. Der Stollen ist ebenfalls ziemlich lang und soll mittelgroße Kisten mit Kunstgegenständen aus der Tschechei enthalten. Hier hatten zehn Häftlinge vom Juli bis zum Dezember ‘43 gearbeitet. Ebenso viele waren am ersten Stollen in der Zeit von Anfang ‘44 bis zum Juli ‘44 tätig. Da sich die Häftlinge immer in den Stollen aufhielten, deren Eingänge noch dazu getarnt waren, konnte sie niemand zu Gesicht bekommen.
Die dritte Stelle, von der Herr Obermayer meint, dass dort Steine „für den Truppenübungsplatz“ gebrochen wurden, liegt etwa 100 Meter westlich von der Rosenmühle. Es ist ein größerer Steinbruch als der erste und er war ebenso Täuschungsobjekt wie jener. Der Stollen, der heimlich angelegt wurde, ist 183 Meter lang und enthält mittelgroße Kisten mit Kunstgegenständen russischer oder ukrainischer Herkunft. Er verläuft in westliche Richtung.
Es ist anzunehmen, dass die drei Stollen zweierlei Aufgaben hatten. Sie sollten erstens von der großen Stollenanlage ablenken und zweitens eben diese genannten Kisten aufnehmen. Die Codebezeichnung für alle vier Anlagen lautet: „BCHA Haus 200“. Die große Stollenanlage liegt nördlich vom Teich. Der Arbeitsschacht war vier mal vier mal fünf Meter. Der Querstollen soll 240 Meter lang sein. Wäre dies wirklich der Fall, könnte die Anlage zumindest über 20 Stollen verfügen. Sie wurde in der Zeit von Februar ‘43 bis zum Juni ‘44 gebaut. Eingelagert wurde ab Mai ‘44.
Zurück zum Bernsteinzimmer und zu den Zuschauern, die sich vor der Einlagerung an die verschiedenen Plätze begaben. Der Hauptmann Gerald Goz hatte Erfahrungen mit Zuschauern. Er musste nämlich ein knappes halbes Jahr zuvor auf Befehl seines Kommandeurs nach Leipzig zur Deutschen Bücherei fahren und eine Zivilperson namens Uhlenhorst abholen. Dieser Dr. hatte dann das Vergnügen, 250 Kisten, gefüllt mit seinen Büchern, in der Stollenanlage verschwinden zu sehen. Hier muss auf eine

Seltsamkeit aufmerksam gemacht werden. Nach dem Krieg hieß es nämlich, die Bücher seien in das Schloss Bachra gebracht und dort eingelagert worden. Auch seien sie nach dem Krieg wieder nach Leipzig zurückgekommen. Niemand im Schloss konnte sich jedoch daran erinnern, eine solche Sammlung im Schloss je gesehen zu haben. Sehr gut erinnern sich aber Bürger von Bachra daran, wie die wertvolle Schlossbibliothek nach Ankunft von Russen und Umsiedlern vernichtet wurde, da sie einfach im Wege war. Mit den Büchern der Deutschen Bibliothek stimmt also etwas nicht. Die Leitung dieser Einrichtung ist aufgerufen, Klarheit zu schaffen.

Uhlenhorst jedenfalls befand sich am Abend des 8. Juli am Schacht der großen Stollenanlage, und Goz kutschierte diesen Herrn hernach nach Leipzig zurück, musste sich also die ganze Nacht um die Ohren schlagen.

An diesem Tag nun, dem 21. Dezember, erhält der Hauptmann erneut einen Befehl seines Vorgesetzten, der Zivilpersonen betrifft. Er müsse nach Weimar fahren und dort gleich zwei Doktoren abholen. Sie säßen im „Elefant“ und würden auf ihn warten. Neunzehn Uhr dreißig müssten sie sich am Schacht „BCHA“ befinden.

Nach 18 Uhr befindet sich der Hauptmann Goz mit seinem PKW auf dem Marktplatz in Weimar. Als er aus dem Auto steigt, bemerkt er, dass ein schwerer, dunkler Wagen bis vor den Eingang des Hotels „Elefant“ rollt, und dass ein hoch gewachsener Offizier den Wagen auf der Beifahrerseite verlässt und stramm zum Auto hin salutiert. Der Wagen jedoch, als sei ihm der Gruß des Offiziers völlig schnuppe, fährt schon wieder, beschreibt einen eleganten Bogen und verschwindet in Richtung Frauenplan. Der Offizier indessen marschiert ohne Verzug zum Hoteleingang und verschwindet gleichfalls.

Goz sieht auf seine Armbanduhr und glaubt, noch ein wenig Zeit zu haben, um einen kleinen Rundgang zu machen. Er lebt im Grunde seit gut zwei Jahren in der Wildnis, eigentlich nur im Wald und immer mal wieder in der Erde. Er hat nur mit Männern zu tun, die ihrerseits in dauernder Verbindung mit Wald und Erde stehen und deren Bezug zur Welt sozusagen verloren gegangen ist.Wie er nun aber rund um den Marktplatz läuft und ihn verlässt, um zum Schillerhaus zu gehen, fällt ihm auf, dass es in der Stadt

noch dunkler ist als auf dem Land, als wäre der Himmel dort gnädiger zu den Menschen und offener. Diese aber huschen stumm an ihm vorüber, er hört nur halblaute, unterdrückte Stimmen und sieht manchmal im roten oder blauen Schein abgeblendeter Taschenlampen schlaffe, schlenkernde Taschen an unsichtbaren Händen.
Das Schillerhaus steht dunkel vor den Umrissen ebenso dunkler Häuser, und ein Vers des großen Dichters fällt ihm ein, der da lautet: Schöne Welt, wo bist du? Kehre wieder, holdes Blütenalter der Natur! Ach, nur in dem Feenland der Lieder lebt noch deine fabelhafte Spur. Ausgestorben trauert das Gefilde, keine Gottheit zeigt sich meinem Blick, ach, von jenem lebenswahren Bilde blieb der Schatten nur zurück.
Dass dem Hauptmann Gerald Goz dieser Vers einfällt, ist kein Wunder, da er doch einige Semester Germanistik an der Universität Bonn studiert hatte, wenngleich auch seine große Liebe der Archäologie gilt. All dies jedoch war völlig nutzlos, da er als Parteimitglied sich 1938 von der Begeisterung der anderen Studenten mitreißen ließ und für definitiv zwölf lange Jahre zum Soldatenstand verpflichtet wurde.
Das Gute daran war noch, dass er zur Marine kam, welche eine stolze Truppe und recht angesehen war. So trug er seine schmucke Uniform als Offizier erhobenen Hauptes durch Wilhelmshafen und durch seine Heimatstadt Frankfurt, musste sie aber leider ablegen im Jahr ‘42, da er im August eine andere verpasst bekam, zu der ein Ärmelstreifen mit der Aufschrift SD gehörte.
Jetzt geht Goz in Feldgrau und in der Dunkelheit zum Marktplatz zurück und betritt das Hotel „Elefant“. Die Herren, zu denen der Herr Hauptmann gehen wolle, befänden sich in den Zimmern siebzehn und achtzehn.
Er sieht auf die Uhr in der Rezeption, und, als ob er ihr nicht glaube, auf seine Armbanduhr, um sogleich eilig zur Treppe hoch in den ersten Stock zu marschieren. Es war 18 Uhr dreißig.
Er klopft an die Tür zum Zimmer siebzehn und tritt nach Aufforderung ein. Ein eher ältlicher und etwas kleingeratener Mann empfängt ihn. Sein Kopf ist ebenso kugelrund wie seine dicken Brillengläser und deren schwarze Fassungen. Das Kinn ist sonderbar kurz und die Mundwinkel scheinen tief herabgezogen, als sei der Mann von einer unsäglichen Traurigkeit und

Bitternis erfüllt. Beeindruckend aber waren die freie Stirn und die wachen Augen, die den Hauptmann, als seien sie von den Gläsern ins Riesenhafte vergrößert, fragend anstarren.
Es ist, wie sich herausstellt, der Dr. Rohde aus Königsberg, der wiederum gleich den Dr. Gall aus Berlin herbeiruft. Hauptmann Goz beginnt, indem er sich entschuldigt, seinen Spruch aufzusagen, er müsse leider die Papiere der Herren einsehen, damit er wisse, dass sie es tatsächlich wären. Die Sache wäre diffizil, und in dieser Zeit könne man nicht vorsichtig genug sein.
Oh ja, das verstünden sie, der Herr Hauptmann solle nur seine Pflicht tun, sie hätten dafür Verständnis.
Nun prüft unser Hauptmann eingehend die Papiere der beiden Doktoren und bittet sodann, sie möchten sich fertig machen zur Abfahrt, sein Wagen stünde bereit. Wo es hinginge? Der Hauptmann macht eine unbestimmte Handbewegung. Wir fahren nach Norden, meint er, immer nach Norden, aber es ist so weit nicht.
Im Auto sitzen die beiden im Fond, eingehüllt in dicke Mäntel und schweigend, als hätten sie sich nichts zu sagen. Sie spähen durch die Scheiben, der eine nach rechts und der andere nach links, und sie versuchen, etwas zu erkennen, doch es ist besonders dunkel an diesem Abend, als stünde das Unternehmen im Bunde mit dem lieben Herrgott und seinen Wettermachern. .
Manchmal gewahren sie die klobigen, schattenhaften Umrisse von Häusern, dann wieder gibt es scheinbar offene Felder zu beiden Seiten und freies Land. Nach einer halben Stunde vollständigen Schweigens und mitten im Gerumpel des Wagens fragt Dr. Gall irritiert, wo sie wären, es käme ihm vor, als seien sie mitten auf einem Acker. Was das für ein Dorf gewesen sei, eben jetzt? Der Hauptmann entgegnet beruhigend, dies wäre das Dorf Bachra gewesen. „Keine Sorge, Herr Dr., wir sind gleich da!“
Plötzlich sehen sie zur Rechten und zur Linken die Wände eines Waldes, Baumstämme und Strauchwerk wachsen ihnen im schwachen Scheinwerferlicht entgegen und gleiten vorüber. Rechts scheint sich mit einem Mal ein Haus zu befinden, das wie im Wald versunken ist, sie sehen verdunkelte Fenster, wo an den Rändern dennoch Lichtspalten schimmern, doch auch diese gleiten vorbei. Jetzt erblicken sie nur noch einen Waldweg, durch Fahrspuren gekennzeichnet und mit zerbrochenem Eis bedeckt, als wären vor ihnen schon andere gefahren.

Plötzlich, wie aus dem Nichts heraus, blitzen in zehn oder zwanzig Meter Entfernung rote, kreisende Lichter. Der Hauptmann fährt noch wenige Meter, hält und sagt: „Meine Herren, wir sind angekommen."
Sie steigen mühsam aus, steif wegen der Kälte, und Dr. Rohde, der inzwischen schon vieles gewohnt war, denkt in diesem Augenblick an seine schöne, warme Ecke im „Blutgericht" zu Königsberg, wo er jetzt in Ruhe hätte sitzen können in Gesellschaft eines Weingla-ses, wenn dieses ganze Theater nicht wäre.
Als er neben dem Auto steht, hört er das Bellen eines Hundes, und es scheint ihm, als liege der Hund dreihundert Meter entfernt an einer Kette und versuche vergeblich, sich ihrer zu entledigen. Zwischen dem Bellen des Hundes gibt es Augenblicke der Stille, nur erfüllt vom Ruch vermodernden Laubes und von frostiger Luft, und erst nach einer Weile des Besinnens und der Orientierung hören die beiden Doktoren Schritte, die sich nähern, und murmelnde Stimmen hinter aufleuchtenden Taschenlampen.
So treffen sich die Zuschauer der Komödie beim Standort „BCHA Haus 200". Es waren gerade mal fünf Personen, nämlich der Dr. Rohde, der Dr. Gall, der Hauptmann Goz, der Oberst Kurt Kissuv und der Oberstleutnant Wolfgang Hinkelmann. Die beiden letzten gehören allerdings zu den Regisseuren.
Gut dreißig Kilometer südlich davon, am Standort „Oben B 30", erscheint kurz nach neunzehn Uhr der Oberst Helmut Lenke. Er kommt allein mit seinem PKW den Berg hochgefahren, stellt den Wagen ab, nimmt die Meldung des Postenführers entgegen und läuft eilends zum Bunker. Er überprüft zum letzten Mal die provisorische Treppe im Schacht, kontrolliert die Beleuchtung des Bunkers (es waren Petroleumlampen), kommt wieder zur Treppe hoch und prüft die Festigkeit der Stangen rund um den Schacht, als befürchte er, dass jemand hineinstürzen könnte.
Schließlich wählt er einen erhöhten Platz aus in der Nähe des Schachtes, wo er eine Weile steht und in das flackernde Licht an der Wand des Schachtes sieht. Sodann läuft der Oberst zum Auto zurück und starrt, zwischendurch immer wieder im Licht einer Taschenlampe auf die Armbanduhr blickend, nach unten, auf die Straße und ins Ilmtal, als warte er auf etwas.
Als er Schlag neunzehn Uhr dreißig ein Auto auf der Straße sieht, das schnell näher kommt und in den Weg einbiegt, der zum

Berg führt, zieht der Oberst seine Uniform zurecht und reckt sich ein wenig. Das Auto kommt mühsam hoch und hält an. Der Oberst hört, wie der Fahrer die Handbremse anzieht. Lenke tritt zum Wagen und reißt eilfertig eine der hinteren Türen auf.
Eine Person im Mantel müht sich heraus, und der Oberst sieht mit Schrecken und erfüllt von einem überquellendem, nicht zu beschreibendem Gefühl, dass er dem Führer gegenübersteht. Dann hört er in seinem sprachlosen Erstaunen hinter sich die Stimme Bormanns, schlägt im gleichen Augenblick, so gut es geht, die Hacken zusammen und macht Meldung, als sei er an derartige Begegnungen gewöhnt. In seinem Kopf schießen unter-dess die Gedanken durcheinander, in derem Ergebnis blitzschnell alles kulminiert zu der festen Überzeugung, ein Offizier von erheblicher Bedeutung zu sein.
So treffen sich am Standort „Oben B 30“ die Zuschauer des dortigen Schauspiels. Hier sind es jedoch nur drei, und allesamt sind es Regisseure. Auf den Doppelgänger trifft dies allerdings nur mit Einschränkungen zu.
Nördlich von Bachra begrüßen sich unterdessen Zuschauer und Regisseure, und es ist, als träfen sich alte Bekannte. Dr. Rohde wendet sich aufgeregt an seinen Vorgesetzten und sagt, der Oberstleutnant Hinkelmann sei einer der Offiziere gewesen, die ein halbes Jahr zuvor das Bernsteinzimmer in Königsberg abgeholt hätten. Doch Dr. Gall tut so, als kenne er den Oberstleutnant bereits, ohne freilich zu sagen, woher.
Hinkelmann verteilt Taschenlampen und meint nebenbei, dass er einen Gruß von Oberst Lenke ausrichten möchte. Der Oberst sei leider verhindert, an der Einlagerung des Zimmers teilzunehmen und bedaure das sehr, lasse aber besonders den Herrn Dr. Rohde grüßen. Er erinnere sich gern der gemeinsamen Stunden im schönen Ostpreußen und hoffe, das beide Doktoren mit dem Standort Bachra zufrieden seien.
Und damit schreitet Hinkelmann voran und marschiert in den Wald, während die anderen hinter ihm herstapfen. Sie laufen 20 Meter bis zu einem Schacht, der durch eine Petroleumlampe erhellt wird. Eine Holztreppe führt etwa fünf Meter in die Tiefe, und sie betreten von der Sohle aus einen Stollen, der nach etwa acht Metern in einen Querstollen mündet, welcher zumindest drei Meter breit und gewölbt ist. Dieser Stollen verliert sich nach

rechts und nach links in vollkommener Dunkelheit. Von ihm aus laufen in entsprechendem Abstand ebenso breite Stollen in den Berg. Es ist kaum eine Minute vergangen, und schon haben die beiden Doktoren das Gefühl, sich verirrt zu haben. Die Stollen, die in den Berg laufen, scheinen leer zu sein, und der Schein ihrer Taschenlampen verliert sich ebenso in der Dunkelheit, wie es im Querstollen der Fall ist. Als sie den dritten Abzweig erreichen, biegt Hinkelmann ein und bemerkt, dass hier, etwa auf einer Strecke von fünfzehn Metern, das Zimmer eingelagert werde. Die Herren Doktoren möchten sich bitte von dem einwandfreien Zustand des Stollens überzeugen.

Alle fünf laufen bis zum Ende, es mögen etwa zwölf oder fünfzehn Meter sein, doch der Dr. Rohde, der sich schon in einigen Stollen aufgehalten hat, glaubt im Schein seiner Taschenlampe zu bemerken, dass sich am Ende des Stollens eine Menge Abraum befindet, als hätte man ihn dort verschlossen und als ginge es dahinter, nach wenigen Metern, noch weiter in den Berg.

Dennoch sagt er nichts und mustert gemeinsam mit seinem Vorgesetzten die Wände und die gewölbte Decke, um Zeichen von Feuchtigkeit zu entdecken. Doch wohin sie auch blicken, alles ist staubtrocken, und der Dr. Gall bringt lautstark seine Gewissheit zum Ausdruck, dass der Zustand ideal wäre.

Dr. Rohde hinwiederum äußert Zweifel und meint, die Feuchtigkeit könne sich mit der Zeit einstellen. Jetzt sähe es gut aus, das müsse er zugeben, aber wie sei der Stollen in einem halben Jahr beschaffen, wenn die Niederschläge von Gewittern vom Berg aufgesaugt würden.

„Was die Entwässerung betrifft, Herr Dr. Rohde“, bemerkt daraufhin der Oberstleutnant Hinkelmann in scharfem Ton, „so brauchen Sie sich keine Sorgen zu machen. Haben Sie nicht den Mühlenteich bemerkt unterhalb des Standortes? Außerdem existiert die Anlage schon seit langem. In dieser Zeit hat es gewaltig gewittert und gegossen wie aus Eimern. Trocken blieb es dennoch. Darüber hinaus, Herr Dr. Rohde, holen wir Ihren Bernsteinsaal in einem halben Jahr, spätestens jedoch in einem Jahr, erneut ans Tageslicht, und Sie können ihn dann in seiner alten Pracht wieder aufstellen, wo immer Sie wollen.“

Der Oberstleutnant Hinkelmann, etwas erregt, verborgen in der Dunkelheit und hinter seiner Taschenlampe, hat während seiner Rede wie fasziniert auf die rechte Hand Rohdes gestarrt, die dermaßen zittert, dass der Lichtstrahl der Taschenlampe, als ob er geradezu bebt, an der Wand des Stollens auf und abfährt.
Nun lässt sich wieder Dr. Gall vernehmen. „Herr Dr. Rohde, ich kann Ihre Zweifel nicht teilen. Sie sehen doch, dass hier alles getan wird, um dem Zustand des Zimmers und seiner Empfindlichkeit Rechnung zu tragen. Und selbstverständlich wird es in spätestens einem Jahr wieder ans Tageslicht gebracht. Sie werden es dann sowieso erneut aufstellen müssen, da Sie der einzige dafür in Frage kommende Fachmann sind. Warten sie den Endsieg ab, dann wird sich alles ändern."
Verblüfft lässt der Oberstleutnant seine Taschenlampe sinken und glaubt nicht recht gehört zu haben. Sollte dieser dumme Doktor tatsächlich noch an den Endsieg glauben? Das wäre ja geradezu kindisch von ihm. Aber die Doktoren hatten das scheinbar so an sich. Goebbels war auch so ein Doktor.
Sie gehen zurück und steigen aus dem Schacht. In etwa dreißig Meter Entfernung hören sie Motorengeräusche. Die LKW waren angekommen. Es erklingen Befehle. Einer der Wagen rollt näher und hält auf den Waldweg in der Höhe des Schachtes.
Die fünf treten beiseite, als die erste Kiste zum Schacht getragen wird. Nur Dr. Rohde kann sich nicht zurückhalten, sondern läuft zu den schwer schleppenden Soldaten des Majors Guttis, richtet den Strahl seiner Taschenlampe auf die Kisten und mustert sie eindringlich. Dann kehrt er zurück und meint aufatmend: „Ja, das sind sie, die Kisten vom Juni." Und der Dr. Rohde steht von nun an unbeweglich und stumm und sieht mit Tränen in den Augen seinen Kisten hinterher, die wie Weberschiffchen in den Schacht gleiten und ein für alle Mal verschwinden. Nur seine rechte Hand zittert dabei heftiger als zuvor.
Die Einlagerung beginnt gegen 20 Uhr und endet gegen 22 Uhr. Oberstleutnant Hinkelmann und der Oberst Kissuv bleiben bis zuletzt und fahren mit ihrem PKW anschließend über Weimar in den Steigerwald bei Erfurt, um sich dort mit Lenke zu treffen.
Der Major Guttis befindet sich mit seinen zwölf Mann eine halbe Stunde vor Mitternacht bereits wieder in den Müllerschen Kasernen in Weimar. Sie bleiben an diesem Standort bis zum

achten März ‘45. Am zehnten werden sie in Ohrdruf zusammen mit Ippeks Soldaten getötet. Ippek und Guttis liegen als Leichen (es waren an diesem Tag insgesamt 96) auf LKW, die bis südlich Kammerforst fahren, zu einem militärisch genutzten Gebiet im Raum des so genannten Hainich. Dort werden sie ohne militärische Ehren in einem Massengrab verscharrt.
Die beiden Doktoren werden schon 21 Uhr dreißig nach Weimar zurückgefahren. Der Hauptmann Goz hat wiederum das Vergnügen, dies zu bewerkstelligen und wird, vor dem Elefanten angekommen, von den beiden gebeten, sich auf ihre Kosten an einem schlichten Abendessen zu beteiligen.
Zuerst will er’s abschlagen, da ihm die zwei im Laufe des Abends immer kurioser und lächerlicher erschienen, doch dann sagt er sich, dass es nicht schaden könne, einmal in einem berühmten Hotel zu essen und den Waldfraß, den er immer vorgesetzt bekommt, für eine kurze Zeit zu vergessen.
Er lässt den Wagen stehen und stiefelt hinter den zwei Doktoren her, die sich schnurstracks in das Hotelrestaurant begeben. Dem Hauptmann Goz kommt es vor, als sei er aus der Wildnis in eine ihm völlig fremde Welt geraden. Ach, denkt er, hier gibt es noch das Feenland der Liebe, hier lebt noch die fabelhafte Spur, von der Schiller gesprochen hat.
Prächtige Vorhänge an den Fenstern, strahlende, goldgelb schimmernde Wandleuchter, überall Getäfel und leises Klirren von noblen Geschirr. Sogar Kellner gibt es noch, wenn auch alt und grau, so doch stolz und erhaben und mit blasierten Gesichtern, wie es ihnen zukommt als Bediente eines herrschaftlichen Etablissements. Er sieht sich rekelnde, goldmundbestückte Zigaretten rauchende Offiziere in makellosen Uniformen und kommt sich vor wie der Schütze Arsch im letzten Glied, als er immerfort die rechte Hand zum Kopf reißt, wie es gegenüber höheren Graden vorgeschrieben ist.
Er glaubt, jenen Offizier wieder zu erkennen, den er am Abend salutieren und zum Hoteleingang eilen sah. Mitte zwanzig scheint er zu sein und schon Sturmbannführer der SS, also Major. Er sitzt allein, eine wahrhaft germanische Erscheinung, hinter dem Glas Wein, das vor ihm steht. Sie setzen sich an einen freien Tisch.Es gibt noch, das muss man sich auf der Zunge zergehen lassen, denn es war bereits nach 22 Uhr und man befindet

sich im fünften Kriegsjahr, es gibt noch Thüringer Klöße mit Roulade, und es gibt noch Weine der verschiedensten Sorten. Der Hauptmann Goz staunt und ist wie die beiden Doktoren für die Klöße aus Thüringen und selbstverständlich für einen guten Französischen Rotwein.
Nun kommt, bevor es ans Essen geht, das natürlichste Thema der Welt auf den Tisch, und das gemeinsam mit dem Wein aus Frankreich. Worum geht es? Natürlich um den Krieg.
Dr. Gall hat sich ungeniert am Nebentisch bei Offizieren erkundigt, was die letzten Berichte aus dem Führerhauptquartier wegen der Ardennenoffensive zu vermelden haben. „Schwere Kämpfe an der Westfront, meine Herren. Der Gegner wird überall zurückgeschlagen. Unsere Verbände stoßen unablässig und energisch vor." Er lässt sich triumphierend auf den Stuhl fallen. „Jetzt, Herr Dr. Rohde, zeigen wir ihnen, was eine deutsche Harke ist."
Der Mann aus Königsberg verzieht keine Miene. Er greift nur hastig zum gefüllten Glas, trinkt einen Schluck, kaut mit einem gewissen Wohlbehagen und als ob er dem Geschmack hinterherhorche, trinkt einen weiteren, diesmal tüchtigeren Schluck und äußert leise Bedenken.
„Das glaube ich nicht, Herr Dr. Gall, dass es eine durchgreifende Wendung geben wird. Die Russen klopfen in Ostpreußen lautstark an die Tür und ..."
„Sie immer, Herr Dr. Rohde, mit ihren Russen. Was sind sie denn, diese Russen? Ein verworrener, zügelloser Haufen von Marodeuren ohne jede Kultur. Sie klopfen zwar an, aber es wird ihnen nicht aufgetan, darauf können sie sich verlassen, Herr Dr. Rohde."
Gall wendete sich an Goz. „Oder was meinen Sie, Herr Hauptmann? Sie sind Militär. Sie müssen es wissen."
Der Hauptmann sieht mit gewolltem Unverständnis dem Dr. ins Gesicht und sagt, ohne rot zu werden: „Aber ich bitte sie, Herr Dr. Gall, von den Russen habe ich so gut wie gar keine Ahnung (dies stimmte nicht; zwei Drittel seiner Häftlinge waren Russen). Ich bin ja nur ein Chauffeur, der sie beide transportiert hat. Vorher hatte ich das Glück, zur See zu fahren, wissen Sie, auf einem Kreuzer, und ich sah immer nur Wasser, Russen gar nicht".

Gall verdrießt diese Antwort keineswegs. Er ist nur ein wenig verdutzt „Sie sind zur See gefahren? Auf einem Kreuzer? Donnerwetter! Und jetzt zu Lande? Das ist ja ein Abstieg."
„Im Gegenteil. Ich war Leutnant zur See. Jetzt bin ich Hauptmann zu Lande. Doch das ist eine lange Geschichte. Ich will sie damit nicht langweilen."
In diesem Augenblick bringen zwei Kellner die Thüringer Klöße, die in einer, wie es scheint, exquisiten Soße schwimmen und verführerisch duften. Sofort sind Ardennenoffensive, Russen und Offizierslaufbahn vergessen, und die drei ungleichen Herren zupfen hingebungsvoll Klöße und Rouladen auseinander, um ihren Hunger zu stillen.
Sie sitzen bis Mitternacht beieinander. Getrunken werden dabei drei Flaschen Rotwein; wovon ein erhöhter Anteil auf den Dr. Rohde kommt, da er der flinkste ist bei dieser Beschäftigung. Er trinkt sozusagen den Anteil von Goz mit, der sich sowohl im Trinken als auch im Reden zurückhält.
Als der Hauptmann im Wagen sitzt und in seine Wildnis zurückfährt, ist ihm vollkommen klar, das diese Doktoren keinerlei Ahnung haben von dem, was sich im wirklichen Leben abspielt, weder von dem an der Front draußen, noch von dem an der Front im Inneren. Und ihre eigene Rolle, die hatten sie erst recht nicht begriffen. Aber auch der Hauptmann Goz hatte seine Rolle nicht begriffen.
Einen Monat später, am 20. Januar, erhielt er von seinem Kommandeur den Befehl, am Nachmittag wiederum einen Doktor vom Hotel Elefant abzuholen. Der hieß diesmal Erich Kotos und hatte irgendetwas mit einem Berliner Kunstgewerbemuseum zu tun. Er holte ihn brav ab, und zwar um 16 Uhr, und kutschierte ihn über Rastenberg und Lossa nach Heldrungen. Dort, etwa zweihundert Meter vom Bahnhof entfernt und direkt an der Straße nach Sachsenburg, sahen Goz und Dr. Kotos, der übrigens von Dr. Gall geschickt worden war und schöne Grüße bestellen ließ, wie vier große LKW Kisten aus Berlin brachten und wie dieselben in einer Stollenanlage verschwanden.
Goz brachte seinen Fährgast zurück und lieferte ihn zwei Stunden nach Mitternacht im Hotel ab. Bei alledem, was Goz gemacht hatte, und bei den Kenntnissen, über die verfügte, wäre es von seiner Seite aus angebracht gewesen, sich zur rechten Zeit

in die Büsche zu schlagen. Am besten hätte ihm eine Desertion zu gegebener Zeit über das Kriegsende hinweggeholfen, aber eine solche Idee kam ihm und allen anderen mitnichten. Er wurde ebenso wie sein Kommandeur und seine Soldaten am 24. März, also in der Karwoche, in Ohrdruf getötet.
Die Herren Doktoren hingegen überlebten, wenn auch der Dr. Rohde nur für kurze Zeit. Dr. Kotos hatte noch am 26. Februar das Vergnügen, einen weiteren Kontrollauftrag des Dr. Gall zu erfüllen. Er sollte am 28. in Gera in einem bestimmten Hotel erscheinen und wurde tatsächlich sechzehn Uhr dort abgeholt und zu einer Einlagerung gefahren, die in der Nähe von Triebes stattfand. Neunzehn Uhr wurde dieser Standort von zwei LKW erreicht, die mit angeblich 150 mittelgroßen Kisten aus dem Antikenmuseum Berlin beladen waren. Die Kisten wurden in eine Stollenanlage gebracht, die sich einige 100 Meter östlich von Triebes befand.
Wie schon gesagt, es waren wenige Minuten nach neunzehn Uhr dreißig, als der vermeintliche Hitler aus dem Auto steigt und seinem verblüfften Oberst Lenke gegenüber steht.
Nach der Meldung des Oberst reicht ihm der Führer die linke Hand und bittet darum, von Lenke zum Bunker geleitet zu werden. Er lässt sich von ihm unterhaken, während er auf der anderen Seite von Bormann gehalten wird. Der Weg ist unsicher und dunkel. Oberst Lenke hält den linken Arm seines Führers und spürt betrübt ein erhebliches Zittern. Schon denkt er an die entsetzlichen Belastungen, denen der Mann neben ihm fortwährend ausgesetzt ist. Hatte er nicht tatsächlich schwerwiegende Entscheidungen zu treffen gehabt? Wie lange mochte er über das Schicksal jener Soldaten und Offiziere nachgedacht haben, die an der Geheimoperation „Inlandumverlegung“ beteiligt waren? Diese Entscheidung konnte ihm niemand abnehmen. Schwere Bedenken allerorten, sie zu töten. Auch er, Lenke, war dagegen gewesen. Nur Bormann, wie er gehört hatte, bewies messerscharf, dass es keine Alternative gab. Er bestand auf Exekution und rascher Vorbereitung der entsprechenden Maßnahmen.
Nun hatte er sich durchgerungen, der Führer neben ihm. Dieser Befehl war ihm bestimmt nicht leicht gefallen. Lenke sieht ihn scheu von der Seite her an. Das letzte Mal hatte er ihn einen Monat zuvor gesehen, am 21. November. Er soll damals in aller

Herrgottsfrühe von Rastenburg nach Berlin und von da mit dem Flugzeug zum Eichfeld bei Bittstädt geflogen sein. Jedenfalls tauchte er am späten Nachmittag im Golfhotel bei Oberhof auf und sprach dort vor siebenunddreißig hohen Offizieren, die fast alle aus Führungsstäben unterirdischer Fabriken kamen und mit Entsetzen ihren Führer anhörten, der ihnen ziemlich alt und verbraucht und mit leiser, gebrochener Stimme entgegentrat. Nur mit Mühe konnte er sprechen, die Hand zitterte wie eben jetzt, er versuchte, sie verzweifelt zur Ruhe zu bringen, was aber nicht gelang. Durchweg Entsetzen bei den Offizieren und miserabler Eindruck. Stattdessen der aufrechte und stattliche Speer neben ihm, eine Figur wie aus dem Bilderbuch und fast schon der kommende Mann, wie er, Lenke, ganz im Geheimen bereits versichert bekam.

Die Stimme schien inzwischen zurückgekehrt zu sein. Nur das Zittern eben, es war, als ob alles vibrierte, unterdeß sie sich stolpernd zum Schacht bewegen.

Hier nun soll sein bestes Stück verschwinden, und er steigt, sorgsam gestützt, auf der Holztreppe hinab in den Untergrund, um den Bunker kritisch zu mustern. Auf diesem Gebiet kann ihm ja niemand etwas vormachen, er ist Architekt vom Scheitel bis zur Sohle und Höhlenmensch auch, denkt der Oberst Lenke, während sein Arm bereits mitzittert, als sie den Bunker erreichen.

Lenke beantwortet die Fragen seines „Führers“, bei denen ihm sofort klar wird, dass er es mit einem Fachmann zu tun hat. Aber der ist zufrieden und von der Qualität des Bunkers sehr angetan.

Nun geht es wieder zur Treppe hoch und oben zur Seite, an die erhöhte, ausgesuchte Stelle, auf die Zuschauertribüne sozusagen. Von hier aus beobachten die drei die Ankunft der LKW und die Einlagerung der Kisten, während Oberst Lenke die Gelegenheit beim Schopfe packte, um über seine Arbeit zu berichten.

Fünf Wochen später, am 29.1.45, wird Lenke ebenfalls einen Bericht erstatten, jedoch unter ganz anderen Umständen. An diesem Tag versammelte sich die Elite des Großdeutschen Reiches im Schloss Reinhardsbrunn bei Friedrichroda zu einem opulenten, in gewisser Hinsicht siegesgewissen Mittagessen. Oberst Lenke versicherte bei dieser Gelegenheit prahlerisch, seine Männer hätten in Thüringen den größten Teil des „Reichseigentums“ in etwa 300 Depots verborgen und sozusagen für andere

unauffindbar gemacht. Ganz anders lässt er sich aus vor den Ohren des vermeintlichen Führers, der am Abend des 21. Dezember neben ihm steht. Er nennt für Nichteingeweihte völlig unglaubliche Zahlen.
Der Bericht ist militärisch exakt und knapp gehalten, aber dennoch umfassend. Während alle drei die schwer schleppenden Soldaten mit den großen Kisten beobachten, schnurrt Oberst Lenke seine Zahlen herunter. Er spricht von 144 Kommandos, die in zwölf Bereichen arbeiten und von ebenso viel Offizieren geführt werden. Es seien 1 500 Depots entstanden, darunter 23 Großanlagen, obwohl im Führerbefehl vom Frühjahr 41 nur 13 vorgesehen waren. Die schiere Masse der Kunstgegenstände hätte dies einfach erforderlich gemacht. Außerdem seien 420 große und 150 kleine Bunker zum Zwecke der Einlagerung gebaut worden.
Hier ist es angebracht, den Oberst Lenke zu unterbrechen. Die 23 Großanlagen sind tatsächlich vorhanden. Auch die kleinen Bunker existieren ohne Zweifel in dieser Anzahl, die eher etwas untertrieben ist. Was nun die großen Bunker betrifft, so scheint die Anzahl von vierhundertzwanzig sehr hoch gegriffen zu sein. Etwa achtzig sind bisher bekannt, darunter einige, die durch Luftbilder von 1945 eindeutig zu identifizieren sind. Ebenso scheint die Zahl von 1 500 Depots der Wahrheit zu entsprechen, wenn hochgerechnet wird, was einzelne Kommandos geleistet haben. Die Angabe darüber könnte sogar noch untertrieben sein, denn es wurde ja noch gut zwei Monate nach dem Dezember ‘44 weitergearbeitet.
Der „Führer“ bedankt sich überschwänglich bei Lenke für den Bericht und bittet ihn, allen Offizieren seinen Dank für die hervorragenden Leistungen zu übermitteln.
Kurz nach 21 Uhr, die Soldaten keuchen immer noch unter der Last der Kisten, die unentwegt im Schacht verschwinden, begeben sich Bormann und der „Führer“ zum Wagen und fahren nach Weimar zurück.
Etwa 22 Uhr ist die Einlagerung beendet. Oberst Lenke verlässt den Standort, um nach Erfurt zu fahren.
In der Zeit vom 23. bis zum 29. Dezember wird vom Spezialkommando des Oberstleutnants Hinkelmann am Standort „Oben B 30“ heftig gearbeitet. Es werden alle Spuren beseitigt, der

Schacht verfüllt und die Erde verdichtet. Auf dem Erdaushub rund um den Berg wird säckeweise Herbstlaub ausgestreut. Die Wache wird am 29. abgezogen, und Berg samt Waldstück erscheinen so unschuldig und unbefleckt wie zuvor.
Am achten April 1945, kurz nach acht Uhr in der Frühe, flog ein Flugzeug der Amerikaner über den Standort und fotographierte ihn wie auch die gesamte Landschaft um Weimar. Man wollte feststellen, ob die Stadt, die kurz vor der Einnahme durch die Amerikaner stand, in Verteidigungzustand versetzt worden war.
Die Aufnahme des Berges zwischen Oberweimar und Taubach war gestochen scharf. Man sah sogar die Schatten der Bäume in der Morgensonne. Trotz aller Bemühungen des Hinkelmannschen Kommandos bemerkt man die Reste von Ablagerungen und vor allem hinterlassene Spuren von Fahrzeugen rechts vom Waldstück. Ende der Neunzigerjahre meinte ein Luftbildauswerter der Bundeswehr, er könne noch heute Spuren einer dort stationierten Flakbatterie ausmachen. Den Amerikanern war dies offenbar nicht aufgefallen.
Von der Anlage „Oben B 30“ und der Einlagerung des Bernsteinzimmers an diesem Standort wussten am Ende des Krieges dreizehn Personen. Es waren dies: Adolf Hitler, sein Doppelgänger, Standartenführer I., Martin Bormann, Helmut Lenke, Wolfgang Hinkelmann, Kurt Kissuv, Helmut Igstaedt, Adolf J., Gerhardt K., Joachim N., Immo S., Heinrich G., Hermann Abendrot.
Hitler und Bormann waren am Kriegsende angeblich tot. Der Doppelgänger Hitlers war es mit Sicherheit. Die anderen überlebten. Zu diesen Personen muss, so weit sie bisher noch nicht erwähnt wurden, einiges gesagt werden.
Der General Gerhardt K. war im Marstall in Berlin, also in der Zentrale der Operation „Inlandumverlegung“, verantwortlich für die Dokumentation. Er registrierte alle Einlagerungsstandorte und verfügte zu diesem Zweck über eine Abteilung, die mit drei Offizieren besetzt war. K. stammte ebenso wie der General J. aus Ostpreußen, hatte in Königsberg studiert und war ‘32 zur Reichswehr gegangen.
Den General J. kannte er seit ‘34, da er unter dessen Leitung als Major in einer geheimen Abteilung des Heeres arbeitete. Ebenso wie der General wurde er 1940 vom SD übernommen (der General nahm seine Leute mit).

Der Oberstleutnant Joachim N. war in der Abteilung des Generals K. jener Dokumentarist, der für die Registrierung aller Einlagerungsstandorte in Thüringen und Sachsen Anhalt verantwortlich war. Dazu gehörte auch der Inhalt der Depots.
N., 1914 in der Nähe von Regensburg geboren, machte dort sein Abitur und studierte Naturwissenschaften bis ‘37 in Jena. ‘34 wurde er Mitglied der NSDAP. ‘38 meldete er sich für 12 Jahre zur Wehrmacht und begann als Leutnant bei den Nachrichtentruppen. Er nahm am Westfeldzug teil und wurde nach der Ausbildung bei Wangerin Anfang September ‘42 als Dokumentarist im Marstall eingesetzt. Er arbeitete bis zum 19.3.45. An diesem Tag erhielt er Zivilkleidung und wurde entlassen. Eine neue Identität erhielt er offenbar deshalb nicht, weil er nie mit der Öffentlichkeit in Berührung gekommen war. N. lebte nach dem Krieg in seiner Heimat und hat in einer Verwaltung gearbeitet. Er starb 1993.
Vom Standort „Oben B 30“ hörte er zum ersten Mal Mitte ‘44. Am fünften Januar ‘45 machte er den Eintrag, dass dort das Bernsteinzimmer eingelagert worden war. Der Oberstleutnant und Verwaltungsangestellte N. hat nach dem Kriegsende und bis zu seinem Tod mit niemandem über diesen Standort gesprochen und sich treu an seinen Schwur gehalten.
Immo S. wurde 1912 in Österreich geboren und studierte in München Naturwissenschaften. ‘42 kam er zum SD und war im Marstall verantwortlich für die Einlagerungsstandorte im gesamten Reich. In den letzten Monaten des Krieges wurde er zusätzlich für Transporte von Berliner Museumsbeständen nach Thüringen verantwortlich gemacht. Für seine Verdienste wurde er am 27.3.45 vom Oberst zum General befördert. Im Juni ‘46 befand er sich unter anderer Identität bereits in Argentinien. Dort starb er 1996.
Besonders erwähnenswert sind zwei Transporte, die er Ende Februar und Anfang März vom Berliner Flakturm Friedrichshain nach Thüringen begleitete. Der erste Transport erfolgte ab Berlin am 26.2. Er umfasste 17 LKW. Herr Prof. Paul Ortwin Rave, damals Kustos der Berliner Nationalgalerie, war mit von der Partie, die in den Raum Thomasmühle erfolgte. Anschließend begab sich der Herr Prof. nach Merkers. Beim zweiten Transport handelte es sich um sechs LKW mit 126 großen Kisten aus eben

diesem Flakturm. Sie wurden am 12.3. im Raum Wegscheide vor Oberhof eingelagert. An jener Stelle handelt es sich um eine Stollenanlage mit vier Stollen. Als die LKW ankamen, war ein Stollen noch leer. Prof. Rave war diesmal nicht dabei.
Heinrich G., geboren 1907, studierte in Berlin Naturwissenschaften. Bei dieser Gelegenheit machte er die Bekanntschaft des Adolf J., der damals, jedenfalls 1929, ebenfalls in Berlin studierte. Da dieser nach dem Studium zur Reichswehr ging, folgte ihm G. '34 und arbeitete als Leutnant in der Abteilung des Adolf J., der zu dieser Zeit bereits Oberst war. Die Abteilung befasste sich, grob gesagt, mit der Verwirrung eines eventuellen Gegners und war geheim.
Wie schon gesagt, nahm der General Adolf J. 1940 seine Offiziere mit in den SD, und auf diese Art geriet G., der nun schon Oberst war, in den Marstall. Er war für die Endkontrolle aller Einlagerungen im Reich verantwortlich.
Was den Standort „Oben B 30" betrifft, so wurde er zum ersten Mal im Juli '44 von Bormann über diese Stelle unterrichtet. Am 24.1. des folgenden Jahres machte er die Endkontrolle, und bis zum 29. hielt er sich im Jonastal auf, um Ähnliches zu tun. Zu dieser Zeit war er schon Generalleutnant. Nach dem Krieg lebte G. in Argentinien. 1965 besuchte ihn der General Adolf J. G. starb 1974.
Bleibt uns noch Hermann Abendroth. In den Sechzigerjahren erschien ein bemerkenswertes Buch von einem Journalisten namens Julius Mader unter dem Titel: „Der Banditenschatz". Auf der Seite 117 befindet sich ein Strukturschema des so genannten Sonderreferats „VI Wirtschaft" des SD-Amtes VI im Reichssicherheitshauptamt. Als Sektionsleiter von „VI Wi T 2" wird ein Sturmbannführer Hermann Abendroth erwähnt.
Hier handelt es sich um unseren Abendroth, der tatsächlich bis Ende April '44 eine solche Sektion geführt hat, wobei freilich die Bezeichnung derselben eine Irreführung darstellt.
Das Amt VI hatte mit der Arbeit, die Abendroth machte, nichts zu tún. Er und sein Vorgesetzter Rupert Pinter sowie dessen Vorgesetzter Prof. Robert Schmied waren in Wahrheit dem General Adolf J. untergeordnet und saßen im Marstall, wo Abendroth für die Erfassung der geraubten Kunstgegenstände verantwortlich war. Seinen Kollegen Hans-Martin Zeidler, der

ebenfalls eine Sektion mit ähnlichen Aufgaben bis zum April ‘44 führte, werden wir noch als Oberst in der Waldgaststätte Veilchenbrunnen bei Oberhof treffen, wo er im März ‘45 den Wirt Reimann mit Todesdrohungen in eine heillose Angst versetzen wird.
Die beiden Herren hatten ihre Arbeit im April ‘44 im Wesentlichen beendet und begaben sich sozusagen in die Praxis der Einlagerung jener Sachen, die vorher nur über ihre Schreibtische gegangen waren.
Am ersten Mai ‘44 erhielt der Sturmbannführer Hermann Abendroth von Martin Bormann den Befehl, sich für ihn zur Verfügung zu halten. Er wurde nach Thüringen geschickt und diente von da an als Verbindungsmann zwischen dem Stab der Einlagerungskommandos in Erfurt und der Parteikanzlei in Berlin. Darüber hinaus hatte er zur Gauleitung in Weimar Verbindung zu halten. Man muss sich ihn als eine Art Parteikontrolleur vorstellen.
In dieser Eigenschaft wurde er von Bormann hinsichtlich des Standortes “Oben B 30“ ins Vertrauen gezogen und kontrollierte diesen Standort, nachdem er im Juni zum Obersturmbannführer befördert worden war, im Juli, September und November. Jedes Mal machte er daraufhin einen Bericht an Bormann über den Fortgang der Arbeiten.
Abendroth soll in den Zwanzigerjahren Kunstgeschichte studiert haben. Seit ‘36 war er im SS-Hauptamt tätig gewesen. Nach dem Krieg lebte er unter einem anderen Namen im Raum Hamburg und war, wie es scheint, Gymnasiallehrer. Er wurde, wie alle Geheimnisträger, zu dieser Zeit vom General Adolf J. mit erheblichen Geldmitteln unterstützt. Abendroth starb angeblich 1988, seine Frau fünf Jahre später.
Er behielt sein Wissen nicht für sich. Von ihm und aus seinem Umkreis kam der erste verlässliche und außerordentlich genaue Hinweis auf „Oben B 30“.
Anderen Personen, z. B. dem Reichsmarschall Göring und dem Gauleiter Saukel, wurde noch während des Krieges gesagt, das Bernsteinzimmer läge bei Bachra.
Die Vorgesetzten des Generals Adolf J., die Generäle Jost und Wolff, wurden ebenso getäuscht. General Heinz Jost wurde gar nicht informiert, und der General Karl Wolff wurde von

Bormann davon unterrichtet, dass er, Bormann, alle über die Löffel balbiert hätte mit der Angabe Bachra. In Wahrheit, so hatte er Wolff versichert, läge es bei Gera. Es sei dort von einem seiner Spezialkommandos eingelagert worden.
Der Grund für diese Täuschung wiederum bestand in der Tatsache, dass Wolff wegen eines mündlichen Führerbefehls ab Mitte des Jahres '44 geheime Verhandlungen mit den Amerikanern über einen separaten Waffenstillstand zu führen hatte. Bormann befürchtete offenbar, Wolff könne nebenbei den Standort des Bernsteinzimmers preisgeben.
Von Karl Wolff, dem General mit der „weißen Weste", wurde nach dem Krieg gedacht, er hätte seine Verhandlungen mit Dulles in der Schweiz eigenständig und auf Grund eigener Initiative und zwecks Vermeidung weiteren Blutvergießens geführt. Nichts ist falscher als diese Annahme. Er verhandelte im Auftrag Adolf Hitlers, was er nach dem Krieg jedoch tunlichst zu verbergen verstand. Doch darüber, so muss man annehmen, wissen die amerikanischen Geheimdienste ohne Zweifel mehr, als sie bisher preisgegeben haben.
Am Morgen nach der Einlagerung des Bernsteinzimmers verlässt Bormanns Wagen, wiederum von ihm gesteuert, das Gelände der Villa seiner Mutter genau fünf Minuten vor neun Uhr und rollt in die Stadt zum Marktplatz. „Hitler" sitzt wie am Vortag im Fond, eingehüllt in seinen Mantel und ebenso in Hochstimmung wie Bormann. Er hatte gut geschlafen nach dem Intermezzo bei Oberweimar und nach einem einstündigen Monolog über den Angriff im Westen. Die Mutter Bormanns hatte hingebungsvoll an seinen Lippen gehangen und ehrfürchtig offenen Mundes den Worten ihres Führers gelauscht, während ihr Sohn, unterdessen mehrere Kognaks kippend, bass erstaunt mit aufgerissenen Augen die phänomenale Fähigkeit des Standartenführers I. verfolgt hatte, Gestus und Sprache des Führers nachzuahmen. Er dachte dabei offenbar an den eigenen Doppelgänger, der lange nicht so gut war wie I., obgleich er sich seit '43 heftig bemühte, seinem Herrn in jeder Hinsicht zu gleichen. Neun Uhr hält der Wagen vor dem Hotel „Elefant", und der Adjutant G. (er steht bereits im Portal des Hotels) begibt sich auf den Beifahrersitz, wobei er einen guten Morgen wünscht. Er ist munter und ausgeschlafen wie seit langer Zeit nicht mehr und freut sich, den

Reichsleiter und den Standartenführer in gehobener Stimmung und wohlbehalten wieder anzutreffen. Er selbst hatte sich freilich ein wenig gelangweilt während dieser vielen Stunden des Nichtstuns und des Alleinseins. Sogar ein wenig Ärger hatte Platz gegriffen in seinem Kopf, da man ihm durchaus nicht mitgeteilt hatte, wozu dieser Ausflug eigentlich diente und wohin die beiden entschwunden waren.
Nun fährt Bormann wieder zurück zum Standort Hopfgarten. „Hitler" begrüßt wie immer leutselig seinen Lokomotivführer und dessen Stellvertreter, winkt den RSD Leuten zu und verschwindet in seinem Abteil, während Bormann, wie gehabt, in seinen Akten wühlt, unterdeß der Führerzug nach Westen dampft. Bormann freut sich. Er wird seinem Führer ein schönes Weihnachtsgeschenk machen können. Der Bernsteinsaal, so wird er melden, ist vorerst in deutscher Erde verschwunden und unauffindbar für jeden Feind
Wie schon gesagt, der Oberst Lenke begab sich nach der Einlagerung zu seinem Stab nach Erfurt. Dreiundzwanzig Uhr erreichen auch Hinkelmann und Kissuv die Steigerkaserne, und kurz danach sitzen alle drei in Lenkes Büro zusammen, bequem in Ledersesseln und an einem Klubtisch. Seitwärts, auf dem Schreibtisch des Oberst, schimmert im gedämpften Licht einer grün beschirmten Tischlampe die Bernsteinstatuette aus Königsberg, richtiger aus dem Katharinenpalais bei Petersburg. An der Wand dahinter versinkt im Halbdunkel ein Führerbild. Eine Stehlampe beleuchtet die drei Männer in den Ledersesseln und den Klubtisch, wo Kristallgläser stehen und eine Flasche vorzüglichen Rheinweins. Bei Oberst Lenke geht es kulturvoll zu.
Die Offiziere, man muss es so sagen, sitzen abgespannt und ein wenig erschöpft in ihren Sesseln. Hinkelmann hält sogar die Augen geschlossen und es scheint, als schlafe er schon. Doch dies ist mitnichten der Fall. Er reißt sie nämlich plötzlich auf, glotzt wie abwesend in die Runde und stößt halblaut hervor: „Was bin ich froh, das die ganze Scheiße hinter uns liegt. Das Ding hat mich schon im Traum verfolgt. Gott sei Dank ist es endlich verschwunden."
„Kann man wohl sagen. Bin ganz deiner Meinung". Kissuv greift zum Glas und trinkt es hastig zur Hälfte aus.

„Wie hat es geklappt bei Oben B 30“. Hinkelmann beugt sich vor und sieht Lenke ins Gesicht.
„Gut, mein Lieber, gut hat es geklappt. Die Truppe hat hervorragend gearbeitet. Ich komme gleich darauf zu sprechen. Wie war es bei euch?“
„Der Dr. Rohde hat an der Qualität des Stollens gezweifelt. Und das mir am Ende aller Anstrengungen. Ich kann dir sagen, ich war voller Wut auf den ollen Dr., auf deinen Alkoholiker aus Königsberg. Ich war so voller Wut, dass ich ihn am liebsten weggeschickt hätte. Am Ende hat er mir aber Leid getan. Seine rechte Hand zittert wie ein Lämmerschwanz.“
„Das hab’ ich schon festgestellt, als ich mit ihm durch Ostpreußen fuhr. Der Rohde ist ein schwacher Mensch, das ist klar. Irgendwann ist er weich geklopft und fängt an, zu reden.“
Hinkelmann greift zum Glas, kaut den Wein und schluckt. „Die rechte Hand zittert so sehr, das der deutsche Gruß, sollte er ihn auszuführen versuchen, in ernstliche Gefahr gerät, zu misslingen, das kann ich dir sagen. Aber es kommt von seinem Gesaufe. Mein Mitleid war nicht angebracht.“
Kissuv runzelt die Stirn. „Noch schlimmer ist aber dieser Dr. Gall. Noch schlimmer und noch dümmer. Er glaubt an den Endsieg und daran, dass wir das Zeug bald wieder rausholen. Ich denke mir in meinem Kopf, es dauert drei, wenn nicht sogar fünf Jahre.“
„Fünf Jahre“, Lenke scheint erstaunt, „das wäre entschieden zu lange. Da hast du, mein lieber Kurt, einen ziemlich defaitistischen Kopf und ebensolche Gedanken.“
„Wir sprechen uns wieder. Wer weiß, ob fünf Jahre reichen. Eh das Deutsche Reich wieder auf die Beine kommt, kann noch mehr Zeit vergehn.“
Hinkelmann, als verfolge er das Gespräch gar nicht und als wäre er tief in Gedanken, murmelt plötzlich: „Wiederum, wenn man’s richtig bedenkt, hängen wir alle, wie wir hier sitzen, an diesem verfluchten Bernsteinsaal. Ich jedenfalls, der ich ein halbes Jahr mit ihm zusammen lebte. Obwohl ich es nie sah, ich häng’ an dem Ding fast schon ebenso wie dieser Dr. Rohde, dem die Tränen in den Augen standen, als es angeblich an ihm vorbeigetragen wurde. Fast wäre es mir auch so gegangen. Das muss man sich vorstellen, der Mann steht da und flennt einem Ding hinterher, das

gar nicht an ihm vorübergeschleppt wird. Da hat er mir richtig Leid getan, der Dr. Rohde."
„Wolfgang, ich bitte doch darum, nicht sentimental zu werden. Du musst es so sehen, dass wir ihm eigentlich eine Freude gemacht haben. Er weiß jetzt oder glaubt zu wissen, wo es liegt und wird sich mit der Zeit beruhigen." Lenke nimmt einen tüchtigen Schluck und fährt fort: „Jetzt zu 'Oben B 30'. Es hat alles vorzüglich geklappt. Bormann kam wie angekündigt. Das wird euch sicher interessieren. Er kam sogar in Begleitung."
Kissuv starrt Lenke missmutig an. „Noch jemand, den er ins Vertrauen gezogen hat! Mir genügt schon der Abendroth, der überall rumschnüffelt. Diese Leute wären an der Front besser aufgehoben. Wen hat er denn diesmal mitgebracht? Diesen von Hummel etwa oder seinen Staatssekretär Klopfer? Der weiß nämlich auch schon alles."
„Nein, weder diesen noch jenen. Er befand sich in Begleitung des Führers."
Kissuv und Hinkelmann sitzen wie erstarrt in ihren Sesseln. Hinkelmann rückt ein wenig herum, setzt sich ordentlich und aufrecht, als wolle er eine Art Haltung annehmen, und sieht irritiert und mit großen Augen auf seinen Oberst, der triumphierend von einem zum anderen blickt.
„Ha, das glaubst du doch selbst nicht, Helmut. Bormann hat wohl einen Doppelgänger mitgebracht. Er soll ja einen Doppelgänger haben. Der Führer ist doch an der Westfront!" Hinkelmann beginnt zu lachen.
„Da hat dich Bormann, schlau wie er ist, an der Nase rumgeführt."
Kissuv bleibt ernst und sieht Lenke voller Zweifel an. „Der Führer als Oberbefehlshaber würde nie eine eben begonnene Offensive verlassen. Das glaube ich nicht".
Lenke daraufhin ärgerlich: „Also, noch mal. Der Führer erschien gemeinsam mit Bormann Schlag neunzehn Uhr dreißig auf 'Oben B 30'. Ich kenn doch meinen Führer. Hab ihn ja vor einen Monat erst in Oberhof gesehen. Er war es. Er dankt für unsere Arbeit, lässt alle Offiziere grüßen und erwartet von uns, dass wir die Operation mit Erfolg zu Ende führen. Wir wären, so sagte er. seine zuverlässigsten Männer, auf die er sich immer und überall verlassen könne."

„Das erhebt natürlich. Ob er hier im Thüringischen Hauptquartier sitzt? Dann hielte ich es für möglich, dass er die Offensive für ein paar Stunden den Generälen überlässt. Mag sein. Wir sind doch wichtiger als wir bisher dachten. Donnerwetter!“ Hinkelmann neigt dazu, seinem Freund Lenke Glauben zu schenken.
Der zuckt nur mit den Schultern. „Was weiß ich, wo er sitzt. Vielleicht hier, vielleicht etwas weiter westlich. Das sind doch alles keine Entfernungen für ihn. Jedenfalls war er da, hat sich den Bunker angesehen und die Einlagerung beobachtet. Ich hatte die Ehre, ihn über den Stand der Dinge zu unterrichten. Einundzwanzig Uhr sind beide wieder weggefahren. Alles ohne Adjutant und ohne Schutz.“ Lenke verstummt und greift nach seinem Weinglas. Er sieht auf die Flasche, erhebt sich, holt eine volle aus dem Wandschrank und lässt sie von Kissuv öffnen.
„Eh ich es vergesse,“ fährt er beiläufig fort „seine linke Hand zitterte beträchtlich. Es ist genauso wie bei Dr. Rohde. Nur umgekehrt.“
„Ich bin beruhigt,“ lässt sich Hinkelmann vernehmen, „wenn es nur die linke ist. So bringt er immerhin den Deutschen Gruß noch hinter sich. Es wäre bitter, wenn es die rechte wäre.“
„Weiß Gott,“ pflichtet ihm Kissuv bei, „es wäre außerordentlich peinlich, wenn sich der Führer nicht mal mehr selbst begrüßen könnte.“
„Es zittern die morschen Knochen, bis alles in Scherben ...“
Lenke unterbricht heftig seinen Stellvertreter: „Halts Maul, Wolfgang. Da greift ein Pessimismus um sich, der haarsträubend ist. Ihr solltet euch mal am Riemen reißen, ans Portepee fassen solltet ihr euch. Wir sind deutsche Offiziere, verdammt noch mal.“
Schweigen tritt ein. Hinkelmann erhebt sich und läuft zu einem der Fenster. Er zieht das Verdunkelungsrollo beiseite und starrt hinaus. „Es scheint in dieser Nacht ruhig zu bleiben. Die Jungs aus dem wilden Westen feiern wohl schon Weihnachten.“
Er wendet sich den Sesseln zu und sagt halblaut: „Das erhebt natürlich und macht uns stolz. Wenn er da war und unsere Arbeit würdigte. Aber dennoch, ich muss euch sagen, dass ich viel lieber an der Front bei meinen Männern geblieben wäre, damals, vor zweieinhalb Jahren. Ich bin, um es offen zu sagen, gespalten wie ein Stück Holz und schon ebenso gefühllos. Auf der einen

Seite bin ich Nationalsozialist vom Scheitel bis zur Sohle und stehe hinter der Bewegung. Da glaub' ich sogar noch an den Endsieg. Auf der anderen Seite bin ich Offizier und weiß, das alles verloren ist, und zwar so, wie niemals zuvor. Zerrissen bis ins Innere, das kann ich euch sagen. Mein Gehirn zerreißt mir mein Herz."
Lenke sieht misstrauisch und mit einer Spur Entrüstung zum Fenster, wo Hinkelmann unbeweglich im Halbdunkel steht und wieder durch die Scheiben sieht. „Von der Axt des Schicksals gespalten sozusagen. Was für ein Quatsch! Mensch, Wolfgang, deine Männer sind schon lange tot, zwei Jahre schon, und du wärst mit ihnen tot und ich auch, wären wir an der Front geblieben. Stattdessen hast du etwas Nützliches getan, will das nicht in deinen verdammten, verwinkelten Schädel?"
Hinkelmann dreht sich um, kommt heran und lässt sich in seinen Sessel fallen. „Genau das ist es, was ich mir zum Vorwurf mache, dass ich nicht neben ihnen liege."
„Ich will dir mal was ..." Lenke unterbricht sich, da eines der Telefone klingelt. Er springt auf, geht zum Schreibtisch, greift zum Hörer, presst ihn ans Ohr und sieht zu gleicher Zeit auf Hinkelmann und Kissuv. „Ilmenau", sagt er halblaut. „Ein Anruf aus Ilmenau. Wahrscheinlich von Reinhardt."
„Ja, hier ist Lenke, Guten Abend, Herr Staatssekretär. Ja, guten Morgen vielmehr. Ich sagte Ihnen doch, dass ich zu jeder Zeit erreichbar bin. Was Sie nicht sagen ... schon fertig ... sehr gut Sie meinen doch Scheffel ... gut, drei Scheffel ... Ach, nach Berlin, dann wünsche ich ein schönes Fest ... Ja, bis Sylvester im Hopfengrund ... Ja, da haben Sie recht, es geht immer weiter ... gut. Auf Wiedersehn bis Sylvester."
Lenke legt auf und wendet sich an Hinkelrnann. „Du musst morgen zuerst nach Ilmenau, zum Scheffeldenkmal wegen der drei Depots. Sind alle drei voll. Die wollen zumachen."
„Was wird mit Oben B 30?"
„Machst du am 23. zu. Die Wache bleibt solange dort."
„Und Bachra?"
„Bachra bleibt noch offen. Ist ja noch nicht voll."
„Ich muss mich wundern über den Reinhardt. Der ist natürlich aus einem Guss. Da gibt es nicht den leisesten Schimmer eines Zweifels. Mit fünfzig Jahren springt der im Walde rum wie ein

junger Hirsch. Mir tun jetzt schon alle Knochen weh und das mit fünfunddreißig Jahren."
„Da siehst du mal, mein lieber Wolfgang," brummt Kissuv, „deine Knochen sind eben schon morsch. Reinhardt hingegen ist ein alter Kämpfer und bleibt es, wenn auch alles in Scherben fällt."
Lenke mischt sich ein. „Der Reinhardt, das ist klar wie Kloßbrühe, springt seiner Kindheit hinterher. Das verleiht ungeahnte Kräfte. Er ist ja im Ilmenauer Wald großgeworden und kennt Stock und Stein und jedes Loch da oben. Wisst ihr, dass er General ist?"
Kissuv ist erstaunt. „Kenn' ihn immer nur als Staatssekretär unter Schwerin von Krosigk."
„Er ist des Führers Mann im Finanzministerium und General der SA seit siebenunddreißig, so viel ich weiß. Er war schon dreiunddreißig Gruppenführer und hatte damals bereits beim Führer ein Stein im Brett. Das war zu der Zeit, Wolfgang, als wir beide noch Scharführer waren und gemeinsam im Wedding Kommunisten verprügelten."
„Erstaunlich. Der Mann hat eine Energie, dass es einem graust. Wie er auf dem Gabelbach und auf dem Kickelhahn die Männer antreibt, das ist schon bemerkenswert. Der alte Goethe wäre entsetzt, sollte er als Geist auf seinen Wegen wandern. Er müsste dann dichten: Unter allen Gipfeln ist Unruh, in allen Wipfeln spürest du der Erde Zittern. Dabei ist der alte Herr Geheimrat schon genug gestraft mit diesem Scheffeldenkmal, das man in seinem Wald postierte. Der Trompeter von Säckingen ist eine Beleidigung für den alten Herrn. Nun macht man noch aus den Bergen des Geheimrats Schweizer Käse. Da kann einem traurig zu Mute werden."
„Die Berge des ollen Goethe waren aber schon immer wie Schweizer Käse. Er hat doch selber die Bergleute unter seine Gipfel geschickt. Das vergisst du wohl? So abstrus, wie du denkst, findet man selten einen. Wenn ich nicht wüsste, dass du mein bester Mann bist, müsste ich dich glattweg ins Lazarett schicken. Oder noch ganz woanders hin." Lenke beugt sich vor und greift zum Glas. „Meine Herrn, trinken wir den letzten Schluck auf den Bernsteinsaal und auf unsere gelungene Arbeit. Er ruhe in Frieden bis zu seiner Wiederauferstehung. Unsere Sach ist getan."

Oberst Lenke erwartete, einen tüchtigen Orden an die Brust geheftet zu bekommen. In dieser Hinsicht erfolgte jedoch nichts. Hitler erteilte nur Bormann am vierundzwanzigsten Dezember den Befehl, er möge sich auf ihn beziehen und dem Oberst Lenke mitteilen, er solle, ohne einen anderen Offizier zu beteiligen oder zu informieren, eine bestimmte LKW-Ladung im Laufe des Januar im Marstall abholen und sie an einem absolut sicheren Ort zwischen Arnstadt, Ohrdruf und Oberhof einlagern. Den Führerbefehl erhielt Lenke am vierten Januar '45. Er holte die sechsundzwanzig mittelgroßen Kisten und lagerte sie am siebenundzwanzigsten im Raum Wegscheide ein. Ihr Inhalt bestand aus eintausendreihundertzwanzig Gegenständen wertvollster Art. Die Sachen waren von zwei Personen in der Zeit von März bis Oktober '44 im Marstall ausgewählt worden. Sie hatten dafür nicht mehr als drei Tage im Monat gebraucht. Einer der beiden Männer war ein Herr Walther Wüst, SS-Oberführer und Prof. für germanisch-indogermanische Kulturgeschichte. Nach dem Kriege war er Prof. zur Wiederverwendung und Universitätsdozent in München. Vor und während des Krieges trat er als Freund Himmlers in Erscheinung.

Die andere Person hieß Wolfram Sievers. Sievers war SS-Standartenführer und Amtschef im persönlichen Stab des Reichsführers Himmler. Er wurde '47 zum Tode verurteilt und '48 in der Festung Landsberg hingerichtet, ohne freilich ein einziges Wort über jene mysteriöse Auswahl verloren zu haben.

Der Herr Prof. Wüst verfügte ebenfalls über die Fähigkeit, alles zu vergessen, was er, besonders im Jahr '44, für seinen Führer getan hatte. Allerdings wussten die beiden nur, dass die Sachen für den Führer bestimmt waren. Wohin sie verschwanden, wurde ihnen nicht gesagt.

Fünfzig Jahre später, im Jahr neunzehnhundervierundneunzig, fuhr an einem Sommertag eine große Mercedeslimousine zwischen Oberweimar und Taubach von der Straße ab und mühsam jenen Weg hoch, den neunzehnhundertvierundvierzig die LKW benutzt hatten. Es war ein Wagen mit einem belgischen Kennzeichen. Er hielt in halber Höhe des Berges, der Fahrer stieg aus, riss eine hintere Tür auf, und es erschienen zwei Herren, von denen der eine sehr alt war und dennoch eine unnachahmliche Haltung an den Tag legte. Er war hoch gewachsen,

gertenschlank, um nicht zu sagen dürr, hielt sich kerzengerade und verfügte über ein ausdrucksstarkes, fast könnte man meinen markantes Adlergesicht mit ebensolchen Augen. Er mochte achtzig Jahre alt sein (in Wahrheit war er achtundachtzig). Der andere war viel jünger, ebenso groß und offenbar der Sohn des Ersten, da er, während er ausstieg, folgende Bemerkung von sich gab: „Papa, dem Wagen tut das aber gar nicht gut, ein solch furchtbarer Berg. Alphonse ist besorgt“. Dabei blickte er auf den Fahrer, der mit unbewegtem Butlergesicht noch immer den Schlag geöffnet hielt.

„Ach was“, gab mit etwas knarrender, unwirscher Stimme der Alte zurück und starrte dabei auf den Berg. „Was sein muss, muss sein, mein Sohn!“

Er stakste bergan, seinen Spross hinter sich, durchschritt die Schlucht, die er sehr gründlich musterte und stieg hoch auf das Plateau, wo er stehen blieb und sich umsah. Der Sohn verharrte in der Schlucht und beobachtete ihn besorgt.

„Oben B 30“, schrie der Alte hinunter ins Ilmtal. „Was sagst du, Papa?“, rief der Sohn zu ihm hoch.

„Ich sage,“ brüllte der Alte zurück, „Oben B 30. Alle sind tot. Ich bin der letzte. Der allerletzte.“

„Ja, Papa, ist schon recht, Papa,“ rief der Sohn missmutig zurück, als kenne er das alles bereits.

Der Alte stampfte auf und horchte. Dann murmelte er: „Sehr befriedigend. Ganz vorzüglich. Aber alle sind tot. Sogar die Soldaten. Erschossen, vergiftet, gestorben. Auf dem Sofa erschossen. Das verzeih’ ich ihm nicht. Man erschießt sich nur im Stehen oder am Schreibtisch.“

Er stampfte noch einmal auf, horchte wieder, starrte in die Schlucht und machte sich auf den Weg zu Sohn und Auto.

„Jetzt,“ bemerkte er entschlossen, „fahren wir nach Jena und logieren im Schwarzen Bär. Morgen aber, mein Sohn, fahren wir durchs Jonastal. Dort muss ich einen Blick nach rechts und nach links werfen. So Gott will, kann ich dann zufrieden sagen: Befehl ausgeführt. Melde mich ab zum großen Heer der alten Kämpfer.“ „Aber Papa, du bist doch kerngesund. Du solltest nicht vom Sterben sprechen.“ „Wenn die Russen und die Polen nicht in Ostpreußen säßen,“ bemerkte der Alte mit bitterer Stimme, „würde ich noch einmal in die Heimat fahren.“

„Das hast du schon oft gesagt. Fahr doch. Warum fährst du nicht?“
„Weil die verdammten Russen und die verdammten Polen mich in der Luft zerreißen würden, und weil ich den Zeitpunkt meines Todes selber bestimmen will.“ Und damit stakste er zum Auto zurück, wo der Fahrer eifrig die Tür aufriss.
Der Wagen glitt wenig später den Berg hinab, bog nach links auf die Straße und rollte in Richtung Taubach und Mellingen davon.
Der alte Mann war vor fünfzig Jahren General und trug zu dieser Zeit den Namen Adolf J.

Keiluweit und Konsorten

Die Einlagerungen im Bereich der Thomasmühle führen uns zu einem Herrn Keiluweit, mit dem die Stasi ihre liebe Not hatte. Keiluweit war in den Fünfzigerjahren aus russischer Kriegsgefangenschaft entlassen worden und im Laufe der Zeit mit dem Gesetz in Konflikt gekommen. Die DDR schien ihm ein offenbar durchaus unangenehmer Staat zu sein, und da er ein dickschädliger Ostpreuße war und immer ehrlich seine Meinung sagte, landete er im Knast.

Dort nun erzählte er einem aufmerksamen Stasispitzel, dass er das Bernsteinzimmer transportiert habe. Die anschließenden Befragungen müssen für Keiluweit eine spaßige Angelegenheit gewesen sein, da er das Vergnügen hatte, die ahnungslosen Tschekisten an der Nase herumzuführen.

Alles, was er sagte, war zwar die Wahrheit, aber es war sie nur ein wenig, denn das Meiste und noch dazu das Wichtigste verschwieg er. Nachdem schließlich die Geschichten des Keiluweit als sehr unglaubwürdig und absurd empfunden wurden, verhalf ihm ein psychiatrisches Gutachten, noch dazu von einem ehemaligen SS-Arzt abgegeben, zur Freiheit, die er bis zum Ende seines Lebens in Jokeda in der Nähe von Plauen zubrachte.

Hier nun die wahre Geschichte des Manfred Keiluweit und vor allem jenes, was er nicht erzählte, zumindest nicht der Stasi, den Reportern und den so genannten Schatzsuchern.

Er wurde Ende der Dreißigerjahre zur Wehrmacht eingezogen und nahm am Polenfeldzug und am Westfeldzug teil. Anfang ‘42 war er Leutnant und in Frankreich stationiert. Im Mai ‘42 erhielt er einen Marschbefehl nach Warschau, wo er sich am 11. Juni im Schloss Wylanow zu melden hatte. Er zählte schließlich zu den ‘96 Offizieren, die am ersten Lehrgang bei Wangerin teilnahmen. Anschließend wurde Keiluweit in Sachsen eingesetzt, wo er als stellvertretender Kommandeur eines Einlagerungskommandos arbeitete, und zwar im Westerzgebirge in der Nähe von Eibenstock.

Das Kommando umfasste 25 Soldaten und 38 Häftlinge. Es war bei Grünheide stationiert. Keiluweit befand sich dort bis zum 31.12.1944. Das größte Depot, welches seine Leute anlegten, befindet sich zwei Kilometer südlich von Eibenstock inmitten

eines steinbruchartigen Geländes. Es handelt sich um angeblich 20 Stollen, die verhältnismäßig lang sind und einige Tausend Kisten mit Kunstgegenständen aus der ehemaligen Sowjetunion enthalten.
Am ersten Januar des Jahres 1945 begab sich Keiluweit nach Zwickau. Er war zum Chef des Stabes befohlen worden, der für die Einlagerungen im Gau Sachsen verantwortlich war. Es war dies der General Fritz Osten, dessen eigentlicher Sitz sich im Tharander Wald auf der so genannten Grillenburg befand.
Dieser General versah unseren Keiluweit mit einem Marschbefehl, der besagte, er solle sich am achten Januar um fünfzehn Uhr in Königsberg in der Gauleitung der NSDAP melden.
Und, was für ein erstaunlicher Zufall, am gleichen Tag, dem ersten Januar nämlich, hatte sich viele Kilometer südwestlich ein Major Secko Pluws in Nürnberg bei seinem Vorgesetzten zu melden, einem General Isenstaedt, der Chef der Einlagerungskommandos in Süddeutschland war und gewöhnlich seinen Sitz in München hatte. Dieser General versah den Major mit einem Marschbefehl, welcher besagte, er solle sich am achten Januar 15 Uhr in Königsberg in der Gauleitung der NSDAP melden.
Der Major Secko Pluws, 1913 in Hessen geboren, hatte bis '37 in München studiert und sich im gleichen Jahr für 12 Jahre zur Wehrmacht verpflichtet. Er begann als Leutnant, nahm in einer Pioniereinheit am Westfeldzug teil und wurde wie Keiluweit im Juni '42 nach Warschau und sodann nach Wangerin in Marsch gesetzt. Er war immerhin schon '33 Mitglied der NSDAP geworden und galt deshalb als sehr vertrauenswürdig, weshalb er im September '42 als Kommandeur eines Einlagerungskommandos im Raum Nürnberg-Erlangen eingesetzt wurde. Gerade eben, bevor ihn der Marschbefehl nach Königsberg erreichte, hatte er zwei Einlagerungen abgeschlossen. Sein Kommando umfasste 24 Soldaten und 38 Häftlinge. Das eine Depot, das er anlegen ließ, befindet sich zwei Kilometer südwestlich von Kalckreuth und besteht angeblich aus dreizehn Stollen. In jeden verstaute er 600 Kisten mit der Aufschift SR.
Das zweite Depot befindet sich zweieinhalb Kilometer östlich von Tannenlohe bei Erlangen. Es ist ein Stollen, der direkt in den Berg geht und fünfzehn Meter lang ist. Er enthält über 200 mittelgroße Kisten mit der Aufschrift IT.

Wie es der Zufall nun weiterhin wollte, wurde ein Obersturmbannführer Karl Hubertus Graf Schimmelmann am zweiten Januar ‘45 zu seinem Vorgesetzten befohlen, zu eben jenem General Adolf J., der im Marstall in Berlin seine Kommandozentrale hatte.
Der General erteilte ihm den Auftrag, das berühmte Bernsteinzimmer innerhalb kürzester Frist von Königsberg nach Thüringen zu transportieren. Es sei ein Befehl, dessen Erfüllung ihm höchste Anerkennung zuteil werden ließe. Er hätte am achten Januar um 15 Uhr in der Gauleitung der NSDAP in Königsberg zwei Offiziere mit Namen Pluws und Keiluweit in diesen Auftrag einzuweisen und hernach den Abtransport vorzunehmen. Mannschaften und Fahrzeuge würden ihm in Königsberg zugeteilt.
Tatsächlich wurde Schimmelmann am 28. Februar zum Standartenführer ernannt. Er war in den Jahren zuvor unter anderem in der Sowjetunion als Kommandeur eines so genannten Kunsterfassungskommandos tätig gewesen. Seine Truppe verfügte über 18 Soldaten und vier LKW und hatte besonders im Raum Kiew stolze Erfolge zu verzeichnen, so das Schimmelmann später den Auftrag bekam, eine Reihe dieser Kommandos zu kontrollieren.
Die drei Männer, sowohl der Major als auch der Oberleutnant Keiluweit und natürlich der Graf, setzten sich gehorsam in Marsch und saßen sich am Nachmittag des achten Januar in der Gauleitung in Königsberg gegenüber.
Der Graf erklärte, dass sie alle drei die Aufgabe hätten, das Bernsteinzimmer von Königsberg nach Thüringen zu befördern. Dies sei eine Aufgabe von höchster Bedeutung, die gewissenhaft zu erfüllen sei. Der Befehl komme von General Adolf J. persönlich, und sie hätten sich des gezeigten Vertrauens würdig zu erweisen.
Zur gleichen Zeit, Anfang Januar also, war Dr. Rohde, der Direktor der städtischen Kunstsammlungen Königsberg mit Sitz im Schloss, zum Gauleiter Koch gebeten worden.
Koch teilte ihm augenzwinkernd mit, dass das Bernsteinzimmer abgeholt werde. Nun wussten zum selben Zeitpunkt beide, dass dieses Zimmer bereits im Juni ‘44 die Stadt verlassen hatte und schon im Thüringer Untergrund vor sich hindämmerte. Sie sprachen über etwas, was nicht mehr existierte. Dr. Rohde spielte

mit, womöglich auch augenzwinkernd und in dem Bewusstsein, ein Geheimnis mit sich herumzutragen, das er mit einigen hohen Herrn des dritten Reiches teilte.
Die eindringliche Forderung Kochs an Rohde war Folgende: er dürfe keinesfalls andeuten oder gegenüber jenen Offizieren, die die Kisten aus den Gewölben abtransportieren würden, verlautbaren, dass sie nicht das Bernsteinzimmer, sondern gewöhnliche Bernsteinplatten beförderten.
Der Gauleiter und Reichsverteidigungskommissar von Ostpreußen stellte zudem die Frage, wie es kürzlich gelaufen sei und ob alles in Ordnung wäre. Und Rohde, diensteifrig und beflissen, wie er war, antwortete daraufhin, dass er sich vor zwei Wochen, nämlich am 21.12. des vergangenen Jahres, in Weimar aufgehalten hätte, und dass sein Vorgesetzter, der Dr. Gall, mit von der Partie gewesen wäre. Sie seien am Abend von einem Hauptmann Goz vom Hotel „Elefant“ aus in einem Personenwagen eine halbe Stunde nach Norden gefahren worden, und ihre Fahrt hätte oberhalb eines Ortes namens Bachra geendet. Dort hätte er miterlebt, wie das Bernsteinzimmer in eine Stollenanlage eingelagert worden sei. Es wären jene Kisten gewesen, die er im Juni dem Kommando des Oberst Lenke übergeben habe. Die Bedingungen könne er mit gut bewerten. Der Gauleiter könne sich darauf verlassen, dass alles seine Ordnung habe.
So hockten die beiden einander gegenüber, heckten die nächste Operation mit List und Tücke aus und glaubten unbenommen, dass alles so wäre, wie sie es gesehen und vernommen und erlebt hatten.
Wenn, wie sie glaubten, die Kisten für das Bernsteinzimmer zweimal existierten, so konnte es doch sein, dass sie auch noch ein drittes und ein viertes Mal vorhanden gewesen sind. Dieser Gedanke freilich kam weder dem Dr. Rohde noch dem ostpreußischem Gauleiter Koch. Sie glaubten, andere zu täuschen und ahnten nicht, dass auch sie getäuscht wurden.
Jetzt kommt eine weitere Person in das Spiel des Generals J., der vom Marstall aus die Fäden zog. Es handelt sich um den im Juni ‘42 zum Standartenführer ernannten Rittmeister Ernst-Otto Graf zu Solms-Laubach. Er wurde zu diesem Zeitpunkt mit Recht in jenen Rang erhoben, da er doch ein Jahr lang mittels zweier Kunsterfassungskommandos die Gegend um Leningrad von

allen Kunstgegenständen entblößte, die irgendwie aufzutreiben waren. Dieser kunstsinnige Offizier und adlige Spross hatte selbige Arbeit weitergeführt bis zum Oktober 1942 und war schließlich zum Chef des Stabes der Einlagerungskommandos in Ostpreußen ernannt worden. Sein Sitz war Insterburg.
Der Stab bestand aus fünf Offizieren. Ostpreußens Gauleiter hatte eine beratende Funktion. Die 53 Einlagerungskommandos bestanden aus 540 Soldaten und Offizieren und aus 2600 Häftlingen. Es scheint, als wären die Führer des dritten Reiches der Auffassung gewesen, Ostpreußen könne nie verloren gehen, oder es könne nie vom Reich abgespalten werden.
So legte Laubach bis zum bitteren Ende 510 Depot an. Von den Soldaten und Offizieren überlebten 25 Offiziere. Alle anderen wurden im Januar ‘45 in ostpreußischen Kasernen getötet. Die Häftlinge waren schon Ende ‘44 in der alten, bewährten Manier umgebracht worden.
Eines der letzten Depots, welches Solms in aller Eile anlegen ließ, war ein sechs Meter tiefes Loch in der Nähe von Puschdorf bei Groß-Jägersdorf, fünf Meter breit und neun Meter lang. In dieses Loch wurden 135 Kisten gestapelt. Sie maßen genau einen Kubikmeter und wurden mit Wachstuch an den Seiten und von oben abgedeckt und unter drei Meter Erde begraben. Die Stelle befindet sich etwa vierhundert Meter nördlich einer Ziegelscheune. Es lohnt sich, dort zu suchen.
Ein großes Depot, nur vergleichbar mit jenen, die eines Tages in Thüringen gefunden werden, befindet sich bei Heiligenwalde westlich von Tapiau. Es ist eine Stollenanlage, deren Stollen 160 Meter lang sind. Sie wurde von 400 Häftlingen unter der wachsamen Kontrolle des Solms-Laubach im Frühjahr ‘44 errichtet.
Dieser Mann also, der seine Karriere nach dem Krieg keineswegs unterbrach, sondern vielmehr als hoch geachteter Kunstexperte und Direktor eines Museums in Frankfurt am Main im Wohlstand lebte, dieser Mann kommt ins Spiel und erhält von seinem General Adolf J. den Befehl, drei LKW und zehn Mann für den Transport des angeblichen Bernsteinzimmers zur Verfügung zu stellen.
Zähneknirschend, wie man sich denken kann, schickt er am zehnten Januar sieben Mann mit drei LKW von Insterburg nach Königsberg. Drei Leute von ihm stoßen in Königsberg dazu und

darüber hinaus weitere drei Mann, die Koch zur Verfügung stellt. Mit den drei Offizieren hatte die Begleitmannschaft jetzt eine Stärke von 16 Mann.
Unter den drei Leuten, die Koch zum Kommando schickte, befand sich eine Person, die viele Jahre später ein erhebliches, wenn auch nutz- und sinnloses Rätselraten verursachte. Eine erkleckliche Anzahl von Autoren, die über das Bernsteinzimmer schrieben, und das gewissermaßen ins Blaue hinein, erzählten immer wieder bis zum Erbrechen die Story von Georg Wyst, von der Stasi Georg Ringel genannt. Sie berichteten unermüdlich von der verschimmelten Kartentasche im Kohlenhaufen, die der Sohn nach dem Tod seines Vaters fand und von einem geheimnisvollen Funkspruch oder einem Telegramm, welches seltsame Abkürzungen enthielt.
Einer der drei Kochschen Abgesandten war also der Obersturmbannführer Georg Wyst, für Koch nur ein Spitzel und Kontrolleur, und einer, der besondere Aufträge willig erfüllte. Bei diesem so genannten Bernsteinzimmertransport hatte er nichts zu sagen. Er war wohl auch recht unzuverlässig, denn welcher deutsche Soldat und Offizier vergisst seine Kartentasche im Kohlenhaufen, wenn es ans Sterben geht. Doch man darf nicht ungerecht sein. Vielleicht war ihm das Sterben wichtiger als eine verfaulende Kartentasche.
Zurück nach Königsberg. Am 11.1. wird Georg Wyst gemeinsam mit den beiden anderen zu Koch in die Gauleitung befohlen. Koch unterrichtet sie von dem Transport und befiehlt ihnen, daran teilzunehmen. Anschließend sitzen sie drei Offizieren gegenüber (es waren Schimmelmann, Pluws und Keiluweit), die ihnen prüfende Fragen stellen und sie für den 19. zum Schloss kommandieren.
Sie melden sich dort zur rechten Zeit und erblicken im Schlosshof drei beladene LKW. Die Ladung bestand aus 28 Kisten, die angeblich das Bernsteinzimmer enthielten und aus weiteren 25 Kisten. Diese sollen viel kleiner gewesen sein. Man erklärte ihnen, das es Sachen aus Polen wären, die im Schloss gelegen hätten.
Alles war vollständig und bereit. Aus unerfindlichen Gründen bewegte sich der Transport jedoch nicht von der Stelle. Der Abmarschbefehl von Berlin sei noch nicht erteilt, hieß es.

Der Befehl kam am 23. zu Mittag, und um 14 Uhr setzte sich der Konvoi in Bewegung. Hierbei geschah es, dass bei der Abfahrt durch das Albrechttor ein LKW mit der Mauer kollidierte, eine Kiste herabstürzte und auf dem Pflaster zerbarst. Es wird dies ein Zufall gewesen sein, aber wie glücklich war er geradezu. Die Spuren vom Bernstein waren noch am Kriegsende zu sehen und verleiteten zu der absoluten Gewissheit, das tatsächlich das Bernsteinzimmer im Jahr 1945 aus dem Königsberger Schloss verschwand, zumal Keiluweit bei einem Verhör durch die Stasi von diesem Zwischenfall erzählte. Die Forschung nach dem Zimmer war somit für Jahrzehnte auf diesen Zeitpunkt des Abtransportes festgelegt, obwohl es eine der unsinnigsten Annahmen der Bernsteinzimmerforschung ist.

Endlich rollte der Transport. In den Fahrerkabinen saßen sechs Mann, zwischen die Kisten mit den Kunstwerken quetschten sich fünf Soldaten, und fünf weitere, in diesem Fall natürlich Offiziere, fuhren in drei PKW, davon Schimmelmann als Einzelner.

Die Route war klar und vorgegeben. Sie schrammten gewissermaßen immer an der Front entlang. Es ging nach Elbing, Marienburg, Marienwerder, Graudenz, Bromberg, Schneidemühl, Kreuz, Landsberg und Küstrin bis nach Frankfurt an der Oder. Diese letzte Stadt erreichten sie unter Aufatmen am 31. Januar. Der gefährlichste Teil der Aufgabe war geschafft. Noch am selben Tag verluden sie Pkw und LKW auf Wagons, die nach Süden rollten und Dresden am ersten Februar erreichten.

In dieser schönen Stadt, die sich kurz vor der Katastrophe befand, wurde dem Grafen Schimmelmann ein Telegramm übergeben, welches er überflog und wonach er sich energisch an den Major Secko Pluws wandte. Er teilte ihm mit, dass er, Schimmelmann, den Transport verlassen müsse. Er erteilte ihm den Befehl, Mannschaft und Fahrzeuge als Kommandeur zu übernehmen. Er solle auf dem Bahnhof Ilmenau in Thüringen entladen und sofort in Richtung Schleusingen bis Thomasmühle fahren. Dahinter hätte er nach links in einen Waldweg einzubiegen und nach etwa sechzig Metern den Transport einem Major Köhler zu übergeben. Nach weiteren Instruktionen und dem Studium von Landkarten, die sich auf den Thüringer Wald bezogen, fuhr Schimmelmann seinen Wagen vom Waggon und verschwand auf Nimmerwiedersehen.

Bevor wir den Transport weiterverfolgen, ist es angebracht, den Lebensweg des Standartenführers Karl Hubertus Graf Schimmelmann im Auge zu behalten, zumal er uns kaum noch begegnen wird.
Graf Schimmelmann erreichte Berlin noch am ersten Februar. Am zweiten tauchte er im Marstall auf und vernahm zu seinem Vergnügen und mit Stolz aus dem Mund des Generals Adolf J., dass seine Ernennung zum Standartenführer eingereicht sei, wozu der gelungene Abtransport des Bernsteinzimmers aus Königsberg erheblich beigetragen habe. Gleich darauf erhielt er einen neuen Auftrag vom General. Er schickte ihn stehenden Fußes in den Bayrischen Wald. Dort sollte Schimmelmann eine große Stollenanlage kontrollieren und deren Schließung überwachen.
Schimmelmann setzte sich in Marsch und erreichte am vierten oder fünften Februar Regensburg. Von dort fuhr er in östliche Richtung nach Wiesenfelden und weiter nach Geraszell. Schließlich befand er sich etwa zwei Kilometer nordwestlich Geraszell in der Nähe des Weges nach Mittnach, wo er im Wald an einer Stollenanlage ankam, die gerade von einem Einlagerungskommando zur Gänze gefüllt wurde. Die Größe der Anlage war geradezu unglaublich. Alle Stollen waren gefüllt mit großen Kisten, auf denen die Buchstaben RU standen.
Am neunten Februar wurde die Anlage sorgfältig verschlossen, der Schacht wurde zugefüllt, die Erde festgestampft und alle Spuren beseitigt.
Schimmelmann fuhr zurück nach Berlin und erhielt am 14.2. einen neuen Auftrag. Er fuhr mit seinem PKW ins Jonastal bei Arnstadt in Thüringen, nachdem er sich vorher beim Oberst Lenke in Erfurt gemeldet hatte. Im Jonastal fuhr er an den schuftenden Häftlingen vorüber, die angeblich das letzte Führerhauptquartier bauten. Am Ende des Jonastals, genau nördlich von Gossel, bog er nach rechts von der Straße ab und erreichte oberhalb einer steinernen Brücke eine etwas kleinere Stollenanlage, verglichen mit jener östlich von Regensburg. Die Stollen verlaufen in Richtung Truppenübungsplatz.
Schimmelmann kontrollierte diese Anlage am siebzehnten Februar, wonach sie geschlossen wurde. Er fuhr nach Berlin zurück, langte dort am 19. an und blieb vorerst in der Reichshauptstadt, weil es im Marstall viel zu tun gab.

Am 13.3. verließ er Berlin und fuhr wiederum nach Arnstadt. Am 15.3. erreichte er die Krummhoffsmühle, die im Plaueschen Grund lag und 1942 im Herbst von der Stadt aus kriegsbedingten Gründen dem Eigentümer abgekauft worden war. Im Februar '43 waren dort fünf Offiziere eingezogen, ein Sonderkommando, welches lediglich dem General J. unterstand und Kontrollaufgaben zu erfüllen hatte. Wie es heißt, bestand die Aufgabe der Offiziere darin, zwanzig Einlagerungskommandos zu kontrollieren, wahrscheinlich des eventuellen Unterschleifs wegen. Der General befürchtete offensichtlich, es könnten Kisten, insbesonders jene der kleinen Art, verloren gehen. In solchen Fällen waren die Soldaten und Offiziere des Todes. Nur die ganz hohen Tiere konnten derartige Eskapaden unternehmen.

Schimmelmann erschien also in der Krummhofsmühle und befahl den Offizieren, ihre Zelte abzubrechen und alle Spuren zu verwischen. Am 18.3. fuhren die sechs Offiziere mit drei PKW nach Berlin zurück.

Bis zum siebenten April hatte Schimmelmann zusammen mit anderen mit der Beseitigung der Spuren im Marstall zu tun. Der General Adolf J. war bereits verschwunden und bereitete sich auf die Rolle vor, die er nach dem Krieg spielen sollte und auch gespielt hat.

Am achten April '45 war auch Graf Schimmelmann bereits ein anderer, wobei er den Grafentitel leider verlor. Er war ein gänzlich neuer Mensch geworden, trug Zivil und trichterte sich ein Codewort ein. Es war der Name eines Fisches. Schimmelmann blieb in Deutschland. Nach der Währungsreform holte er sich im Abstand von zwei Jahren jeweils einen größeren Geldbetrag im Ausland und lebte so wohlhabend und angenehm. Er starb 1986 in Hamburg.

Kehren wir zurück zum Transport nach Ilmenau. Er verließ noch am gleichen Tag, es war der erste Februar, die Stadt Dresden, wiederum per Schiene, nun mit 15 Mann, drei LKW und zwei PKW. Die Wagons rollten über Gera nach Erfurt und über Neudietendorf und Arnstadt nach Ilmenau, wo sie am zweiten Februar 19 Uhr eintrafen. LKW und PKW wurden sofort von den Wagons gefahren, rollten durch die Stadt und begaben sich auf den Marsch in Richtung Schleusingen. Es lag wenig Schnee und es gab kein Eis. Die Reichsstraße vier war in gutem Zustand.

Kurz nach 21 Uhr, sie fuhren praktisch immer neben der Bahnlinie Ilmenau-Schleusingen, befanden sie sich in Höhe des Haltepunktes Thomasmühle.
Hier wurde der Transport von Soldaten gestoppt. Sie waren an Ort und Stelle, wie es schien. Ein Major Wolfgang Köhler gab sich zu erkennen, fuhr in einem Kübelwagen voraus und geleitete den Konvoi noch einmal etwa 500 Meter weiter, bevor er nach links abbog und nach etwa 60 Metern anhielt.
Links von ihnen rauschte ein Wildbach. Rechts erkannten sie die dunklen Umrisse dreier Baracken. Aus einer traten Soldaten und liefen zum ersten LKW, um ihn zu entladen. Vor ihnen führte ein Waldweg neben dem murmelnden und plätscherndem Wasser bergauf und verlor sich irgendwo im Dunkel.
Hier ist es an der Zeit, während die LKW entladen werden, über den Major Wolfgang Köhler zu sprechen. Keiluweit spricht immer nur von einem Major Köhler. Den Vornamen nennt er nie.
1914 im Ruhrgebiet geboren, wird Köhler bereits im Jahr ‘32 Mitglied der NSDAP, studiert in Bonn bis ‘36, wird eingezogen zur Wehrmacht, ist ‘39 Leutnant bei den Pionieren, nimmt ‘40 am Westfeldzug teil, geht einundvierzig an die Ostfront und ist dort bereits Hauptmann.
Köhler befindet sich bis Mai ‘42 im Südabschnitt der Sowjetunion und erhält plötzlich einen Marschbefehl nach Warschau. Am 11. Juni erreicht er Wangerin und gehört zu den ‘96 Offizieren, die ausgebildet werden.
Er beginnt seine Arbeit Anfang September in Thüringen und übernimmt ein Einlagerungskommando von 25 Soldaten und 28 Häftlingen westlich von Rudolstadt. Er macht seine Arbeit so gut, dass er Anfang September ‘43 versetzt und für das gesamte Gebiet Schleusingen, Eisfeld, Hildburghausen und Sonneberg verantwortlich gemacht wird. Er hat seinen Standort in der Nähe des Dorfes Wiedersbach bei Schleusingen und befehligt nun acht Einlagerungskommandos, denen 234 Soldaten und 405 Häftlinge angehören. Köhler hält sich sehr oft im Bereich der Thomasmühle auf und beendet dort auch seine Tätigkeit im März ‘45.
Am 12.3.45 in der Frühe marschieren die 94 Häftlinge, die in der Nähe der Thomasmühle stationiert sind, bewacht und begleitet von 34 Soldaten auf der Reichsstraße vier Richtung Norden

durch Schmiedefeld, bis sie den Rennsteig erreichen. Sie biegen nach links ab und marschieren weiter in Richtung Schmücke bis zum so genannten Mordfleck. Es gibt dort eine große Lichtung, wo sie wiederum nach links abbiegen und einige hundert Meter weitermarschieren. Es wird Halt befohlen. Direkt neben dem Waldweg, der Berg steigt steil an, müssen die Häftlinge mit ihren Werkzeugen, die sie mitgeschleppt haben, eine Grube graben, 3 x 8 Meter und drei Meter tief. Am folgenden Tag ist die Grube fertig. Am Abend müssen sich die Häftlinge in die Grube legen und werden vom Grubenrand aus mit Sturmgewehren erschossen. Es dauert etwa sechs bis sieben Minuten. Die Soldaten schaufeln zu. Der Major Wolfgang Köhler hat nur den Befehl gegeben und zugesehen. Geschossen hat er nicht.

Die Soldaten kehren per LKW zur Thomasmühle zurück, nehmen die Baracken auseinander und verladen sie auf LKW, beseitigen alle Spuren und fahren, insgesamt sind es 54 Mann, am 16.3. nach Ohrdruf, wo sie in einer Kaserne stationiert werden. Nach dem Krieg gelten sie als vermisst oder gefallen.

Der Major Wolfgang Köhler indessen verlässt am 17.3. Ohrdruf und begibt sich nach Erfurt, wo er in einer der Steigerkasernen auf den Oberstleutnant Hinkelmann trifft. Köhler erhält eine neue Identität, Zivilkleidung, ein Kennwort, das die Bezeichnung eines Fisches darstellt, und wird entlassen, nachdem er einen Furcht erregenden Eid geschworen hat. Er schlägt sich durch ins Ruhrgebiet, gemeinsam mit einem Strom von Ostflüchtlingen, Ausgebombten, Entwurzelten und durchs Land irrenden, verzweifelten Menschen.

Er lebt nach dem Krieg im Ruhrgebiet, allerdings nicht in seiner Heimatstadt. Sein Wohlstand ist bescheiden, er lehrt Geschichte an einem Gymnasium bis zu seiner Pensionierung im Jahr 1976, fährt in den fünfziger Jahren insgesamt viermal ins Ausland, um größere Geldbeträge in Empfang zu nehmen und stirbt ruhigen Gewissens 1978. General Adolf J. vergaß keinen seiner Kameraden.

Zurück zum Standort Thomasmühle. Die Stelle in der Nähe der Mühle unmittelbar am Fraubach war ein wichtiger Einlagerungsbereich. Die Stolleneingänge befinden sich sowohl rechts als auch links vom Fraubach und wurden sorgfältig verschlossen. Es wurden dort besonders ab Mitte ‘44 bis zum 9.3.45. (an diesem

Tag erfolgte die letzte Einlagerung), insgesamt 33 Transporte eingelagert, davon allein 16, die direkt von Berlin gebracht wurden. Hier einige Beispiele:
Am 26.7.44 erschien ein Oberstleutnant Georg Kopwin mit acht LKW, auf denen mittelgroße Kisten transportiert wurden. Es handelte sich um Kunstgegenstände aus Litauen. Der Oberstleutnant hatte Berlin-Schönefeld am 24. verlassen.
Am 15. 1.45. verließ ein General Paul Ott mit zehn LKW Berlin-Schönefeld in Richtung Thüringen. Er hatte große Kisten mit Kunstgegenständen aus Estland geladen und fuhr nur in der Nacht. Er erreichte Rudisleben am 18., machte dort Zwischenstation und lagerte bei Thomasmühle am 20. ein.
Vier Tage vorher, am 16.1., war wiederum Oberstleutnant Kopwin mit ebenfalls zehn LKW erschienen. Er brachte mittelgroße Kisten, diesmal mit Kunstgegenständen aus Polen.
Der gleiche Oberstleutnant tauchte am 28.2. erneut auf, diesmal mit fünf LKW, beladen mit kleinen Kisten. Inhalt: Kunstgegenstände aus der Tschechei.
Da dieser Oberstleutnant Georg Koptin so aktiv war, wollen wir einige Worte über ihn verlieren. Er wird 1914 in Thüringen geboren, lernt einen handwerklichen Beruf, tritt ‘36 in die NSDAP und in die SA ein und geht ‘37 zur Wehrmacht. Koptin nimmt am Polenfeldzug teil und wird Feldwebel. Nach dem Frankreich-feldzug ist er Leutnant und trägt mit Stolz das EK 1. 1942 nimmt er an der Ausbildung bei Wangerin teil und wird als Komman-deur eines Einlagerungskommandos im Bereich Schleusingen eingesetzt, und zwar im Gebiet St. Kilian und Breitenbach nördlich von Schleusingen. Die Entfernung bis zur Thomasmühle beträgt sieben Kilometer.
Er verbleibt dort nur einen Monat und erhält am 3. Oktober ‘42 einen Marschbefehl nach Berlin. Als Oberleutnant eilt er nach Warschau und sieht sich plötzlich als Stellvertreter des Komman-deurs eines Kunsterfassungskommandos, welches das Gebiet um Warschau gründlich zu durchkämmen hat. Später wird sich Kopwin rühmen, sein Kommando hätte allein bis zum Mai ‘44 130 Wagons mit Kunstgütern beladen und ins Reich geschickt. Vom Juni ‘44 bis zum März ‘45 begleitet Kopwin, nun schon Oberstleutnant, Transporte von Berlin nach Thüringen, erhält am Kriegsende eine neue Identität und gelangt später über

die Rattenlinie nach Argentinien, wo er ‘94 stirbt. Vorher hatte er mithilfe des Geldes, mit dem er versorgt wurde, ein gutes Auskommen. Wie gesagt, der General vergaß keinen seiner Kameraden.
Was aber hat Kopwin, zu dieser Zeit noch Leutnant, in jenem Monat September des Jahres ‘42 im Raum Schleusingen gemacht? Südlich der Stadt, links der Reichsstraße vier vor dem Ort Ratscher, setzte er seine Häftlinge ein. Sie bohrten sich in den Berg und machten einen kleinen, aber feinen Stollen von einen Meter dreißig Breite und neun Meter Länge. Er hatte noch Zeit, ihn mit Kisten zu füllen, die die Aufschrift UN trugen, was immer das bedeuten mochte. Er ließ den Stollen mit einer dicken Steinmauer verschließen und tüchtig Erde davor und darüber schaufeln, bevor er sich nach Berlin begab.
Der Offizier, der sein Nachfolger bei St. Kilian wurde, unter Kopwin stellvertretender Kommandeur, war der spätere Oberstleutnant Erich Gutow. Er wurde 1915 in Nordrhein-Westfalen geboren, machte dort sein Abitur und studierte hernach Kunstgeschichte in Ostpreußen. Er ging 1939 freiwillig für 12 Jahre zur Wehrmacht und begann als Leutnant bei den Nachrichtentruppen in Ostpreußen. ‘42 tauchte er bei Wangerin auf und am achten September bei St. Kilian. Bis zum März ‘45 machte er dort die größte Stollenanlage in der gesamten Region. Der Standort Thomasmühle erscheint im Verhältnis dazu als ein mickriger Anhang.
Die Anlage befindet sich in der Nähe von Breitenbach und ist so groß, dass ein Fünftel der Stollen nicht mehr belegt werden konnte. Die eingelagerten Kisten enthalten Kunstgut aus der ehemaligen Sowjetunion. Sie wurden immer nur in den Nächten transportiert. Die Soldaten holten sie vom Hammergrund bei Ilmenau.
In diesem Zusammenhang muss ein Kunstschutzoffizier der Amerikanischen Armee erwähnt werden. Ein gewisser Walker Hancock schreibt in einem Bericht vom Mai ‘45, das sie, die Amerikaner, am Fundort Bernterode in Thüringen nicht nur die Särge der Preußischen Könige entdeckt hätten, sondern nebenbei, in anderen Räumen des Bergwerkes, auch ein Archiv mit Stadtplänen und Liegenschaftsunterlagen. Er nennt im Zusammenhang damit einige Orte, darunter auch ein Breitenbach. Der

Bericht über das Archiv umfasst zehn Zeilen. Die Amerikaner scheinen sich nicht sehr für dieses Archiv interessiert zu haben, da es sich im Wesentlichen auf Thüringen bezog und sie offensichtlich nicht wussten, was damit anzufangen wäre. Es wurde scheinbar auch nicht geborgen. Sie stürzten sich vielmehr auf die verstaubten Gerippe der preußischen Könige, auf Gemälde und Insignien und auf die alten preußischen Fahnen, von denen der Captain Hancock meinte, sie müssten unbedingt in die Staaten geschafft werden.

Hätte er nun auf Grund der Ortsbezeichnungen in jenem Archiv die amerikanischen Luftbilder dieser Räume studiert, so wäre ihm vielleicht aufgefallen, dass das Archiv etwas mit den deutschen Kunstguteinlagerungen zu tun hatte. In dieser Armee wusste jedoch manchmal die linke Hand nicht, was die rechte tat.

Bei Breitenbach jedenfalls wäre ihre Suche von Erfolg begleitet gewesen und zwar mit einer deutlich höheren Ausbeute als einigen zwölf Zentner schweren Sarkophagen, deren Bergung mit viel Schweißtropfen verbunden war.

Das Archiv, kurz gesagt, bestand aus jenem Material, dass dem Stab der Einlagerungskommandos in Thüringen für das Anlegen ihrer Depots fast drei Jahre lang zur Verfügung gestanden hatte.

Am 23.2.45. wurde es mit vier LKW von einer Erfurter Steigerkaserne nach Bernterode gebracht und in dem betreffenden Schacht eingelagert. Der verantwortliche Offizier für diesen Transport war ein Oberst Gerhardt Ikiel, der gewöhnlich als Transportoffizier auf der Route Berlin-Schönefeld nach Thüringen unterwegs war und insgesamt 26 derartige Transporte hinter sich brachte.

Zurück zur Breitenbacher Stollenanlage. Die Häftlinge arbeiteten bis Anfang März an den Stollen, dann verschwanden sie in ihr Stammlager nach Ohrdruf. Es war dies das sogenannte Russenlager im Artilleriegraben am Weg nach dem Vorwerk Hundsbrunn.

Am 11.3. war der Oberstleutnant Gutow allein mit seinen 24 Soldaten und den 34 Häftlingen, die zu seinem Kommando gehörten. Zu diesem Zeitpunkt wurde die Arbeit beendet.

Am 12.3. marschierten die Häftlinge unter Begleitung der Soldaten bis zum Ende des Vessertals nördlich von Breitenbach, gruben ihr Loch und wurden darin erschossen.

Der Oberstleutnant verließ mit Baracken und LKW seinen Standort bei St. Kilian und begab sich auf den Marsch nach Ohrdruf. Er erfolgte am 16.3. Bis zum 24. verblieben die Soldaten im Kasernenkomplex Ohrdruf und fuhren als Leichen in der Nacht zum 25. durch Ohrdruf nach Gräfenhain und von dort genau einen Kilometer bis hinter das so genannte Steigerhaus. Sie liegen an einer schönen Stelle im Wald, rechts von einem Weg, an dem wunderbar gewachsene Bäume stehen, doch liegen nicht nur sie an dieser Stelle, sondern, in enger Gemeinschaft miteinander, insgesamt 96 Soldaten und Offiziere.
Den Oberstleutnant Gutow würde man dort jedoch nicht finden, da er sich an der Tötung seiner Soldaten beteiligte und vielleicht auch aus diesem Grunde im letzten Augenblick noch zum Oberst ernannt worden war.
Am 27. verließ er in Zivil und als ein gänzlich neuer Mensch den Kasernenkomplex Ohrdruf und lebte fortan so unauffällig wie möglich bis Anfang September 1948 in Erfurt. Zu dieser Zeit erhielt er die Anweisung, sich nach Luckenwalde zu begeben und dort zu wohnen. Er pflegte einen eifrigen Briefverkehr mit einem Freund aus Ulm, der früher Nunolp hieß. Jener Nunolp besuchte ihn zum ersten Mal 1953 und schenkte ihm aus reiner Nächstenliebe Sechzigtausend Ostmark, welche wiederum bewirkten, das der gewesene Oberst Gutow unablässig Spaziergänge in Gottes schöner Natur unternahm. Erst 1993 hat er sich zu Tode spaziert.
Es ist sicher nicht gerecht, in diesen Berichten immer nur von den Soldaten und den Offizieren zu erzählen. Wären wir in der glücklichen Lage, die Erinnerungen eines Häftlings wiederzugeben, dann verfügten wir gewiss über ein besseres, vielleicht sogar objektiveres Bild. Aber alle Häftlinge wurden erschossen, es gab keine Kontakte zur Außenwelt, wie sollte da eine Nachricht existieren? Oder hat vielleicht ein Häftling beim Marsch durch Schmiedefeld oder Frauenwald unbemerkt beschriebenes Papier zur Erde fallen lassen?
Stellen wir uns vor, es hätte einen Russen jüdischer Abstammung namens Igor Mogossow gegeben. Igor, ‘22 in Wjasma westlich von Moskau geboren, Maurer von Beruf, wurde im Juni ‘42 zur Zwangsarbeit erfasst. Er fuhr in einem Waggon mit 85 Mann nach Deutschland, traf dort am 13.7. ein, der Waggon rollte über

Frankfurt/Oder nach Dresden, und dort, zwischen Bautzen und Dresden, landete Igor in einem Lager, in dem sich 500 Zwangsarbeiter befanden, die jedoch seltsamerweise nicht arbeiteten.
Die Leute seines Transportes verharrten vier Wochen in Untätigkeit, aber alle werden von SD Offizieren mit Fragen überhäuft, die ihre Lebensumstände betreffen. Über Partei- und Komsomolzugehörigkeit werden sie ebenso befragt wie über dutzende andere Dinge, die ihr bisheriges Leben betreffen.
Die 85 Mann schrumpften nach vier Wochen auf 54. Sie wurden am 12.8. per Reichsbahn nach Buchenwald transportiert und zwar in ein Lager mit sechs Baracken, die sich außerhalb des KZ in unmittelbarer Nähe des Gustloffwerkes befanden. Wiederum gab es 500 Zwangsarbeiter, die keiner Arbeit nachgingen. Allerdings marschierten täglich Kommandos ab und neue Häftlinge aus dem Osten trafen ein.
Die 54 Mann blieben bis zum 13. September in einer Baracke, ebenso untätig wie vorher und wiederum endlosen Befragungen unterworfen. Am 14. Oktober setzten sich schließlich 53 Häftlinge in Marsch und erreichten noch am gleichen Tag ein Lager bei Crawinkel. Es bestand aus 12 großen Baracken. Über 2000 Häftlinge, so erzählte man ihnen, sollten dort stationiert sein. Sie bekamen allerdings nur etwa 100 zu Gesicht. Die anderen wären immer im Einsatz, erklärte man ihnen.
Wieder verblieben sie dort, ohne eine Hand zu rühren, bis zum 12. November ‘42. Die Befragungen sind noch einmal die gleichen. Spitzel unter den Häftlingen in allen drei Lagern hatten genügend Zeit, „unzuverlässige Elemente“ zu benennen.
Am 13. November setzten sich 94 Häftlinge, unter ihnen unser Igor, in Marsch. Sie liefen durch Luisental zur Wegscheide, an Oberhof vorüber bis zum Rondell, bogen nach links ab und marschierten über die Schmücke bis zum Mordfleck.
Man könnte sich vorstellen, dass es unter den Häftlingen einige gab, die die deutsche Sprache in Ansätzen beherrschten und auf einem Wegweiser oder Hinweisschild im Vorübermarschieren lasen: Mordfleck. Durch die Kolonne könnte ein Murmeln gegangen sein: Mordfleck, ein böser, grausiger Ort. Aber keiner der Männer ahnte auch nur, dass zweieinhalb Jahre später gerade dort ihr Leben enden wird. Aber wenn sie kommen, in zwei Jahren und fünf Monaten, werden sie den einsamen Ort wieder

erkennen, der heute ständig von ahnungslosen Touristen und Wanderern oder Rennsteigläufern bevölkert ist.
Die Häftlinge liefen weiter, zur Eile angetrieben von den Wachsoldaten, denn es war später Nachmittag und das Ziel noch weit entfernt. Sie marschierten seltsamerweise nicht durch Schmiedefeld, sondern bis Frauenwald und durch diesen lang gestreckten Ort, wo die Einwohner in der Dunkelheit und wegen der verordneten Verdunkelung nur das Getrappel vieler Füße hörten, das schon verhallte, als diese Einwohner verwundert vor die Tür traten.
Die Häftlinge liefen entlang des Fraubaches Richtung Süden an der Fraubachmühle vorüber. Auch dort, heute Restaurant, sitzen nun ahnungslose Gäste auf der Terrasse und genießen die Natur. Es ging im wahrsten Sinne des Wortes bergab. Rechts und links stiegen Berge steil in die Höhe, bewachsen mit riesigen Fichten. Die Häftlinge erreichten schließlich mit Anbruch der Nacht jene uns gut bekannte Stelle etwa sechzig oder hundert Meter vor der Reichsstraße vier und sahen drei Baracken, von denen sie eine in Besitz nehmen konnten.
Sie erhielten zu ihrer Verblüffung ein warmes Essen. Es war gut und reichlich. Sie fielen todmüde, nach einem Appell und nach sorgfältiger Zählung, aufs Lager, viele optimistisch angesichts der passablen Baracke und des guten Essens, manche voller düsterer und pessimistischer Gedanken, und wieder andere laut stöhnend wegen der wund gelaufenen, schmerzenden Füße.
Am nächsten Tag, sie arbeiteten immer noch nicht und richteten sich erst richtig ein, bekamen sie ihren „Pan“ Offizier zu Gesicht, der mit ihnen russisch und polnisch parlierte, und, wie es scheint, ein umgänglicher Mann war. Es war ein Offizier aus Estland, ein Hauptmann der deutschen Wehrmacht namens Gorge Nepouto. Richtig betrachtet, war er, da seit ‘40 beim SD, Hauptsturmführer.
Die Häftlinge setzten sich zusammen aus 73 Russen, 17 Polen und 4 Tschechen. Es waren 32 Bergarbeiter darunter. Die Baracke, sieben mal zwölf Meter groß, schien ausreichend für alle. In einer anderen Baracke waren 24 Soldaten untergebracht. Am folgenden Tag, sie arbeiteten immer noch nicht, das Essen war immer noch gut und erschien mit einem LKW, wurden sieben Arbeitskommandos mit je neun Mann und einem Kapo zusammengestellt.

Am nächsten Tag früh sieben Uhr begann die Arbeit, von nun an 12 Stunden täglich. Der zehnte Tag galt als Ruhetag. Jedes Kommando arbeitete an einem Stollen, der in den Berg führte. Sie lagen im Durchschnitt acht Meter voneinander entfernt, das Mundloch war einsdreißig breit und zwei Meter hoch und nach wenigen Metern sollte sich der Stollen auf drei Meter dreißig erweitern.
Der Stein war hart, von kristalliner Substanz und ungeheuer zäh. Er ließ nicht mit sich spaßen und stemmte sich ihnen entgegen. „Pan „ Offizier verlangte zwei Meter Vortrieb in 12 Stunden. Es stellte sich heraus, dass es am Anfang kaum sechzig Zentimeter wurden.
Sie schufteten Tag für Tag. Wie lang sollte so ein Stollen werden? Sie wussten es nicht und schufteten verbissen weiter. Häftlinge, die nicht zum Kommando gehörten, brachten die Steine nach draußen und verluden sie auf LKW. Die fuhren mit unbekanntem Ziel davon.
Sie wussten nicht, wie es um die Fronten dieses Krieges stand. Es gab keinerlei Verbindung zur Außenwelt. Die Soldaten schwiegen. Die riesigen Fichten, unter denen sie sich in die Erde bohrten, schwiegen ebenso. Nur manchmal, in den Nächten, hörten sie Flugzeuge in großer Höhe, und dumpfes Dröhnen erfüllte den Nachthimmel und durchzog ihn von Süden nach Norden. Eine Stunde später ging es umgekehrt, und sie horchten wieder mit einer verzweifelten, aufkeimenden Hoffnung im Herzen, die sich ganz und gar im Leeren verlor.
Die sieben Stollen wurden schließlich achtzig Meter lang, und sie atmeten auf. Länger sollten sie nicht werden. Endlich geschafft. Doch am nächsten Tag wurden ihnen noch einmal sieben Standorte zugeteilt, und die Schinderei fing von vorne an. Und nach diesen ebenso langen Stollen machten sie, diesmal auf der anderen Seite des teilnahmslosen, immer rauschenden Baches, der nur mit sich selbst beschäftigt war, noch sechs Stollen von der gleichen Länge.
Mit den vergehenden Monaten gewann das Dröhnen in den Nächten an Umfang und Lautstärke, und es waren Schüsse von Flakeinheiten zu hören. Unter den Häftlingen keimten die wildesten Hoffnungen. Und noch etwas bemerkten sie in den Nächten. Es kamen beladene LKW. Die Soldaten trugen Kisten in die

Stollen und verschlossen sie an den Vormittagen. Die Mundlöcher wurden mit dicken Steinmauern blockiert, weit über einen Meter stark, und sie unterschieden sich nicht vom umliegenden Fels. Sie, die Häftlinge, mussten am Ende alles zuschaufeln und mit den Holzschuhen feststampfen. Man sah nichts weiter als den Berg, der so unschuldig war wie zuvor.
Unter den Häftlingen machte das Gerücht die Runde, in den Kisten wären Kunstgegenstände. Die letzte Einlagerung erfolgte an unserem Standort bei der Thomasmühle am 9.3.45. Um 23 Uhr erschien der unermüdliche Oberstleutnant Kopwin mit drei großen LKW, die ein schönes Ziel für Tiefflieger abgegeben hätten, wäre er nicht, der Oberstleutnant nämlich, nur in der Nacht gefahren.
Am 6.3. hatte er Berlin verlassen, nun tauchte er auf und übergab die letzten 170 Kisten vom Königreich Holland, wie er zu Major Köhler sagte. Er wies dabei im Schein der Taschenlampe auf die beiden Buchstaben KH. Kopwin verließ den Standort Thomasmühle am 10.3., sobald die Dunkelheit über das Land gefallen war.
Was an den nächsten Tagen geschah und wie es den Häftlingen erging, wissen wir bereits. Aber was geschah mit den Soldaten, was mit dem Hauptmann Gorge Nepouto? Sie erreichten am 16.3. mit ihren LKW und den abgebauten Baracken das Gebiet Ohrdruf, wo sie in einer Kaserne untergebracht wurden. Sie saßen untätig und warteten auf ihre Einsatzbefehle. Am 22. wurde ihnen befohlen, sich bereitzuhalten. Am 23. wurden sie in Gruppen in eine andere Kaserne befohlen und in verschiedenen Räumen getötet.
Die Ernte dieses Tages in Gestalt von Leichen, es waren insgesamt 95 Soldaten und Offiziere, wurde auf drei LKW in Richtung Brotterode und von dort in Richtung Ruhla gefahren. Sie liegt oberhalb von Steinbach. Die Stelle nennt sich Krätzersrasen. Auch der Este Gorge Nepouto, Sohn eines Esten und einer Deutschen, seit '36 Mitglied der NSDAP und bis '38 Student der Philosophie in Deutschland, fünfunddreißigjährig, liegt an dieser Stelle und sieht seiner Wiederauferstehung entgegen, wozu hiermit beigetragen wurde.
Nun aber wieder zurück zum Keiluweit- oder auch Pluws- oder Wyst- oder Schimmelmanntransport und damit zum selbstverständlich unechten Bernsteinzimmer. Wie schon erwähnt, der

Transport erreichte etwa 21 Uhr am 2.2.45 den Standort Thomasmühle, und aus der Soldatenbaracke traten die Männer, um die Fahrzeuge zu entladen. Da war des Fluchens kein Ende, denn die Kisten waren gewaltig groß, drei Meter lang und nicht gerade leicht. Die Soldaten transportierten sie in den sechsten Stollen rechts vom Weg, der nach Frauenwald führt. Ebenso die kleineren Kisten mit den polnischen Sachen.
Auffallend ist der Umstand, das keiner der Offiziere, die den Transport begleiteten, einen weiteren Stollen sah oder auch nur vermutete. Sie erblickten nur dieses eine Loch und dachten auch nicht weiter nach, da sie todmüde und zum ersten Mal seit langer Zeit in ein paar Feldbetten fielen und auf der Stelle einschliefen.
Anderntags, also am 3.2., befahl ihnen der Major Köhler, sich mit einem LKW und einem PKW nach Weimar zu den Müllerschen Kasernen zu begeben und sich bei einem Oberst Lenke zu melden.
Sie fuhren über Ilmenau, Stadtilm und Bad Berka nach Weimar und erstatteten beim Oberst Bericht über den Transport. Was danach mit den Soldaten geschah, konnte nicht in Erfahrung gebracht werden. Was hingegen die Offiziere Pluws, Keiluweit und Wyst betrifft, so sind wir genauestens unterrichtet.
Zuerst zum Major Gecko Pluws. Er erhielt einen Marschbefehl von Oberst Lenke, der ihn noch am 3.2. ins Jonastal bei Arnstadt verschlug. Er wurde in einer Baracke links der Jonastalstraße, von Arnstadt kommend, im Bereich gegenüber jener Stollen einquartiert, wo tausende Häftlinge angeblich am letzten Führerhauptquartier arbeiteten, eine Behauptung, die freilich völliger Unsinn ist. Die Baracke befand sich etwa 90 Meter südlich der Fahrstraße, die durch das Jonastal führt. Pluws verfügte über einen Kübelwagen und hatte Kontrollaufgaben zu erfüllen.
Am 4. fuhr er in aller Frühe auf der Straße in Richtung Westen, jedoch nur etwa zwei Kilometer, bis er sich genau nördlich von Gossel befand. Dort bog er nach rechts ab, fuhr über eine steinerne Brücke und befand sich nach 50 Metern am Ziel. Soldaten waren dabei, große Kisten in eine Stollenanlage zu bringen. Er kontrollierte diese Einlagerung, wobei er feststellte, das der Querstollen 173 Meter lang war und dass die Stollen, die von ihm wegführten, über 200 Meter in der Länge maßen.

Und wem begegnete er dort am 17.2.? Dem zukünftigen Standartenführer Graf Schimmelmann, der eigens aus Berlin angereist war, um seinerseits im Auftrag des Generals Adolf J. die Einlagerung zu kontrollieren. Da kann man sich denken, dass es des Erzählens genug gab, zumal über den Standort Thomasmühle.
Die doppelte Kontrolle scheint davon zu zeugen, dass der General ein äußerst misstrauischer Mensch war. Er hielt es offenbar mit der Devise: Vertrauen ist gut, Kontrolle ist besser. Der Major Secko Pluws befand sich hernach bis zum 8.3. im Bitt-städter Löbchen nördlich vom Jonastal. Er kontrollierte am äußersten nördlichen Rand des Löbchens, also nach Bittstädt zu. Es gab dort drei große Einlagerungsbunker, deren Decken sich vier Meter tief unter der Erdoberfläche befanden. Sie lagen nebeneinander. Das gesamte Löbchen war übrigens abgesperrt und wurde von Posten bewacht. Pluws kam gerade dazu, als der letzte Bunker mit 216 großen Kisten gefüllt wurde. Die Buchstaben auf den Kisten lauteten OM, wiesen also auf die Ostmark, auf Österreich hin.
Im Bittstädter Löbchen gab es noch andere große Bunker, jedoch ein Stück von jenen entfernt. Die Häftlinge, etwa 500, waren in der Nähe in einem Lager untergebracht, welches schon seit 1934 existierte. Über diese anderen Bunker war bereits eine Vegetationsperiode hinweggegangen. Dort gab es nur noch wenig Spuren. Hier jedoch, wo Pluws kontrollierte, waren sie im April noch deutlich zu sehen. Am 7.4. aber kamen die Amerikaner, das heißt, deren Suchkommandos, ihre Luftaufnahmen in den Händen, eifrig schauend und spähend und schnüffelnd wie die Jagdhunde und gewissermaßen in Goldgräberstimmung. Sie fanden tatsächlich einen dieser drei Bunker und leerten ihn in Blitzesschnelle, wobei sie in ihrer Begeisterung rundherum alles zertrampelten und zerfuhren, was sie auf die beiden anderen Bunker hätte hinweisen können.
Eineinhalb Kilometer in nordwestlicher Richtung, im Bittstädter Feld, wurden sie ebenfalls fündig und leerten Anfang Juni rasch eine Stollenanlage mit Kunstgegenständen aus einem baltischen Land. Allerdings hatten sie dabei das Pech, von ihrer eigenen Luftwaffe aus großer Höhe an einem schönen Tag fotografiert zu werden, weil die Amerikaner, bevor sie abzogen, um den Russen

das Land zu überlassen, alles noch einmal dokumentieren wollten. Man sieht also unglücklicherweise auf dem betreffendem Luftbild den LKW-Konvoi, der auf einem Feldweg steht, welcher bei der Stollenanlage endet. Wo die Kunstgegenstände schließlich gelandet sind, kann man nur vermuten. In den Sammelstellen der Amerikaner jedenfalls nicht. Im Übrigen scheinen sie ihre eigenen Luftbilder nicht gut studiert zu haben, sonst hätten sie speziell dieses Bild nicht freigegeben.

Zurück zu Pluws. Am achten März fuhr er zu einer Kontrolle nach Stadtilm und hielt sich in diesem Raum auf, um eine Stollenanlage zu kontrollieren. Was er dabei sah und erlebte und wie es mit ihm nach dem Krieg weiterging, ist jedoch ein Kapitel oder vielmehr eine Geschichte für sich. Sie wird erzählt unter dem Titel „Jeglos Jagdhütte".

Kommen wir zu Keiluweit, mit dem die Geschichte begann. Er wird vom Oberst Lenke in den Müllerschen Kasernen in Weimar am 4.2. wieder nach Sachsen zu seinem Einlagerungskommando geschickt und kommt am 5. in Grünheide an. Keiluweit arbeitet dort bis zu 13. März. Ihm stehen fast fünf Wochen zur Verfügung, um die letzten Depots zu füllen bzw. zu schließen und zu tarnen.

Dreihundert Meter südlich von jener größeren Stollenanlage in dem steinbruchartigen Gelände bei Eibenstock befand sich eine weitere Stollenanlage, ebenfalls ziemlich groß. Dort wurden die letzten Kisten eingelagert, die Keiluweit übernahm. Dabei wurden sogar die Häftlinge mit dem Transport der Kisten beschäftigt, obwohl dies sonst nicht üblich war. Die Anlage wurde geschlossen und sorgfältig getarnt.

Anschließend verschloss sein Kommando weitere zwei Stollenanlagen, und zwar bei Grünheide oberhalb des Zinsbaches und im Wald südlich von Rützengrün westlich von Schnarrtanne. Insgesamt also hat er noch an drei Depots gearbeitet, wobei das erste Kunstgegenstände aus Deutschland enthielt, das zweite Kunstgegenstände aus der so genannten Ostmark, und das dritte Kisten mit der Aufschrift PO, also offenbar polnische Sachen. Am 10.3. marschierten die Häftlinge etwa 800 Meter weit bis südwestlich von Grünheide, schachteten dort ihre Grube und wurden darin erschossen. Sie hat einen Umfang von zwei mal neun Meter und ist drei Meter tief. Geschossen haben die Soldaten. Keiluweit hingegen nicht. Er gab nur den Befehl.

Am 14.3. begab sich das gesamte Kommando auf den Marsch nach Dresden. Im Süden Dresdens, in der Nähe von Schloss Nöthnitz, wurde es stationiert. Es hat dort offenbar eine militärische Einrichtung gegeben. Keiluweit erhielt am 19.3. einen Marschbefehl an die Front. Die Soldaten blieben zurück, und er erfuhr nie, was aus ihnen geworden ist.
Keiluweit kämpfte seinen letzten Kampf östlich von Görlitz und geriet angeblich am dreizehnten April in russische Kriegsgefangenschaft, aus der er erst Mitte der Fünfzigerjahre wieder zurückkehrte.
Der Ort Jokeda, wo er hernach wohnte, liegt zwanzig bis dreißig Kilometer von jenem Gebiet entfernt, in dem Keiluweit zweieinhalb Jahre lang ein Depot nach dem anderen angelegt hatte. Dies war für ihn eine schöne Gelegenheit, ausgedehnte Spaziergänge zu unternehmen und, als Wanderer getarnt, durchs Unterholz zu streifen. Keiluweit kontrollierte sozusagen alles, was er hinterlassen hatte und wollte am liebsten ein Depot nordöstlich von Schnarrtanne öffnen. Es war klein und fein, und ein paar von den 550 mittelgroßen Kisten wären ihm sehr gelegen gekommen. Er ließ es aber sein, da die Angst größer war als der Mut.
1963 traf er in Leipzig einen Menschen, den er von Wangerin her kannte. Dieser Mann, er trug zu jener Zeit den Vornamen Norbert und war am Ende des Krieges Oberst gewesen, drückte dem Keiluweit zu dessen Erstaunen 60 000 Ostmark in die Hand, wonach Keiluweit seine Grabungsabsichten endgültig begräbt und ein bisschen aus dem Vollen leben kann, was er allerdings niemandem zeigte.
1970 trafen sie sich noch einmal und wiederum in Leipzig. Die Instruktionen, welche er erhielt, waren überaus genau und allumfassend. Er wusste jetzt, was er zu sagen hat, wenn jene von der Stasi zu ihm kommen. Er hatte das große Vergnügen, sie an der Nase herumzuführen.
Womit wir endlich bei Georg Wyst angekommen wären, denn jener stramme Obersturmbannführer war ja auch mit von der Partie, als die Offiziere von Oberst Lenke ihre Anweisungen bekamen. Wyst führt uns jedoch zu einer neuen Geschichte, und die hat etwas mit der Kochschen Kunstsammlung zu tun.

Transport und Zerstreuung der Kochschen Kunstsammlung

Mit der Kunstsammlung des ostpreußischen Gauleiters Erich Koch haben sich viele Schriftsteller und Hobbyforscher befasst. Deren Mutmaßungen, aus denen so manches Mal Behauptungen wurden, sind in der Regel aus der Luft gegriffen. So gibt es keinerlei exakte Beweise dafür, dass die Kunstgegenstände dieser Sammlung in den Weimarer Untergrund, sprich ins Gauforum gelangten. Ebenso wenig kann jemand behaupten, die Sachen wären über die Drehscheibe Reinhardtsbrunn gegangen.

Über diese Sammlung gibt es nur wenige Dokumente und Unterlagen. Warum ein Ralf Georg Reuth behauptet, sie hätte sich noch Mitte Januar auf dem Koch-Gut Groß-Friedrichsberg befunden, bleibt ein völliges Rätsel. Zuerst behauptet er es, und wenige Zeilen später zeigt sich, dass er es annimmt, weil danach erst auf dem Gut und in der Gauleitung gepackt wurde. Wie wäre es nun, wenn die Kunstsammlung sich woanders befand? Wenn sie sich z. B. nicht westlich von Königsberg, sondern östlich davon, in der Nähe von Tapiau, befand?

Es gibt einige wenige Dokumente, die beweisen, dass sich Koch als Reichskommissar für die Ukraine mit Kunstwerken bereicherte. Darüber hinaus gibt es eine mit hoher Sicherheit unvollständige Liste von Kunstgütern des Erich Koch, die im Landesmuseum in Weimar angeblich am 9.2.45 eingelagert wurden. Das ist alles. Die Aussagen eines Dr. Scheidig, Direktor des Museums in Weimar, muss man anzweifeln. Der Mann hat wenig gesagt, und wenn er etwas gesagt hat, hat er gelogen, weil er ebenso wie Dr. Rohde mithelfen musste, Kunstwerke unter die Erde zu bringen und weil er gezwungen wurde, dies zu verschweigen. Dass er sich dabei unwohl fühlte, soll ihm zugute gehalten werden.

Nun aber das Bubenstück von Anfang an, allerdings immer wieder unterbrochen von der Darstellung der Tätigkeit einiger Personen, die dabei bestimmte Rollen spielten. Am 4.1.45 erhält der Standartenführer des SD Immo Gotup, ein deutscher Offizier estnischer Herkunft, einen Befehl, der die Koch-Sammlung betrifft. Der Befehl wird von dem unsäglichen Rittmeister der Reserve Ernst-Otto Graf zu Solms-Laubach in Insterburg erteilt.

Gotup war 1912 geboren worden und hatte in Deutschland bis 1938 Kunstwissenschaft studiert. Anschließend ging er sofort für 12 Jahre freiwillig zur Deutschen Wehrmacht, wo er mit offenen Armen aufgenommen wurde. Ab September ‘42 befand er sich in einem Kunsterfassungskommando im Raum Witebsk Smolensk und Wjasma als stellvertretender Kommandeur. Bis zum Juli ‘43 gelang es ihm, 760 Wagons mit Kunstgütern in die zentralen Lager ins Reich zu schicken. Als Lohn dafür erhielt er nun einen Posten in Ostpreußen. Im Stab des Rittmeisters wurde er für vier große Kunstgutlager in Ostpreußen verantwortlich gemacht. Es waren dies: Ortelsburg, Perwitten (südwestlich Königsberg), Hütte (südlich von Tolkemit), Siebenlinden (nördlich von Gumbinnen).

Ab Oktober ‘44, als es brenzlig wurde, werden Gotup Transporte ins Reich übertragen. Insgesamt macht er sieben. Einer dieser Transporte befasste sich mit der Kochschen Kunstsammlung.

Wie gesagt, am 4.1. erhält er einen Befehl. Er besagt, dass er sich sofort in die Nähe von Pomedien westlich von Tapiau zu begeben habe, um am 5.1. mit 10 LKW die Kunstsammlung des Gauleiters nach Gera in Thüringen zu befördern. Er erreicht mit zwei weiteren Offizieren in seinem PKW noch um 4.20 Uhr ein Gutshaus in der Nähe von Pomedien. Am anderen Morgen 10 Uhr erscheinen 10 LKW mit einem Kommando von 20 Soldaten. Die LKW werden mit 240 großen Kisten und 14 großen Bündeln (zusammengerollte Teppiche und Gobelins) beladen. Der Abmarsch erfolgt am selben Tag gegen 18 Uhr.

Der Transport erreicht am 13. 1. Frankfurt/Oder, wo Kisten und Bündel auf Wagons verladen werden. Desgleichen der PKW des Standartenführers. Der Transport wird nun von drei Offizieren und vier Soldaten bis nach Gera begleitet, wo er am 16.1. auf einem Nebengleis vor Gera-Liebschütz südlich der Siedlung Elstertal abgestellt und entladen wird. Die notwendigen LKW kommen von Gera-Heeresberg. Kisten und Bündel werden dort zwischengelagert, womit die Aufgabe des Standartenführers Gotup erfüllt ist.

Gera verlässt er mit seinen Offizieren am 20.1. Die Soldaten bleiben zurück und werden in Thüringen eingesetzt. Ihr Schicksal ist unbekannt. Gotup erreicht am 24.1. Königsberg und verlässt Ostpreußen am 4.2., um sich am 13.2. im Marstall in Berlin

zu melden. Am 17. befindet er sich bereits wieder im Jonastal bei Arnstadt, wo er schon geschlossene Stollenanlagen, Einzelstollen und Einlagerungsbunker zu kontrollieren hat, darunter allein drei Stollenanlagen und drei Einzelstollen im Gebiet des Hamsters, eines Flurteils oberhalb des Jonastals.
Am 7.3. geht er nach Erfurt in eine Kaserne im Steiger. Er bekommt Instruktionen und verfügt sich am 10.3. in eine Kaserne nach Ohrdruf. Später wird er erzählen, dass mit diesem Tag für ihn die härteste Zeit des ganzen Krieges anbrach. Bis zum 29.3. muss er miterleben, wie Soldaten und Offiziere sterben, unvermutet, lautlos und ohne einen Tropfen Blut zu verlieren. Er sieht immer nur ihre schmerzverzerrten Gesichter, ihre erstaunten, aufgerissenen, ins Leere sehenden Augen. Er hätte, wie er sich ausdrückt, den Tod gespielt.
Als er am dritten April in Erfurt entlassen wird, drückt man ihm 80 000 Reichsmark in die Hand, er leistet einen Eid und schlägt sich als völlig neuer Mensch nach Süddeutschland durch, um schließlich mithilfe der Rattenlinie 1947 Argentinien zu erreichen. 1976 trifft er sich mit 84 „Kameraden“ westlich von Buenos Aires auf einer Finca, und es erscheint der General Adolf J. und spricht aufmunternde Worte. Auch zu ihm spricht er aufmunternde Worte, energisch und zuversichtlich wie vorher schon, aber bei Gotup helfen sie nicht mehr. Je älter er wird, umso öfter umgeben ihn die Leichen der Soldaten und Offiziere, und manchmal sind sie höchst lebendig und scheinen ihm gar nicht gewogen zu sein. Nicht, das sich sein Verstand verwirrt, das ist es nicht. Es ist nur, dass sie immer bei ihm sind, vor allem in den Nächten, als könnten sie durchaus nicht auf seine Gesellschaft verzichten und als suchten sie jemand, den sie zwingen können, es gut mit ihnen zu meinen und von dem sie glauben, er könne ihnen etwas erklären. Aber Gotup kann nichts erklären und stirbt 1996, und er ist froh, dass er aus dieser Welt in eine andere geht.
Wenden wir uns dem Georg Wyst zu, dem Obersturmbannführer, immerhin ein Oberstleutnant, der im Rang eigentlich über Pluws und Keiluweit stand und dennoch beim so genannten Bernsteinzimmertransport nichts zu sagen hatte. Er begibt sich am dritten Februar mit den anderen nach Weimar zu Oberst Lenke und erhält den Befehl, sich in Berlin zu melden und zwar im Marstall

bei einem gewissen Oberst Johann Kirlten. Er bittet, über Crimmitschau fahren zu dürfen, da er sich dort polizeilich anmelden müsse. Seine Familie sei schon lange dort. Dies wird ihm gestattet.
Er trifft am vierten in Crimmitschau ein, bringt die Anmeldung hinter sich und fährt sofort nach Berlin, wo er am siebenten ankommt und sich bei Kirlten meldet.
Nachdem er über den Transport des angeblichen Bernsternsteinzimmers in den Raum Thomasmühle berichtet hat, erhält er den Befehl, nach Dresden-Großschachwitz zu fahren und zwar in die Schönaer Straße. Er soll dort in ein bestimmtes Haus gehen zu einem Standartenführer Popp und sich unter dem Kennwort „Fissto“ melden. Dies gelingt ihm noch am siebenten Februar. Er wird in dem Gebäude untergebracht und steht von nun an dem Standartenführer Albert Popp zur Verfügung.
Am Morgen des 11.2. beginnt seine erste Arbeit. Das Kommando besteht aus Popp, Wyst und fünf Soldaten. Am frühen Morgen treffen sie in Gera ein, auf dem so genannten Heeresberg. Sie übernehmen zwei große LKW und einen ebenso großen Möbelwagen. Die Ladung besteht aus Kisten des ostpreußischen Gauleiters Erich Koch, die am 5.1. aus Ostpreußen abgegangen und am 16.1. auf dem Heeresberg angekommen waren. Der Transport begibt sich auf den Marsch nach Weimar.
Während der Transport rollt, wollen wir uns mit dem Oberst Johann Kirlten beschäftigen. Kirlten ist 1913 in einer norddeutschen Stadt geboren, wo er bis ‘33 das Gymnasium besuchte. Er wird im selben Jahr NSDAP-Mitglied und studiert Philosophie bis ‘37. Im gleichen Jahr verpflichtet er sich für 12 Jahre zur Wehrmacht und beginnt als Leutnant der Luftwaffe. Er gehört zum fliegenden Personal und war im Polenfeldzug bereits Major, in Frankreich schon Oberstleutnant. Er nimmt vom Anfang an am Ostfeldzug teil, erhält jedoch Ende Mai ‘42 einen Marschbefehl nach Warschau zum Schloss Wylanow und geht anschließend zu dem bekannten Lehrgang nördlich von Wangerin in Pommern.
Er wird sofort in Thüringen eingesetzt und zwar im Raum Arnstadt. Sein Standort ist der so genannte Hain bei Oberndorf, etwa drei Kilometer südöstlich von Arnstadt.

Als er dort eintrifft, findet er drei Baracken im Flurstück Mittelbusch vor, die mit zwanzig Soldaten und achtundzwanzig Häftlingen belegt sind und nun seinem Befehl unterstehen. Mit dieser Mannschaft macht er bis zum Mai '44 ein Depot nach dem anderen.
Zusätzliche Häftlinge erhält er bei großen Stollenanlagen von einem Häftlingslager, das sich in unmittelbarer Nähe des so genannten Wachhügels südlich von Arnstadt befindet. In seinem Gebiet liegt eine der Entladéstellen für Kunstgüter, und zwar an der eingleisigen Bahnstrecke Arnstadt-Stadtilm. Der Standort liegt östlich vom Arnstädter Friedhof. Dort wird im Winterhalbjahr '42/'43 ein dreihundert Meter langes Nebengleis gelegt, und dort stehen auch die Baracken der Häftlinge und Soldaten, die in den Nächten bis zum März '45 die Wagons entladen.
Der Oberst Johann Kirlten ist überaus erfolgreich und wird Ende Mai '44 in den Rang eines Transportbegleitoffiziers erhoben. Seine Standorte sind nun Berlin-Schönefeld, und andere Offiziere mit ihm sorgen für Transporte per LKW und Schiene nach Thüringen. Es ist Eile geboten, da noch gewaltig viel unterzubringen ist. Kirlten macht insgesamt 25 Transporte bis Kriegsende, darunter sehr wichtige.
Dafür nur zwei Beispiele. Allein Kirlten bringt fünf Transporte auf den Marsch zum Standort Thomasmühle, und zwar unter anderen am 14.6., am 4.11.44, am 12.1. und am 3.2.45.
Am 21.1.45 verlässt Kirlten mit 25 LKW, wobei immer fünf LKW im Abstand von einer Stunde fahren, den Marstall Berlin. Der Transport erfolgt nur in der Nacht. Geladen hat er 2 100 Wachstuchbündel, in denen sich Dokumente der Dienststelle des Generals Adolf J. befinden. Er erreicht in der Nacht zum 25.1. einen Standort im Raum Kranichfeld bei Bad Berka und lagert die Bündel unter unsäglichen Schwierigkeiten und entsetzlichen Geländebedingungen ein. Der Stollen geht direkt in den Berg. Es schließt sich ein Querstollen von nur zwanzig Meter Länge an, von dem aus vier sehr lange Stollen abgehen. Alles läuft in der betreffenden Nacht ab, und das trotz der Schwierigkeiten so perfekt, dass die Bewohner des nahe liegenden Dorfes nicht das Geringste mitbekommen. Vom 4. bis zum 12.2. sitzt Kirlten im Marstall und weist neun Offiziere, immer unter vier Augen, in ihre Aufgaben ein. Zu diesen Offizieren gehört unser Georg

Wyst, den er zu Popp schickt. Die Offiziere werden für bestimmte Aufgaben verpflichtet, die gewissermaßen dringend anstehen. Drei der Männer werden für Thüringen verpflichtet und sechs für Sachsen.
Ende März macht der Oberst Johann Kirlten seinen letzten Transport. Am 22. verlässt er Berlin-Schönefeld mit fünf LKW und 550 kleinen Kisten, die Sachen jugoslawischer Herkunft enthalten. Bei Weimar verlässt er die Autobahn, fährt durch die Stadt und über Buttelstädt nach Bachra. Zwei Kilometer hinter Bachra, am Rande eines Militärgeländes, lagert Kirlten ein.
Der Kalender zeigt den 27. 3. Es ist der Dienstag vor Ostern und wir befinden uns in der Karwoche, während der sinnigerweise einige tausend Soldaten und Offiziere der Deutschen Wehrmacht in Thüringer Kasernen (und nicht nur dort) getötet werden.
Der Oberst Kirlten hingegen begibt sich in eine Kaserne im Erfurter Steiger. Am 28.3. wird er mit einer neuen Identität versehen, erhält Zivilkleidung, schwört noch einmal einen Eid, man flüstert ihm ein Codewort ins Ohr und Oberst Lenke übergibt ihm 30 000 Reichsmark zu treuen Händen für die erste Zeit nach dem Krieg. Kirlten bekommt noch einen letzten Befehl. Er soll im Osten Deutschlands bleiben und warten, was immer auch geschieht.
Als es dunkel wird, verlässt ein zweiunddreißigjähriger Zivilist, der bedeutend älter aussieht, eine Steigerkaserne bei Erfurt. Er ist ein kranker Mann, von einem Nervenleiden geplagt und vollkommen kriegsverwendungsunfähig, da er die vergangenen Jahre in der Luft zugebracht hat. Er war bei der Luftwaffe schwersten Belastungen ausgesetzt gewesen. Einen Krieg lang ist er angeblich geflogen, jetzt läuft er wieder nach langer Zeit und erinnert sich in Wahrheit an seinen geländegängigen PKW und daran, dass er keine Befehle mehr erteilen wird und vielleicht auch keine mehr erfüllen muss. Bei der letzten Annahme täuscht er sich freilich.
Der Mann, es ist natürlich unser Freund Johann Kirlten, ist auf einmal sehr allein und ganz und gar auf sich zurückgeworfen. Er läuft in die arg mitgenommene Innenstadt von Erfurt und an ebenso arg mitgenommenen Menschen vorüber und sagt sich, dass er jetzt zu diesen Menschen gehört und gleichzeitig weit weg von ihnen ein eigenes Leben führen muss, das dunkel und

unbestimmt vor ihm liegt, ohne Konturen noch und vielleicht voller Gefahren. Kirlten betritt eine Zweizimmerwohnung in der Innenstadt. An der Eingangstür befindet sich ein Schild mit jenem Namen, den er seit zwei Stunden trägt. Er lebt in dieser Wohnung genau ein Jahr, nämlich bis zum April 1946.
Die Nachbarn sagen, dass er abweisend und menschenfeindlich sei, aber da er es mit den Nerven hat, findet er Verständnis. Ein Arzt bescheinigt ihm Invalidität, und bald bekommt er eine Rente. Als er1984 stirbt, beträgt sie genau 540 Mark. Doch er stirbt nicht in Erfurt, sondern in Magdeburg, wohin er im Mai '46 verzieht und wiederum in einer Zweizimmerwohnung haust.
Kirlten wird nie heiraten. Kuraufenthalte, besonders in Thüringen, nutzt er für ausgedehnte Waldspaziergänge, bei denen es sich herausstellt, dass er der Natur außerordentlich zugetan ist. Er beobachtet sie geradezu liebevoll.
Nicht nur zu Kuraufenthalten findet man ihn in Thüringen. Er fährt auch mit seinem Wartburg sozusagen in die Sommerfrische nach Oberhof, nach Arnstadt und nach Bad Berka, verbringt die Nächte in Pensionen und unternimmt tagsüber sowohl mit dem Wagen als auch zu Fuß ausgedehnte Erkundigungen in die umliegenden Wälder. Einmal im Jahr fährt er zur Leipziger Messe, wo er sich gleich beim ersten Mal mit einem Herrn anfreundet, der ihm in breitem, geschwätzigem Schwäbisch allerhand Interessantes zu sagen hat. Aber auch er, der an einem Nervenleiden laborierende Mann aus Magdeburg, hat dem Schwaben viel zu erzählen. Er sagt zum Beispiel, dass er Hobbyfotograf ist und sich auf Naturaufnahmen spezialisiert hat. Der Mann aus dem Westen ist begeistert von den Fotos. Er findet sie derart gelungen, dass er sie ausleiht, um, wie er sagt, eine Ausstellung in seiner Heimatstadt auszurichten. Dies freut wiederum den Mann aus Magdeburg.
Darüber vergehn die Jahre, und die beiden werden sozusagen gemeinsam alt und grau und mit der Zeit sogar müde, weil nichts von dem wiederkehrt, was sie ursprünglich miteinander verbunden hat.
Um 13 Uhr befindet sich der Transport des Albert Popp noch auf der Autobahn, aber genau zu diesem Zeitpunkt taucht im Landesmuseum in Weimar ein Obersturmbannführer Kasimir von Hagen auf und begibt sich in das Büro des Dr. Scheidig, der

Direktor des Museums ist. Dr. Walter Scheidig kennt diesen von Hagen bereits, und er ist ihm geradezu verhasst, weil von Hagen ein arroganter, besserwisserischer, überheblicher und anmaßender Pinkel ist. Dr. Scheidig weiß, dass von Hagen aus Erfurt kommt. Die Dienststelle kennt er nicht, aber dieser Oberstleutnant hat ein Papier, das von Dr. Gall, seinem Chef in Berlin unterzeichnet ist. Er sei berechtigt, so heißt es da, Kunstgut-

transporte durchzuführen und im Museum zwischenzulagern, wobei ihn Dr. Scheidig unterstützen möge.
Er kam zwar in Zivil, aber Dr. Scheidig weiß, dass von Hagen dem SD angehört. Jetzt erschien er mit einem Papier in der Hand, einer Liste, es käme gleich ein Transport, von dem zwei Drittel zwischengelagert werden müssten. Es seien Sachen von Erich Koch, dem ostpreußischen Gauleiter.
Der Mann fiel ihm auf die Nerven. Als er das erste Mal im Museum erschien, es war am 27. September des vergangenen Jahres, brachte er vier LKW-Ladungen, um sie zwischenzulagern. Am 28.1. hat er sie wieder abgeholt. Die Kisten trugen die Aufschrift SU. Zwei Tage vorher musste er auf Anweisung seines Vorgesetzten, des Dr. Gall, mit diesem von Hagen und mit einem Herrn von der Gauleitung in den Raum Ziegenrück fahren, nämlich in die Nähe von Altenbeuthen. Er sollte dort die Einlagerung von 140 Kisten kontrollieren, in denen sich angeblich jüdisches Silber aus dem Märkischen Museum befand. Was ging ihn dieses Judensilber an? Alles obskur und ominös.
Nun also tauchte dieser Mann zum vierten Mal auf und verlangte eine weitere Zwischenlagerung.
Dr. Scheidig sieht sich die Liste des Kasimir von Hagen an und moniert, dass als Datum der Übergabe der neunte Februar eingetragen ist. Es sei heute aber der 11. Februar. Von Hagen bemerkt, dass er die Liste so übersandt bekommen habe und nichts daran ändern könne. Sie sei eben am neunten Februar ausgestellt worden.
Von Hagen kann dem Museumsdirektor nichts von den Schwierigkeiten im Zusammenhang mit der Sammlung des Erich Koch erzählen. Sein Chef, der Oberst Lenke, war am sechsten Februar von Bormann angewiesen worden, den Kochschen Transport einzulagern. Nun konnte Bormann eigentlich dem Oberst Lenke keine Befehle erteilen, da der Befehlsweg ein anderer war. Lenke

lehnte ab, er hätte keinen freien Stollen. Dann müsse er, so Bormann, die Sachen zwischenlagern und sie später, sobald ein Stollen zur Verfügung stände, unter die Erde bringen.
Lenke sagt zähneknirschend zu. Im Anschluss daran lässt er seiner Wut und seiner Empörung vor den Offizieren seines Stabes freien Lauf. Er sei nicht dazu da, privates Zeug unter die Erde zu bringen. Seine Aufgabe wäre es, Reichsvermögen sicherzustellen, nicht aber eines Gauleiters geklaute Sachen.
In den Seelen mancher Offiziere gab es offenbar noch einen Rest von Ehrempfinden. Freilich ist man bei Oberst Lenke ein wenig ratlos und skeptisch, denkt man an die Statuette auf seinem Schreibtisch, die zu dieser Zeit allerdings schon verschwunden war.
Im Übrigen hatte Lenke allen Grund für sein ablehnendes Verhalten, waren es doch in Wahrheit im Laufe dieser Zeit drei Transporte, die von Gera anrollten. Es waren immer die gleichen Fahrzeuge, und es handelte sich, sehr zum Ärger des Oberst Lenke und seiner Offiziere, immer nur um Sachen des Gauleiters Koch.
Aber interessieren wir uns erst einmal für den Obersturmbannführer Kasimir von Hagen, der offensichtlich ein Mann war, den man gut gebrauchen konnte.
Ralf Georg Reuth gab im Jahr 1998 ein scharfsinniges, dickes Buch von 300 Seiten heraus unter dem Titel: „Auf den Spuren des Bernsteinzimmers“. Auf der Seite 154 ist mit 12 Zeilen Kasimir von Hagen erwähnt, der sich angeblich zufällig im Museum in Weimar aufhielt, als der Kochtransport ankommt. Er lagert dort, immer zufällig, Kunstgegenstände ein. Dieser Mann hätte, so Reuth, während des Krieges einen schwunghaften Handel mit Beutekunst aus der Ukraine und dem Norden Russlands betrieben.
Dies entspricht nicht den Tatsachen. Von Hagen hat keinen Handel betrieben und schon gar keinen schwunghaften. Er hat nur als stellvertretender Kommandeur eines Kunsterfassungskommandos während des Krieges fast 800 Wagons mit erbeuteten Kunstgegenständen gefüllt und sie in die entsprechenden zentralen Lager des Reichs geschickt. Er konnte nicht schwunghaft handeln, sondern unterstand dem General Adolf J. im Marstall Berlin und war demzufolge Angehöriger des SD. Der

General hätte es ihm sehr übel genommen und kurzen Prozess gemacht, wenn er, von Hagen, mit „Reichseigentum“ gehandelt hätte.
Von Hagen, in Köln geboren, studierte Kunstwissenschaft, wobei er sich besonders für mittelalterliche Kunst interessierte. Er geht ‘38 zur SS und fängt als Untersturmführer (Leutnant) an, um es bis zum Jahr ‘45 schließlich zum Oberstleutnant zu bringen. Von ‘38 an ist er im SS-Hauptamt tätig und schon damals mit Kunst befasst.
Nach dem Frankreichfeldzug transportiert er Kunstgegenstände nach Deutschland, und in der Sowjetunion arbeitet er als stellvertretender Kommandeur eines Kunsterfassungskommandos, das aus 25 Mann besteht und über acht LKW verfügt.
Ab März ‘44 wird er im Reich eingesetzt und in Thüringen in den Stab des Oberst Lenke eingegliedert. Dort macht er gewissermaßen das Mädchen für alles, also sowohl Kontrollen der Einlagerungskommandos als auch Transporte innerhalb Thüringens.
Der letzte dieser Transporte, an dem er maßgeblich beteiligt war, erfolgt am 18.3. Aus einer Wagonsendung, die Weimar erreicht, werden 450 Kisten mit Dokumenten des RSHA bis in den Raum zwischen Steinheid und Steinach verbracht und eingelagert. 14 Soldaten mit 7 LKW sind beteiligt. Die Soldaten erhalten im Anschluss daran sofort Marschbefehl zum Kasernenkomplex Ohrdruf.
Mit Kasimir von Hagen wird die übliche Prozedur vorgenommen. Er wohnt nach dem Krieg mit neuer Identität in Hamburg, wo er 1993 gestorben sein soll.
Doch zurück zu dem Transport, der endlich die Autobahn bei Weimar verlässt und um 15 Uhr am Museum eintrifft. Die beiden LKW, es sollen schwer beladene Viertonner gewesen sein, werden entladen, der Möbelwagen hingegen nicht. 17 Uhr begeben sich alle drei Fahrzeuge wieder auf den Marsch, Kasimir von Hagen im PKW vorneweg. Es beginnt eine seltsame Irrfahrt.
Von Hagen fährt zur Autobahn und in Richtung Osten, verlässt sie wieder bei der Abfahrt Magdala und wendet sich nach Süden. Der Konvoi mit dem noch beladenen Möbelwagen rollt immer hinterher. Die nächste Station ist Blankenhain und Rudolstadt. Im Kasernenkomplex bei Schaala führt von Hagen ein Telefon-

Gespräch mit Erfurt und erfährt, dass er nicht, wie vorgesehen, zu einer Stollenanlage bei Unterwirrbach fahren soll, da an dieser Stelle, es handelt sich um den so genannten Katzenberg, der Möbelwagen weder hinfahren noch wenden kann. Er soll sich vielmehr wieder auf den Marsch Richtung Westen begeben, nach Stadtilm, vor Stadtilm aber nach Norden abbiegen, zum Objekt D-Klein. Dort solle er einlagern.
Der bemitleidenswerte von Hagen besteigt also erneut seinen PKW, und der volle Möbelwagen, die leeren LKW und die Herren Popp und Wyst zockeln hinter ihm her.
Vor Stadtilm biegt er rechts ab und fährt nach Norden durch Döllstedt, um nach etwa einem Kilometer zwischen Döllstedt und Kleinhettstedt in einem Steinbruch rechts neben der Straße seine Fahrt zu beenden. 13 Soldaten sind dort stationiert. Sie tragen die Kisten in einen Stolleneingang, der zwei Meter unterhalb des Niveaus vom Steinbruch und gleichzeitig in ihm liegt.
Nach einem kurzen Stollen gibt es einen 80 Meter langen Querstollen, von dem Stollen von je 60 Meter Länge abgehen. Nach einer anderen Angabe ist der Querstollen 63 Meter lang. Die Anlage soll im wesentlichen Sachen aus Jugoslawien enthalten, den Inhalt des Möbelwagens, und, man höre und staune, 440 Kisten einer Sammlung des Gauleiters von Thüringen, Fritz Saukel. Auch dessen Kognakvorräte und wertvolle Geschenke des Führers an Saukel liegen angeblich dort. Alles von Saukel wurde am 6.3. durch Kasimir von Hagen eingelagert. Lenke vertrat den Standpunkt: wenn schon privates Diebesgut eingelagert wird, und da sich Saukel mit Koch immer gut verstanden hat, dann sollen sie auch beieinander liegen und ihre Schande teilen.
Die 13 Soldaten, die sich im Steinbruch befanden, waren Angehörige eines Einlagerungskommandos, das aus 22 Soldaten und 34 Häftlingen bestand und in der Nähe in drei Baracken untergebracht war. Der Kommandeur war ein Oberstleutnant Gerhardt G. Er stammte aus der Nähe von Ratzeburg, wo er 1928 sein Abitur machte. Anschließend studierte er Kunstwissenschaft, wurde noch vor '33 Mitglied der NSDAP und arbeitete nach dem Studium im Propagandaministerium in der Abteilung Bildende Kunst. Seine militärische Laufbahn begann er als Obersturmführer beim SD in Berlin im September '39. Ab Oktober saß er in

Warschau in der Zentrale der Kunsterfassungskommandos, die sich am südlichen Stadtrand im Schloss Wylanow befand. Sein Vorgesetzter war jener General Fritz Osten, der sich später in Sachsen aufhalten wird.
G. war Berater der 23 Kommandos, die es in ganz Polen gab und denen es im Laufe der Zeit gelang, 10 300 Wagons mit Kunstgütern aus ganz Polen zu füllen, um sie hernach in die zentralen Lager ins Reich zu schicken. Auch in Frankreich war G. im Einsatz.
Im September '42 wurde er nach Thüringen befohlen und übernahm das oben genannte Einlagerungskommando. Jene Stollenanlage, in der sich die Koch- und Saukelsachen befinden, ist eine kleine Anlage im Verhältnis zu dem, was G. außerdem machte. Im Umkreis von einem Kilometer befinden sich zwei riesige Stollenanlagen, an denen jeweils 400 Häftlinge gearbeitet haben. Der Oberstleutnant hatte diese Häftlinge über das Lager vom Buchberg bei Stadtilm zur Verfügung gestellt bekommen. Dort befand sich ein Stammlager mit mehreren Baracken. Die Häftlinge waren praktisch nie zu sehen, weil sie sich ständig unter der Erde befanden. Der Oberstleutnant G. war derart zuverlässig, dass er bei der Tötung der Soldaten bei Ohrdruf mitwirkte. Am 16.4. wurde er in Berlin entlassen und ging später mit neuer Identität über die Rattenlinie nach Argentinien. Dort starb er 1993.

Da sich die Bernsteinzimmerenthusiasten in den vergangenen Jahrzehnten immer wieder mit dem Standartenführer Albert Popp und dem Obersturmbannführer Georg Wyst beschäftigt haben, ständig in der Hoffnung, dem Zimmer auf die Spur zu kommen, soll hier ein kleiner Teil deren erstaunlicher Aktivitäten genauestens, so weit dies möglich ist, dargestellt werden.
Die leeren Fahrzeuge des Transportes in den Steinbruch, es ist inzwischen 23 Uhr geworden, rollen zur Autobahn zurück und fahren Richtung Osten, wo sie schließlich in Zwickau auf einem Militärgelände ankommen.
Am 15.2. fahren sie bis nördlich Riesa und Zeithain zu einem Waldstück südlich von einem Truppenübungsplatz. Dort gibt es ein Zwischenlager für Kunstgut. Sie laden 63 große Kisten auf ihre Fahrzeuge. Die Kisten tragen die Aufschrift FR, was offenbar Frankreich bedeuten soll. Die Fahrt geht über Zwickau

Richtung Oberwiesenthal bis Tellerhäußer. In der Nähe der Tellerhäußer Straße (nördlich davon) wird in eine Stollenanlage am 17.2. eingelagert. Zehn Soldaten sind dort stationiert und es gibt neun Stollen, von denen zwei noch frei sind. Der gesamte Inhalt stammt aus Frankreich.
Die Republik Frankreich, so ist zu hören, sucht noch 40 000 verschwundene Kunstgegenstände. Vielleicht wird man an dieser Stelle fündig.
Am 18. fährt die Kolonne nach Schwarzenberg. Dort werden in der Stadt die LKW mit 72 großen Kisten (Aufschrift OM) beladen und fahren in Richtung Nordwest bis südwestlich von Neuwedt, wo in einer Fünfstollenanlage eingelagert wird. Jeder Stollen ist 43 Meter lang.
Wyst macht noch weitere vier Transporte, bei denen er die Kisten immer von Schwarzenberg holt. Heftig beteiligt ist daran ein gewisser Kraus, ein Fabrikdirektor.
Die Anzahl der Kisten beträgt in dieser Reihenfolge: 65 Kisten Jugoslawien, 66 Kisten Ungarn, 65 Kisten Holland und 64 Kisten Österreich. Die Einlagerungsorte sind: 1. Antonstal südlich Schwarzenberg. 2. Friedensstraße östlich vom Proviantweg nordwestlich von Oberwiesenthal. 3. Im Wald nordöstlich Bernsbach. 4. Nordöstlich Greiz nördlich Reutnitz. Diese letzte Einlagerung erfolgt am 8.3.
Schließlich machen Wyst und Popp noch einen interessanten Transport zu einem uns schon bekannten Standort. Er wurde bereits in der Bernsteinzimmergeschichte genannt.
Die LKW werden am neunten März in Gera-Heeresberg mit 65 großen Kisten beladen, die russische Sachen enthalten. Sie fahren über Weida, Zeulenroda und Schleiz nach Hof und weiter bis östlich von Bad Elster. Im heutigen Grenzgebiet zwischen Fasmannsreuth und Pastviny lagern sie ein. Sie treffen dort auf einen 540 Meter langen Stollen, den sie endgültig füllen und der sofort verschlossen wird. Es sind an dieser Anlage 24 Soldaten stationiert. Die Schließung erfolgt am 12.3. Der Stollen scheint nur Kunstgegenstände aus der damaligen Sowjetunion zu enthalten.
Im März zeichnet sich immer mehr ab, dass der Oberst Lenke in Erfurt gar nicht daran denkt, Kochs private Kunstsammlung unter die Erde zu bringen. Er sagt gegenüber Berlin, er habe gar keine Stollen für derartige Sachen und hätte zur Genüge zu tun,

um das Reichseigentum zu sichern. In Wahrheit ist ihm die Sammlung Kochs vollkommen wurscht. Er fühlt sich gewissermaßen dafür nicht zuständig.
Koch erfährt davon und wird unruhig. Er drängt Bormann, ein Machtwort zu sprechen. Der, voller Wut, wird beim General J. vorstellig, welcher schließlich Lenke soweit bringt, dass er sich erweichen lässt und die Einlagerung zusagt.
Er befiehlt einem Obersturmführer namens Paul Hennig, der mit vier LKW auf dem Gelände der Malzfabrik in Arnstadt stationiert ist, sich mit zwei seiner Fahrzeuge am Nachmittag des 14.3. zum Museum nach Weimar zu begeben und 43 große Kisten des Gauleiters Erich Koch zu laden und abzutransportieren. Dies macht der brave Obersturmführer, wobei leider der im Hopfengrund bei Arnstadt stationierte Dr. und Ing. Hans Kammler von diesem Transport erfährt und einen gewaltigen Aufruhr macht. Kammler ist im März des Jahres '45 ein mächtiger Mann, besonders im Gebiet von Arnstadt und Ohrdruf. Er lässt unterirdische Fabrikanlagen schließen, feuert erfolgreich eine Rakete ab, die eine Länge von 28,3 Meter hat, und braucht jeden LKW für seine Arbeit. Kammler hat eine geharnischte Auseinandersetzung mit Lenke, wobei sich am Ende herausstellt, das sie beide einer Meinung sind. Die geladenen Kisten sollen gerade noch verschwinden. Die anderen, die noch im Museum liegen, bleiben, wo sie sind.
Der Obersturmführer bringt also die Kisten nach Arnstadt, fährt nach Plaue, durch Liebenstein und Gräfenroda und landet am Bahnhof Gehlberg mitten im Gehlberger Grund in unmittelbarer Nähe eines Steinbruchs.
Dieser merkwürdige Ort gegenüber dem Bahnhof liegt in einem tief eingeschnittenen Tal. Die Sonne lässt sich dort kaum blicken und man muss die Wilde Gera überqueren, um den Steinbruch zu besichtigen. Der Weg ist mühsam, aber, wenn man sich für Steinbrüche interessiert, außerordentlich lohnend.
Als Hennig an dieser Stelle ankommt, es war am späten Nachmittag des 14.3., trifft er auf den Kommandeur des dort zuständigen Einlagerungskommandos, welches in der Nähe vom so genannten Raubschloss stationiert war. Dieser Kommandeur, ein Oberstleutnant, sagt gegenüber dem Obersturmführer Hennig, dass er die Schnauze gestrichen voll hat. Eben hätte er den privaten Kram

von Rippentrop in den Berg bringen müssen, jetzt komme er, Hennig, mit ähnlichem Zeug von Koch. Dabei hätte er immer gedacht, er solle Reichseigentum einlagern.
Tatsächlich befanden sich in dem Stollen, der im Steinbruch seinen Anfang nahm, bereits Kisten und andere Behältnisse des Reichsaußenministers von Rippentrop, der ganz in der Nähe, nämlich an der Schmücke, einen Bunker besaß und sich in der letzten Märzwoche für einige Tage dort auch aufhielt.
Am Vormittag des 15.3. erlebt unser Paul Hennig, wie der Zugang zum Stollen gesprengt wird, woraufhin tonnenschweres Gestein herabstürzt und ihn versperrt. In diesem Zustand befindet sich der Eingang noch heute.
Bevor wir uns dem Rest der Kochschen Kunstsammlung zuwenden, kommen wir nicht umhin, diesen Obersturmführer näher in Augenschein zu nehmen.
Paul Hennig war ein vom Nationalsozialismus begeisterter junger Mann, der in Arnstadt aufwuchs und sich zu Beginn des Krieges freiwillig zur SS meldete. Vom 3.9.42. bis Ende März '43 war er in einer Kaserne des Erfurter Steiger stationiert und Herr jener 4400 Kisten, die in dieser Zeit bereits nach Erfurt gelangten, um sie in Stollen verschwinden zu lassen.
Ab April '43 befand er sich im Jonastal und war in einem Einlagerungskommando tätig. Mit Beginn des Jahres '45, als die Situation prekär wurde, finden wir Hennig als verantwortlichen Offizier für eine Transportkolonne von vier LKW, die auf dem Gelände der Malzfabrik Arnstadt stationiert ist und von dort in den Nächten unentwegt im Einsatz ist. Da die LKW ein Fassungsvermögen von 23 großen Kisten haben, transportiert er jede Nacht 89 Kisten zu den verschiedensten Standorten.
So am 13.2. und am 14.2. zum Steiger nach Erfurt in die Stollenanlage „Glaube", die sich in der Nähe des Restaurant „Hubertus" befindet. Am 15. und 18.2. zur so genannten Marienstraße bei Martinroda. Am 16.2. und 17.2. zu einer Stollenanlage unterhalb der Ebanotte in der Nähe von Gossel.
Vom 19.2. bis zum 28.2. macht er, immer mit 89 großen Kisten, Transporte zu einem Stollen, der südlich von Mühlberg beginnt und zu seinem Erstaunen 3,4 Kilometer lang ist. Er verläuft in südliche Richtung und endet im großen Tambuch. Nur ein Kilometer des Stollens ist mit Kisten belegt. Er war ursprünglich

als Stollen für Rüstungsgut vorgesehen gewesen und ist sechs Meter breit. Da kann man sich vorstellen, welche Mengen er enthält.
Anfang Februar bringt Hennig 143 Kisten nach Elgersburg, wobei er immer auf den Burghof fährt, wo die Kisten in den Kellern der Burg verschwinden. Dort gibt es offenbar verborgene Räume, da Instrumente tatsächlich eine Anomalie anzeigen.
Am 17.3. fährt er mit drei vollbeladenen LKW nach Wechmar. In der Nähe der Hammermühle gibt es einen 15 Meter tiefen Schacht, der mit einem Aufzug versehen ist. Dort verschwinden seine Kisten im Untergrund. Der Schacht ist einer der Zugänge zu den so genannten Autobahnbunkem, die zwischen Erfurt und Gotha sich immer in der Nähe von Autobahnbrücken befinden.
Am 13.3. fährt er mit vier LKW und 93 Kisten zum Gut Ringhofen bei Mühlberg, wo sich in der Nähe des Gutes ein Stolleneingang befindet. Er, Hennig, sieht Feldbahngleise im Innern. Die Kisten verschwinden mithilfe von Plattenwagen in dem fünf Meter breiten Stollen.
Am 18.3. bringt er 89 große Kisten in den Raum Haarhausen, diesmal zum so genannten Rückberg. Es handelt sich angeblich um deutsche Museumssachen aus Ostpreußen.
Die letzte Einlagerung scheint Hennig nördlich der Straße zwischen Holzhausen und Röhrensee gemacht zu haben und zwar am 23.3. Es sollen wiederum deutsche Sachen gewesen sein in 93 großen Kisten von der Malzfabrik. Er glaubt, dass in dem 100 Meter langen Stollen etwa 400 Kisten liegen.
Hennig erhält den Befehl, in Arnstadt zu bleiben. Im April oder im Mai kommen die Amerikaner zu ihm. Es werden Verhöre angestellt. Der Obersturmführer Hennig weiß von nichts und bleibt seinem Eid treu.
Nach dem Krieg erhält Hennig den Befehl, vier Standorte im Raum Ilmenau zu kontrollieren. Auch jetzt bleibt er seiner Bewe-gung treu. Einmal SS, immer SS, könnte man hier sagen. Bevor er stirbt, das war in den Neunzigerjahren, schreibt er einen Brief und unterzeichnet mit seinem Namen. Dieser Brief taucht im Jahr 2001 auf und nennt einige der oben angeführten Standorte. Alle Stellen werden überprüft und es wird festgestellt, das die Stollen tatsächlich vorhanden sind. Die Angaben des Obersturmführers entsprechen der Wahrheit.

Am Ende des Monat März ‘45, als die Amerikaner mit Patton an der Spitze sich auf Eisenach zu bewegen, wohl wissend, dass es einiges zu erbeuten gibt im Innern des Reiches, beginnt unser Gauleiter Koch zu kochen. Seine Sachen liegen immer noch im Weimarer Museum und rühren sich nicht von der Stelle. Wieder wendet er sich wutentbrannt an Bormann, der erklären muss, dass Lenke sich jetzt mit ganz anderen Sachen zu beschäftigen hat. Sie kommen auf den Gedanken, dass vielleicht Mutschmann, der sächsische Gauleiter, hilfreich sein könnte.
Und tatsächlich, Mutschmann spricht mit dem Chef des Stabes für die Einlagerungen in Sachsen, dem Herrn General Fritz Osten auf der Grillenburg im Tharandter Wald. Er bringt ihn zu dem Versprechen, den Rest der Kochschen Kunstsammlung in Sachsen einzulagern.
General Osten befiehlt dem Standartenführer Popp Anfang April, die Sammlung aus Weimar abzuholen. In der Nacht vom 6. zum 7.4. fahren zwei LKW von Chemnitz nach Weimar. Die beiden Offiziere Popp und Wyst sitzen in den Fahrerkabinen. Auf der Ladefläche eines LKW sitzen weitere vier Soldaten, darunter der Unteroffizier Kurt Glugow, der aus dem Warthegebiet stammt. Dem, was Glugow hinterlassen hat, verdanken wir wichtige Informationen, obwohl der Unteroffizier am 15.4. in einer Zwickauer Kaserne getötet wird. Er liegt mit 82 Mann, darunter 13 Offizieren, im Waldgebiet westlich Fraureuth.
Am Vormittag des 7.4. werden die beiden LKW mit fast der Hälfte von dem beladen, was noch in Weimar liegt. Um 14 Uhr verlassen sie das Museum, und Popp gibt an, am nächsten Tag wiederkommen zu wollen, um den Rest zu holen. Die beiden LKW erscheinen jedoch erst am 9.4., diesmal um 15 Uhr, werden beladen (es wird bis auf einen geringen Rest alles von Koch weggeschafft) und fahren davon. Die LKW sind übrigens nicht mit dem Rot-Kreuz-Zeichen versehen, wie mehrfach behauptet wurde.
Sowohl am 7. als auch am 9. (Popp verlässt am 9. den Transport auf der Autobahn in Höhe Chemmnitz) fahren die LKW über das Hermsdorfer Kreuz in Richtung Dresden und an Dresden vorüber bis zur Abfahrt Ottendorf-Okrilla-Radeberg. Sie verlassen dort die Autobahn, fahren in einen nördlich gelegenen Wald und lagern in einen Stollen ein, der schon einige Hundert Jahre auf

dem Buckel hat. Es ist ein Fluchtstollen der Bauern eines der nahe liegenden Dörfer aus dem Dreißigjährigen Krieg. Womöglich stammt er sogar aus der Zeit der Hussitenkriege, bei denen Sachsen schwer verwüstet wurde. Er ist vollkommen vergessen und derzeit total unbekannt. In unmittelbarer Nähe des Stolleneingangs befindet sich eine jetzt schon zerstörte Steinmauer, die etwa 200 Meter lang ist und aus großen, übereinander gelegten Feldsteinen besteht. Sie scheint mitten im Wald eine Grenze zu markieren. Selbst als der Dorfchronist des am nächsten gelegenen Dorfes nach dieser Steinmauer gefragt wird, stellt sich heraus, dass sie vollkommen unbekannt ist. Sie zu finden gleicht der berühmten Suche nach der Stecknadel im Heuhaufen.

Als sie schließlich entdeckt wird, es war in einem Frühjahr Anfang der Neunzigerjahre und nach der Schneeschmelze, steht das Waldgebiet sozusagen unter Wasser.

Einen Stollen konnte man sich dort nicht vorstellen, doch er ist tatsächlich vorhanden. Der Schacht hat einen Umfang von 2 x 2 Meter und ist fünf Meter tief, der Stollen ist etwa drei Meter breit und 22 Meter lang. Der Schacht ist sorgfältig verfüllt und nicht zu sehen.

Gauleiter Koch hat bis zum Ende seines Lebens in einem polnischen Gefängnis nicht gewusst, wo seine Kunstsammlung hingekommen war. Niemand hat ihm die drei Depots und deren Standorte genannt. Ob sie jemals geöffnet werden, steht in den Sternen.

Das Geheimnis von Schloss Reinhardsbrunn

Im Zusammenhang mit dem Bernsteinzimmer und der Kochschen Kunstsammlung wird ein Transport erwähnt, der zum Schloss Reinhardsbrunn bei Friedrichroda gegangen sein soll. Dort wäre, so der Oberstleutnant Enke von der Staatssicherheit in seinem Buch „Bernsteinzimmerreport“, das Bernsteinzimmer zwischengelagert worden. Ein Zimmermädchen und eine Pförtnersfrau werden von Enke bemüht, die von einer herabgefallenen Kiste berichten und von Bernsteinsplittern.
Als dem Enke dies berichtet wurde, hätten bei ihm sofort die Alarmglocken läuten müssen, denn zweimal das gleiche Vorkommnis, einmal im Schloss zu Königsberg und ein weiteres Mal auf dem Schloss Reinhardsbrunn, das war ohne Zweifel einmal zu viel.
Nichtsdestoweniger gehen Dutzende von Bernsteinzimmersuchern und Autoren dieser Spur nach und damit ebenso in die Irre wie Paul Enke. Kurz gesagt, es war ein Befehl von Oberst Helmut Lenke bzw. von General Adolf J., an dieser Stelle Spuren zu hinterlassen, wenn möglich unauffällig, aber doch Spuren. Es funktionierte sehr gut.
Der Transport von Kisten zum Schloss Reinhardsbrunn hatte also nur insofern mit dem Bernsteinzimmer zu tun, als sich hier die Gelegenheit bot zu verwirren und eine weitere falsche Spur zu legen. Es bleibt nun festzuhalten, wie es wirklich war und was es mit den Kisten, die man gesehen haben will, auf sich hat.
Am 13.1.45 lässt ein Oberst Joachim S. in Frauenburg in Ostpreußen vier LKW mit 63 Kisten beladen und fährt nach Frankfurt/Oder, wo er sie auf einen Waggon der Reichsbahn verlädt. Der Waggon rollt nach Gera zum Heeresberg.
Der Oberst S. taucht am 19. erneut in Frauenburg auf, holt aus dem dortigen Lager weitere 63 Kisten und fährt damit bis nach Gera, wo er am 24. ankommt und sie am Heeresberg zwischenlagert. Am 14. Februar holt er mit acht LKW die 126 großen Kisten und stellt dreiundfünfzig davon am l6. in Reinhardsbrunn geradezu sichtbar unter den Arkadenbögen ab. Der Rest wird in das Nebengebäude geschafft und abgeladen.

Da wir nun auf diesen Oberst S. gestoßen sind, wollen wir, ohne die hundertsechsundzwanzig Kisten aus Frauenburg auf dem Gelände des Reinhardsbrunner Schlosses aus den Augen zu verlieren, zuerst seine Spur weiter verfolgen bzw. darstellen, was dieser Offizier gemacht hat.
Er war seit dem dritten Januar fünfundvierzig Mitarbeiter des Stabes in Erfurt und stand unter dem Befehl von Oberst Lenke.
S. wurde als Transportoffizier eingesetzt und hat angeblich von diesem Zeitpunk an in den folgenden zweieinhalb Monaten sehr viele Transporte bewerkstelligt. Alle hatten ihren Ausgangspunkt in Ostpreußen oder Polen.
Hier einige Beispiele: Er lässt am sechsten Januar in Kutno nördlich von Lodz auf zwei Wagons vierhundertdreißig Kisten verladen, die am siebzehnten ersten auf dem Weimarer Güterbahnhof ankommen. Am gleichen Tag werden die Kisten über Blankenhain, Saalfeld, Lobenstein, Hirschberg und Gefell in Richtung Schleiz befördert. Der Transport fährt bis östlich von Tanna in den Wald nördlich Ebersberg. Dort wird er in einen von fünfzehn Stollen eingelagert. Alle Kisten in der Stollenanlage sind mit den Buchstaben PO versehen. Die Einlagerung erfolgt am neunzehnten.
Am dreizehnten ersten befindet sich ein Kommando von S. in Ortelsburg in Ostpreußen und verlädt einhundertfünfzig große Kisten auf neun LKW. Die Wagen fahren bis Frankfurt/Oder, wo sie am achtzehnten eintreffen. Die Kisten werden mit der Reichs-bahn nach Weimar befördert und langen am vierundzwanzigsten dort an.
S. begibt sich von Frankfurt/Oder zurück nach Ortelsburg und holt weitere hundertfünfzig Kisten, um sie bis nach Breslau zu befördern, von wo sie gleichfalls mit der Reichsbahn nach Thüringen gebracht werden.
Der Oberst hingegen fährt mit neun LKW nach Lodz und lädt in dieser Stadt, die in den vorhergehenden Jahren über ein riesiges Judengetto verfügte, mit tausendfünfzig mittelgroßen Kisten die Wagen voll, um sie über Breslau, Görlitz und Dresden bis nach Eisenach zu fahren, wo sie am sechzehnten Februar bei Landstreit eingelagert werden. Die Anlage umfasst vierzehn Stollen, von denen drei noch nicht belegt sind. Die dreihundert Kisten von Ortelsburg liegen inzwischen in den Müllerschen Kasernen in Weimar. S. transportiert sie ab den neunzehnten Februar in

Richtung Osten bis nach Zimmern, einem Ort in der Nähe der Dornburger Schlösser. Zwischen Dornburg und Zimmern schließlich, in der Nähe des Galgenbergs, gibt es eine Stollenanlage mit vierzehn ziemlich langen Stollen, von denen drei noch frei sind. Dort lagert er ein. Alle Kisten in der Anlage tragen die Beschriftung SU.
Am neunundzwanzigsten März wird der Oberst Joachim S. mit allem Notwendigen versehen und in der Steigerkaserne bei Erfurt feierlich entlassen. Dieser Offizier, seit neunzehnhundertvierzig SD-Angehöriger und Untergebener des Generals Adolf J., befindet sich bereits im April sechsundvierzig mithilfe der Rattenlinie in Argentinien und gilt allgemein als wohlhabend und als ein umgänglicher Ehrenmann.
Wir wären nunmehr beim Schloss eines Herzogs Karl-Eduard angelangt, der auf vielfältige Weise in das Geflecht nationalsozialistischer Instanzen eingebunden war. Ralf Georg Reuth behauptet in seinem Buch sogar, er sei ein Freund Hitlers gewesen. Dies ist nicht richtig. Hitler hatte keine Freunde. Richtig ist jedoch, das unser Karl Eduard vom Scheitel bis zur Sohle ein Nazi war.
In der Literatur wird der Anschein erweckt, das Schloss sei erst mit Beginn des Jahres fünfundvierzig von der SS und von Wehrmachtsstäben genutzt worden. Auch das entspricht nicht der Wahrheit. Park, Schloss und Nebengebäude waren ab September zweiundvierzig dem SD praktisch vom Herzog zur Verfügung gestellt worden.
Zu diesem Zeitpunkt bezog ein Oberstleutnant Gerhard Disohp mit fünf Soldaten Quartier im zweiten Stock eines Nebengebäudes. Im Erdgeschoss und im ersten Stock wurden Kisten gelagert. In der Nähe befand sich eine kleine Baracke für sieben Häftlinge, die LKW entluden und beluden. Dieser Standort war ebenso eine Drehscheibe für Kunstgüter wie zum Beispiel Schloss Callenberg bei Coburg.
Der Oberstleutnant verfügte bis zum Ende des Krieges über vier LKW und hätte, wenn ihm dies möglich gewesen wäre, im März fünfundvierzig von insgesamt sechsundsiebzigtausend Kisten sprechen können, darunter dreiundfünfzigtausend großen, die über diese Drehscheibe gegangen waren.
Es war ihm jedoch nicht vergönnt, davon zu sprechen, weil sein Leben am einundzwanzigsten März in einer Ohrdrufer Kaserne

endete. Was hätte er nicht alles erzählen können! Aber lassen wir ihn einfach reden, als ob er lebte und entgegen aller Vernunft einen sachlichen Bericht abgeben würde.
Die ersten Kisten holte ich am dreizehnten Oktober zweiundvierzig am Bahnhof Crawinkel. Dort standen volle Wagons, und wir transportierten vom dreizehnten bis neunzehnten eintausenddreihundert große Kisten zum Schloss Reinhardsbrunn. Sie wurden in den Wochen danach von jenen Kommandos abgeholt und eingelagert, die im Raum Friedrichroda, Inselsberg und Tambach-Dietharz stationiert waren. Von diesem Zeitpunkt an ging es ununterbrochen weiter bis März fünfundvierzig. Alle Kisten holte ich mit meinen Männern in Crawinkel am Bahnhof, aus dem hinteren Bereich einer großen Fabrikanlage bei Rudisleben, die sich Polte II nannte, sowie von einem Nebengleis der Reichsbahn unmittelbar östlich von Arnstadt.
Im Schlosspark wurden ab Oktober zweiundvierzig drei Schächte gegraben von drei Meter Durchmesser und fünf Meter Tiefe. Von diesen Schächten gehen insgesamt vier Stollen ab, von einem also zwei Stollen.
Der erste nach Süden endet am Seebachfelsen etwa drei Meter vor der Erdoberfläche. Der zweite endet in der Nähe des Ochsenweges westlich der Marienglashöhle. Er geht also in Richtung Westen. Der dritte geht in Richtung Norden und endet in der Nähe des Waldaltars südlich von Waltershausen. Der vierte schließlich, der in Richtung Osten geht, erblickt das Tageslicht (er ist natürlich verschlossen) nördlich von Engelsbach östlich vom Querberg. Alle Stollen waren als Fluchtstollen gedacht und sind ein Meter dreißig breit.
Darüber hinaus beginnt in der Nähe des Seebachfelsens ein Fluchtstollen, der weiter nach Süden führt und am Nesselhof endet. Das ist schon die andere Seite des Thüringer Waldes. An allen Stollen haben jeweils über zwanzig Häftlinge gearbeitet. Es waren zumeist Bergarbeiter. Am letzten Stollen wurde bis Februar fünfündvierzig gearbeitet, an den anderen bis April und Mai vierundvierzig. Jener zum Ochsenweg war bis November dreiundvierzig fertig.
Die Stollen wurden ab Mitte vierundvierzig sozusagen zweckentfremdet, indem mittelgroße Kisten mit Kunstgütern eingelagert wurden. Ich habe selbst mit meinen Männern in zwei Stollen

eingelagert. Die Gesamtzahl der eingelagerten Kisten beträgt zweiundsiebzigtausendachthundert. Sie waren alle von Polte II geholt worden und hatten nichts mit den Kisten zu tun, die in dem Nebengebäude zwischengelagert wurden. Bei dem Inhalt der Kisten handelt es sich um Kunstgut aus Russland, Polen und Holland.
Zum Park muss ich noch sagen, dass außerdem noch fünf Schächte existieren, die im Januar und Anfang Februar fünfundvierzig gegraben wurden. Es sind Depots aus Betonplatten in drei bis fünf Meter Tiefe. In vier Depots liegen jeweils kleine Munitionskisten. Sie enthalten, wie man mir gesagt hat, Goldbarren. Im fünften Depot hingegen liegen einige große Kisten mit Dokumenten.
Bei der Einlagerung dieser Sachen waren Beamte der Reichsbank anwesend, welche vom fünfzehnten Februar bis zum dritten März im Schloss untergebracht waren. Es muss sich um Gold gehandelt haben, da jede der Kisten zwei Zentner gewogen haben soll, obwohl sie nur fünfzig Centimeter lang waren.
Hier ist es vielleicht angebracht, den Bericht vom Oberstleutnant Disohp zu unterbrechen. Tatsächlich wurde des öfteren in der Literatur erwähnt, dass es im Schloss Reinhardsbrunn Beamte der Reichsbank gab, die mit dem Transport des Reichsbankgoldes nach Merkers befasst waren. Diese Erwähnungen gehen auf einen Bericht der Stasi zurück, die entsprechende Ermittlungen anstellte. Hier kann noch mitgeteilt werden, dass es tatsächlich neun Beamte waren, unter ihnen als Leiter der Gruppe der unselige Emil Puhl, Vizepräsident der Deutschen Reichsbank, NSDAP-Mitglied und nach dem Krieg fünf Jahre im Knast, ohne über die Depots im Schlosspark zu Reinhardsbrunn je ein Wort zu verlieren. Es war gewissermaßen Reichsgeheimnis und blieb es auch, da inzwischen die Russen von Thüringen Besitz ergriffen hatten. Selbstverständlich sickerten aus dem Umkreis dieser neun Personen einige Informationen über jenes ominöse Unternehmen an die Außenwelt. Im Wesentlichen drang Folgendes durch:
1. Vom neunzehnten bis zum dreiundzwanzigsten Februar hielt sich der Staatssekretär Fritz Reinhard bei den Beamten auf und gab ihnen Anweisungen.
2. Am einundzwanzigsten sei der Goldtransport in Erfurt angekommen. Am zweiundzwanzigsten ging er weiter nach Merkers.

3. In der Nacht vom einundzwanzigsten zum zweiundzwanzigsten wurden vierundzwanzig LKW mit elftausendfünfhundert Goldbarren beladen und fuhren nach Reinhardsbrunn, wo sie sofort in den erwähnten Depots eingelagert wurden.
4. Etwa achttausenddreihundert Goldbarren seien am zweiundzwanzigsten nach Merkers transportiert worden.
5. Der Goldtransport, der aus Berlin kam, habe jedoch dreiunddreißigtausend Goldbarren umfasst, es seien also über dreizehntausend weitere Goldbarren in Thüringen eingelagert worden.
6. Der Staatssekretär Fritz Reinhard befand sich vom November vierundvierzig bis Anfang April fünfundvierzig in Thüringen. Sein Standort war nicht das Schloss Reinhardsbrunn, sondern der Gabelbach bei Ilmenau. Er arbeitete dort mit einem Kommando zusammen und ließ große Mengen Goldbarren einlagern (Reinhard war in Ilmenau aufgewachsen, sein Vater war dort Bergwerksbesitzer oder Betreiber oder Direktor gewesen. Reinhard kannte jeden Berg und jeden Baum in dieser Gegend).
7. Das Gold im Park von Reinhardsbrunn befindet sich in kleinen, verschlossenen Munitionskisten. Jede Kiste enthält acht Barren von je zwölfeinhalb Kilogramm, sie wog daher zwei Zentner.
8. Im fünften Depot befinden sich Dokumente der Reichsbank in mehreren großen Kisten.
9. Weitere Golddepots existieren südlich von Espenfeld.

So weit zu den Informationen aus dem Kreis der Bankbeamten. Zu Punkt neun muss gesagt werden, dass südlich von Espenfeld drei Häftlingslager existierten und zwar ein so genanntes Zeltlager in unmittelbarer Nähe des jetzigen Denkmals und zwei Lager am so genannten Gottesholz. In einem davon gab es nur Bergarbeiter. Die Häftlinge aller Lager arbeiteten in der Hauptsache im Bereich der Lager. Nur wenige marschierten ins Jonastal, arbeiteten dort aber nicht an den sichtbaren Stollen, sondern vielmehr nach Arnstadt zu beiderseits des Jonastals. Rechts von jener Straße, die vom Zeltlager nach Siegelbach verläuft, im Bereich des Waldes, befinden sich Arbeitsspuren unmittelbar an der Straße. Dort wurden anscheinend Stollen in den Berg getrieben. Darüber hinaus heißt es in einem Brief vom Februar neunundneunzig, der in Argentinien geschrieben wurde und dessen Verfasser ein ehemaliger Standartenführer ist, dass im Gottesholz

bei Espenfeld Kunstgüter eingelagert wurden. Es gibt eine weitere Information aus Bankkreisen. Ein Direktor Winkelmann von der Reichsbanknebenstelle Erfurt, Krämpferring dreißig, hat nach dem Krieg vertraulich Folgendes mitgeteilt: Goldlieferungen nach Thüringen begannen ab April vierundvierzig. Es soll sich um insgesamt achtzehntausendfünfhundert Goldbarren gehandelt haben, die in Thüringen eingelagert wurden.

Jene Goldbarren, die nach Merkers gingen, es handelt sich um achttausenddreihundert, sollten gefunden werden. Sie rechnen nicht zu jenen achtzehntausendfünfhundert. Außerdem erhielt die Nebenstelle Erfurt am dreiundzwanzigsten Januar fünfundvierzig eine Sendung von fünfhundertfünfundzwanzig Goldbarren, die sich in einhundertfünf kleinen Munitionskisten befanden. Am zweiten April wurden diese Kisten auf Anweisung des Staatssekretärs Fritz Reinhard, der sich zu dieser Zeit in Thüringen befand, nach Weimar zum Hotel „Elefant“ gebracht. Sie sollen von dort am sechsten April nach Norden abtransportiert worden sein. (Der Mann hat recht. Sie wurden mit zwei LKW in den Raum Neustadt nördlich von Nordhausen gekarrt. Die LKW fuhren in einen Stollen. Dort stehen sie, nach wie vor beladen, noch heute. Der Stolleneingang wurde zugesprengt.)
Außerdem, so Winkelmann weiter, kamen dreihundert große Kisten mit Kunstgegenständen am siebenundzwanzigsten Februar per Reichsbahn aus Litzmannstadt (heute Lodz in Polen) nach Erfurt und wurden am achtundzwanzigsten in die Reichsbanknebenstelle gebracht. Sie wurden am zehnten und elften März mit jeweils sechs LKW abgeholt. Das Kommando bestand aus einem Oberst Igstaedt und siebzehn SD-Angehörigen. (Wieder hat er recht. Der Verfasser des Buches verfügt über die Kopie eines Dokuments, in dem von diesem Transport aus Litzmannstadt die Rede ist. Eine Veröffentlichung wurde leider untersagt.)
Die weitere, darauf bezugnehmende Information stammt von einem Angehörigen des Begleitkommandos. Beide LKW Transporte verließen Erfurt unter Führung von Oberst Igstaedt und führen Richtung Osten bis Apolda und weiter nach Dorndorf-Steudnitz in den Tautenburger Wald. Die Einlagerung erfolgte in der Nähe des Observatoriums in einer Stollenanlage mit einundzwanzig Stollen, von denen neunzehn bereits mit Kisten belegt waren.

Zu diesem Standort gleich noch Folgendes: Ein Oberstleutnant (der Name soll nicht genannt werden) hat mit einem Zehnmann-kommando am vierten April mit drei LKW dreiundachtzig große Kisten im Hotel „Elefant“ in Weimar abgeholt. Dabei soll es sich um Kunstgegenstände aus Deutschland gehandelt haben. Sie wurden in dieselbe Stollenanlage wie oben beschrieben eingelagert. Nach den Angaben eines Teilnehmers soll es sich jedoch um dreizehn Stollen gehandelt haben, die jeweils vierundfünfzig Meter lang waren. Nach langwierigen Untersuchungen vor Ort ergab sich, dass in Wahrheit an diesem Standort zwei Stollenanlagen existieren, die unmittelbar gegenüber liegen und deren Stollen voneinander wegführen, also jeweils in die entgegengesetzte Richtung.

Kehren wir zurück zum Schloss Reinhardsbrunn. Das Ministerium für Staatssicherheit wusste schon in den Sechzigerjahren sowohl von der Tatsache, dass das Schloss Beamte der Reichsbank beherbergt hatte, als auch davon, dass von dort aus Kunstgegenstände im Depot gelagert wurden.

So erschienen die Spürnasen des Herrn Mielke folgerichtig neunzehnhundertachtundsechzig im Schloss und wollten es endlich wissen. Die Suchgruppe, die auf dem Gebiet der Kunstgutverlagerung damals tätig war, umfasste zwanzig Genossen. Das bisherige Ergebnis war spärlich gewesen. Nun tauchten sechs Mann in Reinhardsbrunn auf, man schrieb den dreiundzwanzigsten Mai, und die Genossen nahmen im Hotel Quartier. Ein Major leitete die Gruppe. Anderntags liefen sie, den Blick zu Boden geheftet, suchend durch das gesamte umliegende Gelände. Über Instrumente verfügten sie nicht, ihre Aufmerksamkeit galt lediglich gewissen augenscheinlichen Bodenveränderungen. Sie machten zwei Stellen aus, die ihnen auffällig erschienen, beschafften sich Schaufeln und Hacken in Friedrichroda und begannen an einer Stelle zu graben. Sie machten ein Loch, zwei mal zwei Meter und gruben im Schweiße ihres Angesichts drei Meter tief. Dies war für Leute, die gewöhnlich nur herumliefen und horchten oder ansonsten am Schreibtisch saßen, eine ungewöhnliche Leistung. In drei Meter Tiefe stießen sie auf Beton. Aufgeregt stellten sie fest, das dieser Beton aus drei Platten bestand, die zweieinhalb Meter lang waren und standen nun ratlos, da sie nicht zu bewegen waren.

Guter Rat war teuer. Der Major ließ einen Kran aus Tarbarz kommen, schickte den Kranfahrer nach Hause, organisierte einen Genossen Kranfahrer von der Bezirksdienststelle in Erfurt, wobei gleich der stellvertretende Chef von dort mit anrückte, und am achtundzwanzigsten siebzehn Uhr wurde die Platten nacheinander gehoben.
Die Genossen Tschekisten fluchten, als sie die Munitionskisten erblickten. Scheiße, große Scheiße, was sollen wir mit Munition. Einer ging runter und wollte eine Kiste hochhieven, woraufhin er verblüfft feststellte, dass sie nicht zu bewegen war. Sie war ihm einfach zu schwer. Mit dem Kran holten sie schließlich eine an den Grubenrand und brachen sie auf, da sie mit einem Schloss versehen war.
Der Major glotzte wie alle anderen gleich dem Ochsen vor dem neuen Tor, als sie das Ölpapier zurückschlugen und blankes Gold in den Reinhardsbrunner Himmel schimmerte. Er hob mühsam und mit grenzenloser Verblüffung einen Barren aus der Kiste, um zu sehen ob er träume oder ob das Leben noch real sei. Das Ding wog einen Viertelzentner. Acht Stück davon lagen in der Kiste. Weil sie es nun immer noch nicht glaubten, holten sie weitere zwei Kisten aus dem Betonsilo, brachen sie auf und stießen auf immer das gleiche Ergebnis.
Es ist nicht anzunehmen, dass die Genossen, die da ungläubig in die Grube glotzten, sich über die Tragweite ihrer Entdeckung bewusst waren. Unter ihren Augen, in drei Meter Tiefe, lagen viele Millionen Westmark, wenn man den damaligen Goldkurs zu Grunde legt. Was war dagegen der spätere Milliardenkredit des Franz Josef Strauß. Den musste man sich mühsam erkämpfen, während hier, hochgerechnet, mit einem Aufwand von vielleicht zweitausend Ostmark mit einem Schlag und ganz und gar mühelos sich die DDR sanieren konnte.
Rasch wurden die Kisten wieder hinabgelassen, die Betonplatten draufgelegt, eine Zweimannwache bestimmt, die alle drei Stunden abgelöst wurde, mit dem Genossen der Bezirksverwaltung eine Absperrung des Gebiets vereinbart, und schon eilte unser Major ans Telefon, um dem Genossen Oberst in Berlin mitzuteilen, dass etwas sehr, sehr wichtiges gefunden worden sei, welches seine sofortige Anwesenheit erfordere. Der Oberst hingegen ließ sich nicht aus der Ruhe bringen, vor allem nicht

um die Nachtruhe, wenngleich er versprach, so früh als möglich am anderen Morgen aufzutauchen. Vier von den sechs Mann, zwei mussten immer Wache schieben, feierten am Abend ihren Erfolg. Da wurde tüchtig einer auf die Lampe gegossen, wobei der Major freilich zur Zurückhaltung mahnte, wegen des Postendienstes.

Anderntags, man schrieb den neunundzwanzigsten Mai, erschien der Oberst aus Berlin in Begleitung von drei Offizieren im Schloss Reinhardsbrunn und meinte, nachdem ihm der Major Meldung gemacht hatte, er wolle ihn wohl zum Narren halten. Mit dem Oberst war übrigens ein Herr erschienen, dessen Name Paul Enke lautete.

Nachdem die beiden sich davon überzeugt hatten, dass der Major nicht gelogen hatte, ging alles rasend schnell. Mittags zwölf Uhr erschienen LKW von der Bezirksdienststelle, wurden mit kleinen Munitionskisten beladen und fuhren neunzehn Uhr ab nach Berlin. Zielort war das Ministerium für Staatssicherheit. Zwanzig Uhr verließen die Berliner Genossen unter Leitung des Oberst das Areal, um noch vor den LKW die Zentrale zu erreichen.

Am nächsten Tag bohrten sich die Genossen mit erhöhtem Eifer und mit noch größerer Begeisterung am anderen Standort in die Erde und hofften, in drei Meter Tiefe wiederum fündig zu werden. Aber da war nichts. Sie gruben noch ein Meter tiefer. Da war immer noch nichts. Da es ihnen bei dieser Tiefe ein wenig schwummrig wurde, und da es riskant schien, angesichts der Erdmassen über ihnen weiterzumachen, brachen sie kurzerhand die Arbeit ab und schaufelten wieder zu. Der Major meinte, dass die Nazischweine hier wohl nichts mehr vergraben hätten.

Sie fuhren am dritten Juni nach Berlin zurück. Der Empfang beim Minister fand am fünfzehnten Juni statt. Es wurde gelobt, befördert und prämiert. Natürlich in aller Stille. Ein Dutzend Genossen wussten von dem allen. Der Oberst erhielt zehntausend Ostmark. Der Genosse Enke gleichfalls. Die Sechs waren mit fünftausend Ostmark dabei. Das Ganze war mit fünfzigtausend Mark ein glänzendes Geschäft. Es ist nicht vorstellbar, dass einem dieser Genossen der Gedanke durch den Kopf fuhr, dass an diesem Gold viel Blut klebte. Viel mehr mag ihnen der Gedanke gekommen sein, das alles gut war, wenn es nur im Interesse der Arbeiterklasse geschah. Und die verkörperten sie natürlich selber.

Aber, zum Teufel, wo sind die Barren geblieben? Hat sie die Staatsbank der DDR gehortet? Hat sie Mielke behalten? Wohl kaum. Hat sie Golodkowski verscheuert? Wie sollte das zugehn? Dreitausendzweihundert Goldbarren können doch nicht in aller Stille verkauft werden. Sind sie in die Rüstung gegangen? Wo sind sie geblieben, kann man da nur fragen. Oder sind sie einfach in das Fass ohne Boden geflossen, das DDR hieß?
Fragen über Fragen, die aber beantwortet werden können, da ein Teil der Leute noch lebt. Außerdem, das Gold war mit dem Reichsbankstempel versehen. Hat man ihn beseitigt? Wurden sie neu gestempelt?
Übrigens, die Gesamtmenge der eingelagerten Goldbarren ist geradezu unglaublich, denn bis Mitte vierundvierzig hatte das Deutsche Reich schon über vierundzwanzigtausend Barren in die Schweiz transportiert, damit importierte kriegswichtige Rohstoffe in Devisen bezahlt werden konnten.
Hatte Reinhardt doch recht, als er während des Krieges auf die gesunde Finanzlage des Reiches verwies?
Hier bleiben tatsächlich viele Fragen offen. Eines jedoch ist den staatlichen Stellen der Bundesrepublik anzuraten, nämlich eine gründliche Untersuchung des Schlossparks von Reinhardsbrunn, wobei es nicht so sehr auf die Milliarden in Gestalt von Goldbarren ankommt, da diese sowieso von dem Moloch Staat verschlungen werden, sondern vielmehr auf das Kunstgut in den Fluchtstollen. Russen, Polen und Holländer würden uns dankbar sein.
Kehren wir zurück zu Oberstleutnant Gerhard Disohp und lassen wir ihn sprechen, als ob er noch lebte, obwohl er doch seit dem einundzwanzigsten März fünfundvierzig in trauter Gemeinschaft mit fünfundsechzig anderen im Raum Krätzersrasen oberhalb von Steinbach liegt. Er hat uns immer noch Erstaunliches mitzuteilen.
„Am 29. Januar, einen Tag vor dem zwölften Jahrestag der Machtergreifung, erschienen zu Mittag auf dem Schlossgelände elf Kraftwagen mit insgesamt siebenundzwanzig Personen. Diese Leute waren allesamt in aufgeräumter Stimmung und aufgekratzter Laune, da sie doch wie wild durcheinander sprachen und sich zu überbieten versuchten. Es schien, als hätten sie auf dem Weg nach Schloss Reinhardsbrunn bereits mehrere Cognacs gekippt.

Ich erkannte den dicken Göring, der überhaupt nicht zu übersehen war, den humpelnden Goebbels, den steifen Himmler, den bulligen Bormann, den eitlen Keitel, den schönen Speer, den kleinen Saukel, den General Adolf J., der selbst Keitel überragte und überaus militärisch daherkam, Dönitz von der Marine, der wie ein stolzer Kreuzer inmitten der Gruppe von Würdenträgern schwamm, und einen mir unbekannten Japaner, der uniformiert und höflich neben dem Reichsmarschall dahintippelte. Ach ja, den Oberst Lenke erkannte ich noch, der sich anscheinend nicht sehr wohl fühlte als Mann vor Ort in einer durchaus diplomatischen Umgebung. Alle anderen waren mir unbekannt.
Aus der Küche erfuhr ich später, dass das Essen lange vorbereitet worden war. Es hätte Rehrücken mit Thüringer Klößen gegeben und der Reichsmarschall hätte sich hernach die Köchin kommen lassen und ihr für das exquisite Menü gedankt. Er hätte sie dringend gebeten, ihm das Rezept der Soße mitzuteilen, die ganz formidabel gewesen sei. Sie, die Köchin, sei diesem Wunsch selbstverständlich hoch geehrt nachgekommen."
So weit der Oberstleutnant.
Was er freilich nicht wissen konnte und was auch die Köchin nicht ahnte, war der Umstand, dass bei dem dicken Göring dieses höchst verzwickte und nur wirklich Eingeweihten gelingende Rezept vollkommen verloren war und leider nicht mehr zur Anwendung kam. Ab Mai befand er sich in einem Lager und später in einem Gerichtsgefängnis. An beiden Orten war eine Zubereitung dieser Soße so gut wie unmöglich. Und nachdem sich Göring entleibt hatte, war die Soße sowieso vergessen.
Der Oberstleutnant erkannte jedenfalls zehn Personen. Was den Japaner betrifft, so handelte es sich um den Botschafter in Deutschland. Er hieß Oshima Hiroshi, hielt sich schon seit neunzehnhundertvierunddreißig in Deutschland auf, war General und besaß Hitlers Vertrauen.
Die anderen Personen waren: General Heinz Jost, Vorgesetzter von General Adolf J., Oberst Gustav Streve, verantwortlicher Offizier für die Führerhauptquartiere, Hans-Heinrich Lammers, Leiter der Reichskanzlei, Generaloberst Alfred Jodl, Chef des Wehrmachtführungsstabes, Ernst Kaltenbrunner, SS-Obergruppenführer, Chef des Reichssicherheitshauptamtes, Gauleiter von Sachsen Martin Mutschmann, Gauleiter von Danzig Albert Forster,

Reichsbankpräsident Walther Funk, SS-Gruppenführer Hermann Fegelein, Verbindungsoffizier zwischen Himmler und Hitler, einer der übelsten Karrieristen innerhalb der SS, Oberstgruppenführer Kurt Daluege, Stellvertreter Himmlers, SS-Oberführer Viktor Brack, unter anderem Mitverantwortlicher für die Vernichtungslager in Polen, SS-Obergruppenführer Gottlob Berger, Leiter SS-Hauptamt, SS-General Hans Kammler, Chef der Amtsgruppe C - Bauten und Werke im Wirtschaftsverwaltungshauptamt, verantwortlich für „Olga“, „Jasmin“, „Burg“, SS-Brigadeführer Richard Glücks, Inspekteur der Konzentrationslager, SS-Hauptsturmführer Albert Schwarz, verantwortlich für den Einsatz von KZ Häftlingen außerhalb des Lagers Buchenwald, SS-Standartenführer Oskar Mühlheim, Oberingenieur und Chef des Baustabes der SS-Leibstandarte „Adolf Hitler“ auf der Klipper (Truppenübungsplatz Ohrdruf).
Es war die leibhaftige Führungselite des Großdeutschen Reiches, die da durch das Eingangsportal des Schlosses schritt, immer noch selbstbewusst und als schien sie nach wie vor vom Endsieg überzeugt.
Die Mehrzahl dieser Leute war am frühen Morgen zwischen acht und neun Uhr mit drei Ju zweiundfünfzig auf der Horst südlich von Holzhausen gelandet. Das Areal gehörte (und gehört immer noch) zum Truppenübungsplatz Ohrdruf. Nach der Landung der Flugzeuge, die gewisse Abstände einhielten, strömten die Herren zu einem aufgebauten Zelt und nahmen, da es kalt war, einige Drinks zu sich, wobei sie auf den Rest der Truppe warteten, der mit Personenwagen herangekarrt kam. Darüber wurde es zehn. Sodann zwängten sich alle in bereitgestellte Wagen und fuhren über die Klipper ins Jonastal.
Im Jonastal fuhren die Wagen zu einem Bereich in der Nähe der so genannten Hohen Leite und parkten unmittelbar neben der Straße. Minister und Offiziere überschritten die Straße, liefen etwa zwanzig Meter und standen vor einem drei Meter tiefen Loch, dass mit einer bequemen, wenn auch etwas rustikalen Treppe versehen war. Der Schacht war zu diesem Zeitpunkt bereits fast acht Jahre alt und hat seine eigene Geschichte, die, nebenbei, vielleicht auch interessiert. Neunzehnhundertsiebenunddreißig hatte ein Bauer, Eigentümer dieses Geländes in der Größe von genau neunhundertzweiunddreißig Quadratmetern, das für ihn unfassbare Glück,

dieses vollkommen unfruchtbare und steinige Stück Land für sage und schreibe achthundert Mark (ein stolzer Preis für damalige Verhältnisse) an das Land Thüringen zu verkaufen. Der Staat wollte es unbedingt haben, was der schlaue Bauer natürlich auszunutzen verstand. Er verkaufte es im Mai siebenunddreißig nach zähem Gefeilsche. Ein Jahr später sah er, dass dort Steine gebrochen und zum Truppenübungsplatz geschafft wurden. Da waren Leute in Uniform und eine Firma aus Ohrdruf.

Nun, es war keine Firma aus Ohrdruf, sondern eine Truppe von zehn Mann, militärisch organisiert, da sie der Organisation Todt angehörte und in einer Kaserne in Ohrdruf stationiert war. Die Männer, sie bezeichneten sich als Tunnelbauer aus dem Salzburgischen, begannen mit ihrer Arbeit am dreiundzwanzigsten Juni achtunddreißig und beendeten sie am fünfundzwanzigsten April des folgenden Jahres. In dieser Zeit machten sie den drei Meter tiefen Schacht und von unten aus einen Stollen, der in Richtung Ost-Süd-Ost führt und der am Ende genau einhundertfünfzig Meter maß. Von dem allen wusste der Bauer natürlich nichts. Die Tunnelbauer waren zum Schweigen verpflichtet worden.

Die nächste Information stammt erst aus dem Jahr einundvierzig. Was in der Zwischenzeit im Berg geschehen war, kann man sich nur vorstellen. Die Information jedenfalls geht auf einen Volksdeutschen zurück mit Namen Gerhard G. Er war neunzehnhundertzweiundzwanzig in Posen zur Welt gekommen, und, nachdem er das Verhalten der Nazis gegenüber den Juden kritisiert hatte, kurzerhand im Juni Neunzehnhunderteinundvierzig verhaftet worden. Der Transport, mit dem er ins Altreich kam, umfasste fünfundsiebzig Mann, wobei er der einzige Deutsche war. Alle anderen waren Polen und Juden. Am dreizehnten August erreichte der Transport sechs Baracken in Buchenwald, die zu diesem Zeitpunkt mit fünfhundertfünfzig Häftlingen belegt waren.

Am vierzehnten September marschierten fünfundfünfzig Mann, darunter unser Gerhard G. nach Crawinkel. Er war wieder der einzige Deutsche, die anderen waren Russen und Polen. Von Crawinkel aus gingen am fünfzehnten Oktober dreiundfünfzig ausgewählte Häftlinge auf den Marsch ins Jonastal, darunter G. Sie ereichten den oben beschriebenen Schacht, liefen durch den

Stollen, der zwei mal zwei Meter maß und erreichten nach einhundertzwanzig Metern achtundzwanzig Räume von jeweils vier mal vier Metern Grundfläche. Die Zimmer befanden sich alle auf einer Ebene auf einer Fläche von etwa fünfzig mal einhundert Metern. Sie waren in Form einer Acht angeordnet, wobei im Mittelpunkt dieser Acht ein größerer Raum lag. Alles befand sich im Rohzustand. Sie hatten lediglich die Aufgabe, die Räume zu verputzen und blieben bis zum siebenundzwanzigsten Dezember im Berg. G. machte Handlangerdienste. Das Material kam durch den Schacht und durch den Stollen.
Sie marschierten nach Crawinkel und am vierten Januar zweiundvierzig wieder zurück an die gleiche Arbeitsstelle. Jetzt blieben sie im Berg bis zum sechsten März. Die Räume wurden isoliert und anschließend vertäfelt. Dies geschah mit drei Zentimeter starken Holzplatten. Am Abend des sechsten März verließen sie das Objekt und sahen es nie wieder. Wofür es war, wussten sie nicht.
Von den folgenden drei Jahren kann wiederum nichts mitgeteilt werden, doch es ist anzunehmen, dass heftig an den Zimmern gearbeitet wurde, denn da es sich hier um das Lagezentrum des Führerhauptquartiers handelte, gab es ohne Zweifel noch viel zu tun in dieser Zeit.
Nun, die hohen Offiziere und Minister begaben sich in den Abgrund, ins Innere der Erde gewissermaßen. Statt sich um den Luftraum zu bemühen, der solche Bemühungen sehr viel nötiger hatte, bohrten sich die Nazis wie vernagelt in den Untergrund, als befänden sie sich noch im Ersten Weltkrieg.
Über ihren Köpfen wurde alles zerbombt und fiel in Stücke, und sie krochen unterdessen wie die Würmer durch die deutsche Erde und sprachen sich einander Mut zu. Das diese Veranstaltung im Jonastal eine Durchhalteschau war, lag ja wohl auf der Hand, inszeniert von Hitler und Bormann, und Bormann, der böse Geist des Führers, stand auch jetzt beobachtend im Hintergrund, in seinem bulligen Schädel zuckte kein Nerv, während die anderen von einer Bewunderung in die nächste fielen. Die Karte von Deutschland, ob sie noch zu gebrauchen war oder nicht, von unten beleuchtet, warf ihren milchigen Schein von dem riesigen Lagetisch an die Decke, und die Ahs und Ohs schwirrten durcheinander, während der Ing. Kammler, der geniale Schöpfer all dessen, seine Erläuterungen abgab.

Neben dem bereitgestellten Sekt wurde auch das Leitungswasser abgeschmeckt. Es war vorzüglich. Die Wasserspülungen der Toiletten wurden ausprobiert. Sie rauschten und flossen. Alles war perfekt. Aber wohin, zum Teufel, sollte die Scheiße der Generäle und jene des Führers, der es sowieso immerzu mit der Verdauung hatte, nun eigentlich fließen? Etwa zu jenem Frosch, der sich einige Hundert Meter weiter östlich am Rand der Weiße befand und noch immer vorhanden ist. Es würde sich ohne Zweifel lohnen, den Weg der Generalitätsscheiße einmal genau zu verfolgen.

Man würde nämlich nicht nur auf das Lagezentrum stoßen, sondern vorher schon auf den gesamten Vorbereich mit Kontrollräumen, Waffenkammern, Versorgungsdepots und schließlich so-gar auf den zentralen Kommandobunker für das Objekt Olga. Dies alles jedoch bekamen die Herren nicht zu Gesicht. Die Mehrzahl von ihnen wusste nicht einmal davon. Stattdessen nahmen sie ehrfürchtig jene elf Räume in Augenschein, die dem Führer vorbehalten waren, welche aber nicht mit dem Führerbunker verwechselt werden dürfen. „Burg“ befand sich einige Kilometer entfernt und war ein völlig autarkes System.

Nachdem auch Göring und Goebbels starke Sprüche von sich gegeben hatten, krochen die illustren Besucher des letzten Lagezentrums des Großdeutschen Reiches, das niemals benutzt werden würde, benommen und nun schon ein wenig alkoholisiert (außer Himmler, der niemals trank und in dieser Hinsicht seinem Führer nacheiferte) ans Tageslicht, um sich zum verdienten Mittagsmahl zu begeben.

Wir wollen sie ziehen lassen, ohne jedoch die hundertsechsundzwanzig Kisten zu vergessen, unter denen sich mit Bernsteinarbeiten gefüllte befinden, um eine falsche Spur zu legen. Bleiben wir noch ein wenig im Jonastal. Fünf Jahre später nämlich, am fünfundzwanzigsten Mai neunzehnhundertfünfzig, wird im Ministerium für Finanzen des Landes Thüringen voller Verwunderung ein Brief an die Grundstücksverwaltung des Finanzamtes Arnstadt geschrieben. Ein Herr Gralla möchte definitiv wissen, was es mit den auf den Namen des Thüringer Staatsfiskus eingetragenen Grundstücken im Kreis Arnstadt auf sich hat. Es wird unter anderem ein Grundstück in der Größe von neunhundertzweiunddreißig Quadratmetern genannt, welches im

Jonastal liegen soll. Darüber hinaus wird ein acht und ein vier Hektar großes Grundstück genannt, die in der Nähe des Jonastals liegen. Kurz gesagt, es ging darum, von den Nutzern der Grundstücke die entsprechende Steuer zu erheben, nicht etwa um die Aufklärung des Umstandes, dass sich das Land Thüringen im Besitz von gewissermaßen nutzlosen Ländereien sah.
Die Nutzer, die, wie später erzählt wurde, als Wächter noch immer im Schoß der Erde unter diesen Ländereien saßen und von den Vorräten zehrten, die in praktisch unbegrenzten Mengen dort gelagert waren, konnten vom Fiskus zur Zahlung von Steuern nicht herangezogen werden, da sie unbekannt und nicht erreichbar waren. Sie tauchten nur auf, wenn es unbedingt notwendig war, und verschwanden gleich wieder in ihre eigene Welt, in der sie komfortabler leben konnten als in jener über ihren Köpfen.
Das sie komfortabler lebten, darauf könnte auch ein Brief hindeuten, der schon neunzehnhundertsiebenunddreißig geschrieben wurde. Er entstand am einundzwanzigsten April dieses Jahres in Treuchtlingen bei München. Da schreiben die Jura Marmorwerke in Gundelsheim an die Bauverwaltung des Kreisamtes in Arnstadt, dass ihnen mitgeteilt worden sei, es wären im Kreis Arnstadt größere Bauvorhaben geplant. Sie möchten dabei mithelfen und ihren Travertin anbieten. Sie hätten ihn unter anderem in Deutschgelb, in Taubengrau und sogar in Goldgelb. Der letztere Travertin wird die Nazis, von denen das Bauamt in Arnstadt heftig durchsetzt war, besonders gefreut haben, befand sich diese Farbe doch in schönem Gleichklang mit der Farbe ihrer Uniformen. Aber worauf es bei diesem Schreiben besonders ankommt, ist der Umstand, dass die Firma auf Reverenzen verwies, deren sich die Bauverwaltung doch bitte bedienen möchte. Es wird ein Herr Prof. Albert Speer aus Berlin benannt sowie die Werksteinarbeiten für das Reichsparteitagsgelände in Nürnberg.
Der Herr Prof. Albert Speer hatte es im Jahr fünfundvierzig längst bis zum Rüstungsminister gebracht und war an jenem Ausflug ins Jonastal beteiligt. Er brachte auch die Skizze Hitlers für seine „Burg“ schon neunzehnhundertvierzig zu einer ausgereiften Phase, sodass auf der Stelle mit dem Bau begonnen werden konnte.

Am einundzwanzigsten November, dem Tag des Abbruchs aller Zelte in Rastenburg, besuchte er sogar gemeinsam mit seinem Adolf den Führerbunker, um die Abschlussarbeiten in Augenschein zu nehmen und die Brauchbarkeit zu überprüfen. All dies sucht man jedoch in seinen Büchern, die er nach dem Krieg schrieb, vergebens.
Dieser Mann, ein Meister im Vergessen, verstand es, Hundert-
tausende seiner Leser auf das infamste zu belügen und ihnen zu suggerieren, er wäre eigentlich ein Ehrenmann gewesen. Doch darüber ein andermal und in einem anderen Buch.
Folgen wir nun der Truppe in das Schloss Reinhardsbrunn, wo es beim Mittagessen ja nicht nur um eine schmackhafte Soße ging. Außerdem warten dort noch unsere hundertsechsundzwanzig Kisten.
Die Inszenierung ging dergestalt weiter, dàss der Oberst Helmut Lenke vorgestellt wurde, welcher nun eine bemerkenswerte Rede hielt. Er meinte, das dritte Reich und der SD hätten alles getan, um nicht nur starke Verteidigungsanlagen zu schaffen, sondern es wären auch alle finanziellen Grundlagen gelegt worden, um selbst unter den ungünstigsten Verhältnissen einen Weiterbestand der Bewegung zu garantieren. Er hätte mit seinen Leuten riesige Depots mit Kunst- und Wirtschaftsgütern angelegt, dreihundert etwa, das Reichseigentum sozusagen, und es käme immer noch einiges hinzu, womit die Männer seiner Kommandos derzeit beschäftigt wären. Dies war der Extrakt seiner lapidaren und militärisch kurzen Ausführungen.
Viele der Anwesenden hatten, hinter vorgehaltener Hand freilich, schon von der Operation gehört, andere, wie zum Beispiel Keitel, Jodl und Goebbels hörten zum ersten Mal davon und fielen aus allen Wolken. Der Propagandaminister vernahm erstaunt und mit zunehmendem Ärger die Ausführungen des Oberst Lenke, weil er vom Führer nicht ins Vertrauen gezogen worden war.
Göring wusste natürlich davon, er hatte ja Offiziere, Mannschaften und Flakeinheiten zur Verfügung gestellt, war aber dann an der Operation nicht weiter beteiligt worden. Jetzt vernahm er zum ersten Mal etwas von den hervorragenden Erfolgen des Oberst Lenke und dachte sofort daran, dass dies der richtige Mann für ihn wäre. Umgehend bat er ihn nach dem Essen und

nachdem die Soßenfrage geklärt war, zu sich und meinte, er, der Reichsmarschall, wäre im Besitz von einer nicht unerheblichen Anzahl von Kunstwerken, die sozusagen zum Reichseigentum gehörten und untergebracht werden müssten. Ob er das übernehmen wolle? Der Oberst Lenke druckste verlegen herum und blickte Hilfe suchend nach seinem Herrn, dem General Adolf J. Der General trat hinzu und vertrat schließlich die Auffassung, dass der Oberst dem Reichsmarschall einige Wochen zur Verfügung stünde, falls es im Gau Thüringen ungehindert so weiterginge wie bisher. Lenke daraufhin: „Herr General, ich kann mich auf meinen Stab verlassen."

So fiel die Entscheidung. Am fünften Februar befand sich Lenke bereits in Karinhall und mischte Görings Leute auf. Die Operation lief wie am Schnürchen bis Mitte April. Es entstanden Dreißig Depots in der näheren und weiteren Umgebung von Karinhall. Sie wurden bis heute noch nicht gefunden. Lenke organisierte die Sache nur. Die meiste Zeit verbrachte er nach wie vor in Thüringen.

Himmler hielt sich übrigens einen knappen Monat später erneut in Thüringen auf und zwar vom fünfundzwanzigsten bis zum siebenundzwanzigsten Februar. An diesem Tag betrat er ein letztes Mal das Lagezentrum. Er wurde begleitet von seinem Ordonanzoffizier Dr. Wilhelm Führer und dem Oberstleutnant Wolfgang Hinkelmann, da Oberst Lenke bei Karinhall die Leute von Göring antrieb.

Sie, also Hinkelmann, Himmler und Führer, mussten bei dieser Gelegenheit leider miterleben, wie das schöne letzte Lagezentrum schnöde missbraucht wurde. Die ersten tausend von insgesamt Zehntausend Kisten waren bereits eingelagert worden und füllten schon einige Zimmer. Aber Himmler hatte sich bereits damit abgefunden. Er war ja gekommen, um die Einlagerung zu kontrollieren. Die Entscheidung, wofür letzten Endes das Lagezentrum zu verwenden war, soll bereits im Januar gefallen sein.

Wenden wir uns nun wieder dem Oberstleutnant Gerhard Disohp zu. Wir wollen hören, was er uns weiter zu erzählen hätte, lebte er noch.

„Ab fünften Februar waren vier meiner Soldaten mit den LKW im Einsatz. Jeder LKW fuhr jede Nacht drei Transporte von Rudisleben Polte II bis zur Wegscheide und von dort zum

Mardertal zu einer riesengroßen Anlage. Sie transportierten allein bis Ende Februar Achtzehntausenddreihundert mittelgroße Kisten bis zum Schachteingang. Insgesamt waren Neunzehn LKW dort eingesetzt.
Am vierzehnten Februar holte der Oberstleutnant Friedrich Istiko, Kommandeur eines Einlagerungskommandos, einhundertvierundvierzig große Kisten ab, die mit SU gekennzeichnet waren. Am selben Tag wurden einhundertdreißig große Kisten gebracht mit der Aufschrift PO. Sie wurden im Erdgeschoss des Schlosses in fünf Räumen zwischengelagert. Abgeholt wurden sie am neunzehnten ebenfalls vom Oberstleutnant Istiko.
Am sechzehnten brachte ein Oberst S. einhundertsechsundzwanzig große Kisten mit der Aufschrift SU. Von ihnen wurden auf Grund eines Befehls dreiundfünfzig unter den Arkaden abgestellt.
Am Nachmittag des neunten März kam der Oberstleutnant Kurt Gotmis und holte von den einhundertsechsundzwanzig dreiundsechzig Kisten. Am folgenden Tag erschien er erneut und holte die restlichen dreiundsechzig, wobei eine der Kisten, wie befohlen, zu Bruch ging.
Am fünfundzwanzigsten Februar wurden sechsunddreißig große Kisten mit der Aufschrift BE von Oberstleutnant Gotmis abgeholt. Am vierten März wurden von dem gleichen Oberstleutnant siebenunddreißig große Kisten mit der Aufschrift ES abgeholt. Ebenfalls am vierten März holte der Oberstleutnant Helmut Fipus vierunddreißig mittelgroße Kisten und ebenso am neunten März weitere sechsunddreißig. Dies waren französische Sachen. Der Oberstleutnant war auf dem Großen Inselberg stationiert.
Am vierten März erhielt ich den Befehl zur Tötung der Häftlinge. Sie wurden am fünften von meinen Soldaten im Wald bei Friedrichroda erschossen. Nachdem wir alle Spuren beseitigt hatten, verließ ich mit meinen Soldaten den Bereich des Schlosses. Wir machten uns auf den Marsch in den Kasernenkomplex Ohrdruf.
Eh ich's vergesse, und selbst auf die Gefahr hin, dass man mir nicht glaubt, ich muss noch sagen, dass es einen weiteren Schacht gibt und zwar hinter der Bahnlinie. Vom Schacht aus führt ein Stollen bis nordöstlich vom Kasernengelände bei Ohrdruf. Dieser Stollen ist nicht mit Kunstgütern belegt."

So weit der Oberstleutnant Gerhard Disohp. Der letzte Hinweis von ihm soll hier nicht kommentiert werden. Doch wo er recht hat, hat er recht.
Er spricht von insgesamt fünfhundertdreiundvierzig Kisten, die sozusagen umgeschlagen und eingelagert wurden. Darunter gab es siebzig mittelgroße. Der Weg dieser Kisten soll zuerst verfolgt werden. Da es sich um Kunstgegenstände französischer Herkunft handelt, sind sie mit Sicherheit in einem Stollen eingelagert worden.
Der Oberstleutnant Helmut Fibus, im Jahre Vierzehn in Hannover geboren, studierte in Göttingen Geschichte und ging im März achtunddreißig für zwölf Jahre zur Luftwaffe. Das heißt, es war seine Absicht. Er wurde Flugzeugführer und landete im Jahr zweiundvierzig bei Wangerin.
Stationiert wurde er auf dem Großen Inselberg und blieb dort bis zum zwölften März fünfundvierzig. Am zweiundzwanzigsten wurde er mitsamt seinen vierundzwanzig Soldaten getötet.
Die beiden Transporte, es waren seine letzten, gingen von Reinhardsbrunn über Tarbarz in Richtung Großer Inselsberg. Etwa in Höhe der Schöneleite bogen sie nach links ab und fuhren ein wenig Richtung Süden. Eingelagert wurde hart südlich der Herrenmauer. Es handelt sich um einen Stollen, der dreiundneunzig Meter lang ist und insgesamt eintausendachthundertdreißig mittelgroße Kisten mit Kunstgegenständen französischer Herkunft enthält.
In der Nähe, am so genannten Pantoffelweg, hat der Oberstleutnant hingegen eine große Anlage bauen lassen. Dort gibt es allerdings nur Russisches zu entdecken. Die Kisten soll er auf dem Güterbahnhof in Gotha geholt haben. An dem oben erwähnten Stollen haben zehn seiner siebenunddreißig Häftlinge von Februar bis zum September vierundvierzig gearbeitet.
Der Oberstleutnant Kurt Gotmis war in der Nähe der Waldgaststätte Veilchenbrunnen stationiert und zwar gemeinsam mit dem Oberstleutnant Friedrich Istiko. Es waren jedoch zwei unabhängig voneinander operierende Einlagerungskommandos. Insgesamt waren es achtundvierzig Soldaten und sechsundsechzig Häftlinge, die den beiden Kommandos angehörten. Die Baracken, es waren vier, befanden sich einige hundert Meter nördlich der Gaststätte.

Der Oberstleutnant Kurt Gotmis holte mit zwei Lkw am fünfundzwanzigsten Februar sechsunddreißig große Kisten mit Kunstgut aus Belgien von Reinhardsbrunn und fuhr über Crawinkel und Oberhof zum Veilchenbrunnen. Am achtundzwanzigsten lagerte er die Kisten genau nördlich von Zella-Mehlis im Raum Einsiedel ein. Es ist dies östlich vom Heinrichstal. Dort gibt es drei Anlagen, wovon zwei aus mehreren Stollen bestehen. Sie liegen in einer Reihe und gebührend weit voneinander entfernt. Gotmis lagerte in die mittlere Anlage ein, die nur belgische Sachen enthält.
Am vierten März holte er siebenunddreißig große Kisten mit Sachen estnischer Herkunft und lagerte sie am sechsten März in die oberste Anlage ein. Dort liegen nur Kunstgegenstände aus Estland.
In der unteren Anlage, es ist nur ein Stollen, befinden sich mittelgroße Kisten mit Kunstgegenständen aus Russland. Die Kisten für diesen Stollen wurden immer von der Polte II in Rudisleben geholt.
Am neunten und zehnten März holte Gotmis schließlich unsere einhundertsechsundzwanzig Kisten ab, darunter jene, die unter den Arkaden lagen. Unter Zurücklassung von Bernsteinsplittern fuhr er in Begleitung von neun Mann bis westlich der Berghütte Schneidersgrund. Es gab dort eine Anlage mit dreizehn Stollen, jeder fünfundsiebzig Meter lang. Es sind nur russische Kunstgegenstände eingelagert. Dies war der letzte Transport des Oberstleutnant Gotmis.
Es bleiben noch die beiden Transporte des Oberstleutnants Friedrich Istiko. Am vierzehnten Februar holte er einhundertvierundvierzig große Kisten mit der Aufschrift SU von Reinhardsbrunn und fuhr über Crawinkel und Oberhof zum Veilchenbrunnen. Am sechzehnten lagerte er ein, indem er mit zehn Lkw (den beiden Kommandos standen insgesamt zwölf LKW zur Verfügung) zum Rondell und bis zur Suhler Ausspanne fuhr und von dort bis südöstlich vom Schneidersgrund. Hier gab es eine weitere Stollenanlage mit acht Stollen.
Der zweite Transport mit einhundertdreißig Kisten erfolgte am neunzehnten Februar. Istiko fuhr bis östlich vom Spitzen Berg zu einer sehr großen Anlage, die nur Polnische Sachen enthält. Die Stollen wurden von insgesamt vierhundertdreißig Häftlingen aus

Crawinkel gebaut und zwar vom September zweiundvierzig bis zum Juli vierundvierzig. Dabei starben einhundertvierundvierzig Häftlinge.
Die Häftlinge der beiden Kommandos starben auch. Sie wurden am zwölften März erschossen. Die Soldaten und Offiziere verließen ihren Standort am sechzehnten März und begaben sich nach Ohrdruf in die Kasernen. Ihr Leben endete am dreiundzwanzigsten. An diesem Tag traf es sechsundneunzig Mann, darunter vierzehn Offiziere.
Ein halbes Jahr lang erinnerten noch die stehen gebliebenen Baracken an die Kommandos. Dann wurden sie abgebaut und in Oberhof wieder aufgebaut. Umsiedler zogen ein. Sie wussten nicht, wozu diese Baracken vorher gedient hatten.
Eine Person gab es jedoch, die es wusste. Es war dies der Wirt von der Waldgaststätte Veilchenbrunnen mit Namen Gerhard Reimann. Er wusste es, sagte aber nichts, da ihm nämlich zu Anfang des Monats März, es muss wohl der Fünfte oder der Sechste gewesen sein, der Schreck heftig in Kopf und Glieder gefahren war. Es kam ein leibhaftiger Oberst in seine Kneipe, den er allerdings hin und wieder mal gesehen hatte, den er aber durchaus nicht kannte. Der Oberst sah ihm starr ins Gesicht und sagte: „Hören sie mal, Herr Wirt! Hören sie mir mal zu und achten sie auf das, was ich zu sagen habe. Wenn Sie in der nächsten oder in der ferneren Zukunft ein Wort gegenüber wem auch immer verlieren über jenes, was Sie während der letzten Jahre hier oben gesehen haben, werden Sie ihr Leben verlieren. Desgleichen Ihre Frau und die Kinder. Haben Sie mich verstanden?“
Der Wirt stand sozusagen versteinert hinter dem Tresen, eine Hand am Bierhahn und die andere verkrampft um ein Glas, das sachte zitterte. „Jawohl“, flüsterte er, woraufhin der Oberst schrie: „Ich höre nichts, Herr Wirt, lauter! Haben sie mich verstanden?“ „Jawohl“, schrie der Wirt nun zurück und erschrak vor der eigenen Stimme.
Und in der Folgezeit, Gott sei’s geklagt, befiel den Wirt ein vages Gefühl der Furcht, wenn er zu sprechen begann, und er horchte misstrauisch den eigenen Worten hinterher. Man kann ohne Zweifel von einem krisenhaften Zustand sprechen, der jahrelang anhielt. Nur einmal, um die Mitte des Jahres siebenundvierzig,

als ihn ein Schulfreund aus Zella besuchte und beide allein saßen, um Erinnerungen auszutauschen, konnte er seine Zunge nicht mehr so recht dirigieren.
Sein Gegenüber behauptete nämlich, er, der Wirt, sei ja um alles drumherum gekommen im Krieg, indem er während der ganzen Zeit Bier ausgeschenkt habe. Reimann wurde zornrot und sagte, er sei eigentlich ein Opfer des Faschismus. Der andere lachte und fragte höhnisch: „Wie denn? Wenn du Opfer vom Faschismus bist, dann bin ich Oberopfer mit meiner Verwundung."
Der Wirt erzählte stotternd und mit großer Überwindung von dem, was ihm der Oberst angedroht hatte.
Der andere, erstaunt und skeptisch: „Was warn das für Truppen hier, was habn die gemacht?"
Der Wirt warf die rechte Hand zuerst nach Westen und dann nach Osten." Habn da gegraben un da. Habn sich in de Erde gebohrt?"
„Bunker habn se doch überall gebaut."
„Wie ich hinkam nachm Krieg, war aber alles zu. Nischt mehr da. Geht nich mit rechten Dingen zu. Das war Reichsrundfunk, die habn was Geheimes gemacht."
„Qatsch. Reichsrundfunk."
„Wenn ich dir sag! Un SD am Ärmel. Un Stücker sechzig Zivilarbeiter. Un e ganzes Dutzend LKW. Wie die wegwarn, bin ich hin. Wart ma, sechzenten sin die weg, achtzehnten bin ich hin. Die Baracken alle leer. Nur Schreibmaschinenpapier noch da. Paar Tausend Blatt. Stand immer obn drüber: Reichsrundfunk." Der Wirt warf einen misstrauischen Blick durch die Fenster zum Waldrand und sagte leise: „Ich hab Stücker fünfhundert mitgenommen. Un Schaufel un Hacken. Gute Schaufeln un gute Hacken. Gibts heute gar nich mehr."
Wie der andere darauf reagierte, ist nicht überliefert worden. Es können jedoch die unbestimmten Handbewegungen des Wirts in westliche und östliche Richtung einigermaßen erklärt und gedeutet werden, denn was er meinte, spielte sich in geringer Entfernung von der Gaststätte ab.
Entlang eines Waldweges westlich der Gaststätte, der in südwestliche Richtung verläuft, war in jeweils etwa hundert, zweihundert, dreihundert und vierhundert Meter Entfernung immer nur ein Stollen gegraben worden. Gearbeitet wurde an diesen Standorten vom Mai bis August Neunzehnhundertvierundvierzig

mit jeweils zehn Häftlingen. Die Gänge in der Erde sind immer ein Meter dreißig breit und in dieser Reihenfolge zehn, dreizehn, siebzehn und neunzehn Meter lang. Enthalten sind in der gleichen Reihenfolge einhundertdreißig Kisten tschechischer, einhundertdreiundachtzig lettischer, zweihundertfünfundzwanzig belgischer und zweihundertneununddreißig mittelgroße Kisten holländischer Herkunft. Alle Kisten waren von Rudisleben Polte II geholt worden.

Der Wirt machte aber auch eine Handbewegung nach Osten. In fünfhundert Meter Entfernung etwa befindet sich eine große Stollenanlage mit sehr langen Stollen. Die Zahl der Häftlinge, die dort arbeiteten, betrug vierhundertvierzig in der Zeit von Februar dreiundvierzig bis zum März fünfundvierzig. Die Zahl der Toten erreichte einhundertdreißig. Es liegen dort nur russische Sachen.

Was den Oberst betrifft, so könnte der Wirt durchaus die Wahrheit gesagt haben. Es handelte sich um den Chef aller Einlagerungskommandos im Raum Ilmenau, Oberhof und Meiningen. Er hieß Hans-Martin Zeidler und war gefürchtet wegen seiner Brutalität und wegen des Fanatismus, von dem er besessen war. Er war Jahrgang Neunzehnhundertfünfzehn. Studiert hat er Germanistik. Der Eintritt in die Partei erfolgte sechsunddreißig. Er hat, wie bekannt wurde, seine neue Identität bereits im Februar fünfundvierzig erhalten. Zeidler wurde Mitte März entlassen und schlug sich über Saalfeld bis ins Alpengebiet durch. In Süddeutschland hat er bis zum Jahr achtundvierzig bei einem Bauer gearbeitet. Danach tauchte er in München auf. Dort wartete in einem Verlag ein Posten auf ihn. Außerdem erhielt er das übliche Bestechungsgeld aus dem Ausland von seinem guten General. Er starb zweiundneunzig.

Rippentrops Schatz und Hitlers letzte Telefonnummer

Während bei der so genannten Kochschen Kunstsammlung außer Zweifel steht, dass die Mehrzahl der Kunstwerke Raubgut darstellt, kann man beim Rippentropschatz durchaus geteilter Meinung sein, was die Herkunft betrifft. Rippentrops Gemahlin, sie kam aus dem Hause Henkell, wo ihr Vater im Sektgeschäft tätig war, hatte Kunstwissenschaft studiert und war der Kunst derart zugetan, dass sie Unsummen ausgab, um solche zu erwerben, d. h. zu kaufen. Während des Krieges bot sich dafür die beste Gelegenheit, und sie scheint ihren Mann, dem Außenminister des großdeutschen Reiches, auf das heftigste dazu gedrängt zu haben, diese Gelegenheit zu nutzen. Ob es dabei immer mit rechten Dingen zuging, darf bezweifelt werden.

Im Laufe der Forschungsarbeiten im Zusammenhang mit dem Steinbruch am Gehlberger Bahnhof stießen wir auf seltsame Konstellationen und auf eine ominöse Person, die damit zu tun hatte.
Es handelt sich um den Standartenführer des SD Gerhardt Dittsu.
Der Mann hatte bis ‘38 Kunstgeschichte studiert und war im Oktober des selben Jahres zur Wehrmacht gegangen. Erstaunlicherweise begann er als Hauptmann in einem Sonderkommando des Außenministeriums, das im August ‘38 gebildet worden war. Dessen Aufgabe: Die Erfassung von Kunstgütern in einem zukünftigen Krieg. Der Leser irrt sich nicht. Es war dies im Jahr ‘38, und es handelt sich um das spätere berüchtigte Batallion des Barons Eberhard Freiherr von Künsberg.
Unser Hauptmann steigt, wie man so sagt, voll ein. Er wird Transportoffizier und bewerkstelligt 74 Transporte aus Polen, 65 Transporte aus Frankreich, und 135 Transporte aus der Sowjetunion ins Reich. Er beginnt mit dem ersten Transport am 11.9.39 in Polen und beendet diese Art der Transporte am 27.8.44 in der Sowjetunion.
Sein Kommando umfasst 25 Soldaten, und er verfügt über 8 LKW. Es waren dreieinhalb Tonner, die immer 23 große Kisten laden konnten. Ab dem 5.1.45 ist der Standartenführer mit seinen Mannen und den LKW in Gera-Heeresberg stationiert und hat von dort aus Transporte auszuführen.

Am dritten März 1945 lässt er in Gera fünf Wagons mit 230 großen Kisten und 25 großen Bündeln beladen. Davon gehören 100 Kisten und 14 Bündel dem Gauleiter von Ostpreußen, Erich Koch. Alles andere ist Eigentum des Reichsaußenministers von Rippentrop.
Der Standartenführer begleitet mit seiner Mannschaft die Wagons am 5.3. in der Nacht bis zum Bahnhof Gehlberg, wo sie früh sieben Uhr eintreffen. In der folgenden Nacht wird von 19 Uhr bis 6 Uhr früh durchgearbeitet, um den Inhalt der Wagons in den Steinbruch und damit in die Stollen zu befördern.
Die Anlage hat acht Stück, welche je 64 Meter lang sind. In zwei leeren Stollen werden die Sachen von Rippentrop und Koch verstaut. Die anderen sechs sind bereits mit holländischen Sachen gefüllt.
Der Standartenführer bleibt mit seiner Mannschaft vor Ort und lässt am Abend des 14.3. weitere 43 Kisten von Koch einlagern, die der uns schon bekannte Obersturmführer Paul Hennig aus Weimar herbeikarrt.
Nach der Sprengung am folgenden Tag schickt der Standartenführer seine Leute zweihundert Meter in Richtung Norden, wo sich an einem Waldweg der Eingang zu einem Einzelstollen befindet, der 73 Meter lang und drei Meter breit ist und in Richtung Westen verläuft. Aus Richtung Osten, von der Mühldelle her, kommen Fahrzeuge, die entladen werden müssen. Es handelt sich in diesem Fall um 140 große Kisten mit Kunstgegenständen aus oberschlesischen Museen.
Am 18.3. fährt der Standartenführer mit seiner Mannschaft per Reichsbahn nach Gera zurück und macht ab dem 20.3. noch fünf Transporte in den Raum östlich von Gera.
So weit zu den Aktivitäten eines Offiziers, der dem Rippentropschen Künsberg-Batallion angehörte, in Wahrheit jedoch, wie alle, die sich mit der Kunsterfassung oder besser mit dem Raub von Kunstgegenständen befassten, dem General Adolf J. unterstand.
Im Verlauf der ganzen Aktion im Steinbruch gegenüber dem Bahnhof Gehlberg fand sich ein Vertrauter oder vielmehr ein dienstbarer Knecht des Außenministers, der an einer etwas abgelegenen und verborgenen Felswand das Signum seines Herrn einhämmert, so etwa, als würde dort ein Hund seine Duftmarke

hinterlassen oder sein Revier bezeichnen. Alles meins hier, sollte das vielleicht heißen, jenes wie von einem dilettantischen Bildhauer eingemeißelte R mit der aufgesetzten Krone, die ein wenig von Größenwahn zeugt.
Als gesprengt wurde, stürzten die Felsmassen über dem Stolleneingang herab und verschütteten ihn mit tonnenschweren Brocken. Nach weit über fünfzig Jahren ist noch immer deutlich ein farblicher Unterschied zu erkennen gegenüber den alten Felswänden, von denen vor weit über 100 Jahren die Steine für den Streckenbau der Eisenbahn gebrochen wurden.
Das Ganze zog sich über Tage hin, der gesamte Bereich war abgesperrt gewesen, man ließ sich nicht gern beobachten. Doch es gab unter den wenigen Leuten, die im Tal und in Gehlberg wohnten, einige gewitzte und neugierige junge Burschen, die mit der sie umgebenden Natur vertrauter waren als die SD-Männer. Sie verfolgten und beobachteten alles und behielten es im Gedächtnis, wobei sie es allerdings damals nicht so recht einzuordnen vermochten.
Rippentrop selbst hatte in den Tagen danach Gelegenheit, den Standort seines versprengten Kunstschatzes zu besichtigen. Er erschien mit seinem Sonderzug am 23.3. um 1 Uhr in der Nacht, stieg am Bahnhof Gehlberg aus, ließ den Zug knapp dreihundert Meter weit in den Brandleitetunnel fahren und begab sich in seinen Bunker auf die Schmücke. Wenige Stunden vorher, 18 Uhr dreißig, war der Sonderzug Himmlers erschienen, der Reichsführer war ausgestiegen, hatte den Zug im Brandleitetunnel abstellen lassen und sich in die Nähe von Arnstadt in seinen Bunker begeben. In der gleichen Nacht erschien 2 Uhr dreißig der Sonderzug Görings und wurde gleichfalls im Brandleitetunnel deponiert. Der Reichsmarschall hatte ihn jedoch schon bei Hopfgarten hinter Weimar verlassen und sich per Pkw zur Autobahn begeben, hatte sie bei der Abfahrt Gotha verlassen und war westlich vom Bahnhof Georgental in einem Berg verschwunden. Diese Männer, zusammen mit anderen „Hohen Tieren“, wie man damals sagte, wozu selbstverständlich auch Hitler, Speer, Goebbels, Kammler und der General Adolf J. gehörten, warteten auf ein spektakuläres Ereignis, welches die Welt erschüttern sollte. Dies aber weist auf ein neues Buch hin, welches erst geschrieben werden muss. Es sei nur so viel gesagt,

dass Rippentrop sich am Nachmittag des 23.3. mit Göring, Speer, Himmler, Kammler und einem Abgesandten des Generals Adolf J., einem Oberstgruppenführer, traf, um ein schnelles Ende des Krieges herbeizuführen und um eine Fronde gegen Hitler zu bilden. Der Motor dafür war allerdings nicht Rippentrop, sondern Speer, der sich schon als Nachfolger sah. Das geheime Treffen fand im „Goldenen Löwen“ in Wechmar statt und dauerte bis 20 Uhr.

Am 27.3. 19 Uhr verließ der Sonderzug Rippentrops mitsamt dem Außenminister, der während der vergangenen Tage keine sehr rühmliche Rolle gespielt hatte, den Gehlberger Bahnhof. Er erreichte Berlin-Schönefeld um 2 Uhr am 28.3.

Rippentrop hatte sich demnach fünf Tage in Thüringen aufgehalten und genügend Gelegenheit gehabt, den Standort seines Schatzes zu inspizieren. Allerdings war es auch die letzte gewesen, denn am 1.10.46 wurde in Nürnberg das Todesurteil in der Angelegenheit Rippentrop gesprochen. Die Witwe, Anneliese von Rippentrop, wurde 1952 zur Zahlung von 50 000 DM an die Stadt Berlin verurteilt. Ein großer Teil ihrer Kunstwerke liegt ganz offensichtlich in der beschriebenen Stollenanlage im Steinbruch am Bahnhof Gehlberg. Die Erben der Frau von Rippentrop aus dem Hause Henkell hätten hier ein reiches Betätigungsfeld.

Fast sieben Kilometer vom Bahnhof Gehlberg entfernt, an der so genannten Wegscheide, waren mehrere Kommandos des SD tätig gewesen. Es entstanden einige große und einige dutzend kleinere Depots für geraubtes Kunstgut, unter anderen das Führer-depot, für das Lenke persönlich die Verantwortung getragen hatte.

Die Offiziere der Kommandos hielten sich mit Vorliebe im Waldgasthaus Wegscheide auf, wo immer mal tüchtig einer auf die Lampe gegossen wurde.

Dort war nun mit Beginn des Monats Januar ein Problem entstanden, welches Kopfzerbrechen bereitete. Der Wirt nämlich, ein kleiner Mann mittleren Alters mit einem runden Gesicht und mit dicken Brillengläsern, die von seiner Kurzsichtigkeit zeugten, und von dem man annahm, er sehe gar nichts, dieser vermaledeite Wirt hatte doch etwas gesehen. Er musste öfters nach Luisental laufen, wobei er unbekümmert den verbotenen und abgesperrten Weg benutzte und gelegentlich auf den Spuren der

Kommandos herumschnüffelte. Wenn er das Ergebnis seiner Schnüffeleien für sich behalten hätte, wäre alles gut gewesen. Er musste es jedoch dummerweise, als wäre er wie verbohrt und vernagelt, einem Offizier mitteilen, der bei ihm untergebracht war.
Da war guter Rat teuer. Rudolf Scholz, so hieß unser Wirt, war noch dazu Mitglied der NSDAP und eigentlich ein ganz passabler Parteigenosse. In anderen Fällen, was die Wirte im Thüringer Wald betraf, hatte der SD nicht lange gezögert und sie im geeigneten Moment umgelegt, wie heute immer noch erzählt wird. Im Falle Scholz gab es ein umständliches Hin und Her, bis die Anweisung kam, dass er erschossen werden müsse. Allerdings, so die Bedingung, seien entsprechende Gründe zu schaffen.
Die Entscheidung wurde Ende März getroffen, Rippentrops Schatz war schon längst in der Erde, der Amerikaner näherte sich bedrohlich schnell, und unser Rudolf Scholz stand währenddessen unter schärfster Observation.
Am Morgen des zweiten April, drei Tage, bevor die Amerikaner auftauchten, kam das böse Erwachen für unseren Wirt von der Wegscheide. Er wurde erst einmal von drei SS-Leuten tüchtig verprügelt, blutüberströmt auf einen Pferdewagen geschmissen und in den Ort Luisental bis vor die Gaststätte „Zum Luchs“ gekarrt. Dort warfen sie ihn auf den Fußsteig, einer bewachte ihn, und die anderen nahmen im „Luchs“ ein Glas zur Brust, um sich von ihren Anstrengungen zu erholen. Draußen, inzwischen hatten sich Einwohner des Ortes versammelt, um das arme Opfer zu bemitleiden, hob der verzweifelte, kleine Nazi Rudolf Scholz mit einer letzten Anstrengung seinen kugeligen, zerschundenen Kopf, und es schien, als wollte er der Welt schnell noch etwas sagen, aber da trat ihm der SD-Mann mit dem Stiefel auf die Kehle, wodurch nur noch ein ohnmächtiges Gurgeln zu hören war. Von Reaktionen des Publikums wird nichts berichtet. Kurz danach gings weiter, durchs Dorf bis zur so genannten Langenburg, wo unser Scholz sang- und klanglos nach einem Pistolenschuss den letzten Schnapper tat und im Wald verscharrt wurde.
Zweiundzwanzig Tage später fand ihn seine suchend umherirrende Frau, und unter Tränen begrub sie ihn auf dem Friedhof zu Luisental, an einer schönen, einsamen Stelle, welche vom Wald umgeben war, den er so sehr geliebt hatte. Dort steht sein Grabstein noch heute.

Sommer neunzehnhundertfünfundneunzig. Luisental hat Rudolf Scholz so gut wie vergessen, und es macht große Mühe, den Grabstein zu finden. Just zu dieser Zeit wird am Rand des Ortes beim Setzen eines Zaunes ein Skelett entdeckt. Bei ihm findet man eine kleine, unscheinbare Blechmarke, die verrät, dass es sich um das Skelett einer Frau handelt. Die gestanzten Buchstaben und Nummern lauten:

Clair W
Gassoway 0
35099433 T43-44 P

Bei einem solchen Fund beginnt ein Forscherherz oder besser ein Schriftstellerherz schneller zu schlagen. Der Möglichkeiten gibt es viele, und die Fantasie macht Bocksprünge, muss jedoch gezügelt werden. Die Wahrheit, nichts als die Wahrheit gilt es zu erforschen.

Kurz gesagt, Clair Gassoway war eine englische Lady, ausgebildet als Funkerin neunzehnhundertdreiundvierzig/vierundvierzig, vierundzwanzig Jahre alt, in London aufgewachsen, Bestandteil der dreiköpfigen Besatzung eines Douglas Jagdbombers vom Typ A-20 G x H mit unverstrebter Bugkuppel aus Plexiglas, Höchstgeschwindigkeit 545 Kilometer pro Stunde, Reichweite 1750 Kilometer, gestartet in Ostfrankreich, vom Himmel gestürzt nach Flakbeschuss und einer Explosion am dritten April neunzehnhundertundvierzig, wobei Glair Gassoway zur Ehre des vereinigten Königreichs von Großbritannien und Nordirland herausgeschleudert wurde und vom Himmel fiel, sich in die Erde bohrte und dort über fünfzig Jahre verblieb, wenige Kilometer von der „Burg“ entfernt, die der Bordschütze fotografieren sollte. Eine Minute später hätten die drei mit ihrer Douglas das Jonastal erreicht und ohne Zweifel dutzende Aufnahmen gemacht. Das war ihr einziger Auftrag. Wären sie jedoch vierzehn Tage früher geflogen, und, dem Flakbeschuss entkommen, entlang dem Tal sorgfältig fotografierend, wieder auf ihrem Heimatflughafen gelandet, dann hätte das alliierte Luftkommando bei einer gründlichen Auswertung der Bilder an einer bestimmten Stelle im Jonastal ein einsames Wehrmachtsauto entdeckt oder vielmehr einen auffälligen Personenwagen, der sie später vielleicht ans Ziel geführt hätte. Ja, wenn und hätte. Es hat nicht sollen sein.

Der tapferen Clair gedenkend, ist hier einzufügen, dass, nachdem Mitte März 1945 ein deutscher Oberleutnant bei Mainz übergelaufen war und dunkle Andeutungen gemacht hatte, die Alliierten tatsächlich verbissen die „Burg“ suchten, und, als sie sich endlich im Jonastal befanden, immer wieder haarscharf an den Zugängen vorbeischrammten. Sie fanden das letzte Hauptquartier Hitlers nicht.
Es gelang dies auch nicht den Russen, und, dem Himmel seis gedankt, auch nicht den Behörden der DDR.
Aber zurück zu unserem Auto im Jonastal. Es stand dort am achtzehnten März neunzehnhundertfünfundvierzig, zu Mittag etwa, und ihm entstiegen zwei Männer. Sie kamen vom Truppenübungsplatz Ohrdruf und waren mit einer Ju 52 gelandet.
Beide trugen Uniform, bei dem einen war sie goldgelb und bei dem anderen schwarz, und sie schleppten, das Ganze dauerte etwa eine Stunde, einige nicht sehr große Kisten zu einer Felswand, traten durch eine Offnung, liefen etwa hundert Meter innerhalb eines Berges, lagerten die Behälter ein und begaben sich wieder zum Auto. Der eine mit der Parteiuniform befand sich bereits am Abend wieder in Berlin, von daher waren sie nämlich gekommen, der andere hingegen flog mit einer anderen Maschine in die entgegengesetzte Richtung. Er war am Abend in München, traf dort einen General, der ihm unterstand, und übermittelte einen ungeheuerlichen mündlichen Befehl Adolf Hitlers, der den General erzittern ließ. Zu beider Ehre muss gesagt werden, dass sie sich bei dieser Gelegenheit schämten, dass der Befehl aber selbstverständlich erfüllt wurde. Doch darüber ein andermal.
Der Übermittler, jener in der schwarzen Uniform, war Heinz Jost, seit achtundzwanzig Angehöriger der NSDAP, Mitgliedsnummer 75946, SS-Brigadeführer und Generalmajor. Er war maßgeblich am Einsatz von SD-Gruppen beim Einmarsch in die Tschechoslowakei beteiligt gewesen und organisierte neunzehnhundertneununddreißig den Überfall auf den Sender Gleiwitz. Nach der Führung einer Einsatzgruppe im Osten und des SD in Riga verschwindet Jost Mitte dreiundvierzig in der Versenkung und steht für eine geheime Aufgabe seinem Führer treu zur Seite. Bis zum Kriegsende taucht er nur ein einziges Mal auf, gleich einem Kampfschwimmer, der sich nur unter Wasser bewegt und

für einen kurzen Augenblick den Kopf aus den Wellen hebt. Ein Dokument des Reichssicherheitshauptamtes, geheime Reichssache natürlich, eigentlich nur ein Zeitplan, verzeichnet seine Anwesenheit am zweiten November neunzehnhundertvierundvierzig auf den Truppenübungsplatz Ohrdruf gemeinsam mit Heinrich Himmler, Hans Kammler und Gustav Streve. Natürlich waren die vier nicht nur auf dem Platz, sondern auch gleich daneben, im Jonastal. Himmler wollte die „Burg“ sehen. Und Kammler, der Herr der Unterwelt, Höhlenmensch und großer Entwerfer fürs Unterirdische, dieser Kammler zeigte Himmler sein Werk in aller Ausführlichkeit und obwohl nur eine halbe Stunde dafür vorgesehen war. Kammler war eben stolz auf seine Arbeit. Der Herr Oberst Gustav Streve lief nebenher und freute sich über das letzte, schöne Hauptquartier im Innern der Erde. Er war verantwortlich für jene grässlichen Behausungen, deren es inzischen ein gutes Dutzend gab. Ob Oberst Streve zu dieser Zeit noch an den Endsieg glaubte, ist nicht überliefert. Kammler tat dies nicht mehr, obgleich er sich wenige Monate später noch zum General ernennen ließ und danach innerhalb der Machtstruktur angeblich über Göring und Speer stand.

Was aber, zum Teufel, trieb Jost dazu, an dieser wunderlichen Exkursion teilzunehmen? Das herauszufinden, sollte Aufgabe der Forscher und Historiker sein, die sich mit dem Nationalsozialismus und besonders mit dem Kriegsende befassen. Sie würden, davon können sie ausgehen, einen wichtigen, bisher noch unbekannten Aspekt der Hitlerei in Erfahrung bringen.

Als sich Jost in München befand, machte sich von dort aus ein anderer auf den Weg zum Führerbunker nach Berlin. Er traf sich mit jenem Mann in der gelbgoldenen Parteiuniform, der geradenwegs von der „Burg“ gekommen war. Der hieß Albert Forster, war Gauleiter von Danzig, SS-Obergruppenführer und gleichzeitig ein wichtiger und zuverlässiger Vertrauter Hitlers. Der andere aber, der mit ihm sprach und soeben aus dem Süden gekommen war, hieß Martin Bormann und hatte an diesem Tag im Grunde in den Voralpen Ähnliches gemacht wie Forster in der Mitte des Reiches.

Sie tauschten sich aus und gingen gemeinsam nach Mitternacht zu ihrem „Chef“, um Bericht zu erstatten, ohne Zweifel zu dessen vollkommenster Zufriedenheit. Anderntags kritzelte Bohrmann in

seinen Notizkalender: 17 Uhr. M. B. fährt von Salzburg über München nach Berlin. 1.50 Uhr nachts mit Forster beim Führer bis 3.30 Uhr, anschließend Alarm, Bombenangriff auf Hagen/ Zossen bis 5.30 Uhr."
Wie man sieht, waren damals nicht nur die Tage, sondern auch die Nächte ziemlich aufregend.
Was befand sich in den Behältern, die in die „Burg" gebracht wurden? War der Inhalt so wichtig, dass es dazu zweier bedeutender und vertrauenswürdiger Personen bedurfte?
Wenige Minuten, nachdem das Auto abgefahren war, erschien ein Spezialkommando, bestehend aus einem halben Dutzend Soldaten und einem Offizier. Es entfaltete eine fieberhafte Tätigkeit, die drei Tage andauerte. Die Öffnung im Felsen wurde kunstvoll mit Steinen verschlossen, die sich in keiner Weise vom danebenliegenden Fels unterschieden. Eine gezielte Sprengung verschüttete alles, und hernach wurden Rasensoden und allerlei Gesträuch, kleine Bäume sogar, herangeschafft und gewissermaßen ein vollkommen natürliches Umfeld geschaffen. Die Soldaten überlebten den Krieg selbstverständlich nicht. Kein Wunder, dass vierzehn Tage später die Amerikaner ahnungslos vorüberliefen.
Könnte es sein, da Hitler angeblich seine Tagebucheintragungen am 13.März beendete, dass er Forster die seit neunzehnhundertsechsundzwanzig geführten Kladden zur sicheren Verwahrung und Einlagerung übergab? Könnte es weiter sein, dass Jost eine bestimmte Dokumentation des Reichssicherheitshauptamtes ebenfalls dort untergebracht hat? Man müsste nachsehen, aber wer interessiert sich heute noch für Hitlers Tagebücher oder für geheimnisvolle Listen des RSHA?
Doch warum hat sich am Ende Hitler nicht selber dorthin begeben? Er wäre vollkommen sicher und unauffindbar gewesen. Er hätte seine Eva mitnehmen können. Auch Bormann wäre als guter Begleiter und treuer Knecht in Frage gekommen. Sie hätten dort, tief im Schoß der Erde und ganz gemütlich, die weitere Entwicklung verfolgen können, da sie über alles verfügten. In unmittelbarer Nähe gab und gibt es noch immer das Oberkommando des Heeres sowie genügend Fernmeldeämter, die jede Verbindung garantieren. Das Amt 10 freilich fanden die Amerikaner und waren voller Bewunderung angesichts der vorgefundenen

Technik, die sie auch ganz schnell ausräumten, bevor der Russe den Platz übernahm.
Aber, gesetzt den Fall, Hitler hätte sich in seine „Burg“ geflüchtet und jahrelang weitergelebt, wäre dies nicht wundervoll gewesen? Mit grollender Stimme und rollendem R hätte er aus der Erde heraus gleich einem zweiten Barbarossa zur Welt gesprochen, den Nürnberger Prozess voller Wut und rechthaberisch begleitend, und womöglich hätte er sich schief gelacht bei der Aussage, die Rippentrop in Nürnberg machte, unter dem Galgen sozusagen. Rippentrop am zweiten April sechsundvierzig: „Ich besitze nichts, und das Auswärtige Amt hat nie ein Stück der Kunstwerke des Louvre gesehen. Von uns, von mir und vom Auswärtigem Amt sind während des Krieges keinerlei Kunstwerke etwa für mich persönlich oder für uns beschlagnahmt worden oder in Anspruch genommen worden. Es kann sein, dass vorübergehend Kunstwerke sichergestellt worden sind. Aber es sind jedenfalls in den Besitz von uns keine Kunstwerke gelangt.“
Da hätte, wie gesagt, Hitler laut gelacht und sich des Steinbruchs beim Bahnhof Gehlberg erinnert, und, wenn er gewollt hätte, zum Telefon greifend, das Gericht über Rippentrops Schatz unterrichten können. Sein Telefonanschluss in der „Burg“ hatte die Nummer 1200500. Von der deutschen Reichspost war der Anschluss bereits im Jahr ‘44 eingerichtet worden.
Aber der Führer des großdeutschen Reiches, ein jeder weiß es, beging angeblich in den letzten Apriltagen des Jahres 1945 leider oder Gott sei Dank Selbstmord. Auch diese Eva Braun und sein Kumpel Bormann. Sie zerbissen brav ihre von Häftlingen hergestellten Zyankalikapseln, und so kam es, dass Hitlers Telefonanschluss zwar immer noch vorhanden ist und von anderen nach dem Krieg noch benutzt wurde, jedoch nie mehr vom eigentlichen Eigentümer.

Der Rühle-Transport

Über den so genannten Rühle-Transport wurde viel geschrieben, erzählt und gemutmaßt. Die Bezeichnung ist auf den Direktor des Kaiser-Friedrich Museums in Posen, Herrn Dr. Siegfried Rühle, zurückzuführen. Sein Vorgesetzter war, wie im Fall des Dr. Rohde in Königsberg und des Dr. Walter Scheidig in Weimar, der Dr. Gall, der in Berlin als Direktor der Schlösser und Gärten saß und den anderen Herren, die seine Untergebenen waren, sozusagen als leuchtendes Beispiel voranging, was die Unterbringung der Kunstgüter im Reich betraf.

Man kann diese Leute für ihr Mitmachen verurteilen, muss sie aber auch verstehen und ihnen zugute halten, dass sie von dem Raub im Osten wussten und sich vorstellen konnten, was die Russen nach ihrem Einmarsch ins Reich an Ersatz für ihre Verluste kassieren würden.

Der Dr. Rühle allerdings war von einem anderen Kaliber, wie man nachfolgend sehen kann. Es handelt sich, kurz gesagt, um einen Transport, der um die Jahreswende '44/'45 von Dr. Rühle von Posen nach Meseritz und von dort zum Ort Paradies geleitet worden sei, wo er angeblich auf die Schiene verladen wurde. An diese Vorgänge soll sich ein polnischer Kraftfahrer erinnert haben. Er habe gesagt, es sei dabei von einer bedeutenden Bernsteinarbeit die Rede gewesen.

Folgendes war geschehen: Im Juli '44 wurde das ursprüngliche Königsberger Bernsteinzimmer (nicht zu verwechseln mit dem echten Bernsteinzimmer aus dem Katharinenpalais, welches zu dieser Zeit schon verschwunden war) abgebaut und in ein sicheres Gewölbe des Schlosses verbracht. Es soll aus 45 Tafeln, jeweils sechzig mal neunzig Zentimeter groß und sieben Zentimeter stark, bestanden haben.

Am 14. Dezember wird es, in 36 große Kisten verpackt, auf drei LKW geladen. Es kommen noch 26 große Kisten dazu, ebenfalls gefüllt mit Kunstgegenständen aus dem Schloss. Darunter befinden sich 23 wertvolle Gemälde. Die Kisten tragen die Aufschrift „Königsberg" und die Buchstaben DE, also Deutschland. Der Transport befindet sich am 18. Dezember in Ortelsburg und am 25. im Posener Kaiser-Friedrich-Museum, wo er zwischengelagert wird.

Am 4. Januar ‘45 übernimmt ein Oberstleutnant Kurt I. den Transport und bringt ihn gemeinsam mit Dr. Rühle über Meseritz nach dem Ort Paradies, wo er tatsächlich auf die Schiene verladen wird. Während der Oberstleutnant den Transport ins Reich begleitet, kehrt Dr. Rühle am 6. nach Posen zurück.
Der Oberstleutnant, zusammen mit drei Soldaten als Sicherungskommando, passiert mit dem Waggon Frankfurt/Oder, Guben, Cottbus, Riesa, Leipzig, Naumburg und erreicht am 12. Januar Bad Sulza. Die Kisten werden von Oberstleutnant Hermann Knoll übernommen und in dér so genannten Knochenmühle zwischengelagert.
I. stammt aus der Nähe von Passau. Er ist 1915 geboren und war von September ‘42 bis zum Dezember ‘43 Kommandeur eines Einlagerungskommandos im nördlichen Harz. Im Januar ‘44 war er vom Stab Thüringen übernommen und in Polen für Kunstguttransporte nach Thüringen eingesetzt worden.
Am 13. Januar erscheint Dr. Rühle in Bad Sulza mit acht LKW und 184 großen Kisten. Sie werden in der Knochenmühle zwischengelagert. Oberstleutnant Kurt I. fährt mit seiner Mannschaft gemeinsam mit Dr. Rühle zurück nach Posen.
Die 62 Kisten aus Königsberg werden mit drei LKW am 20. Januar von Bad Sulza aus nach Süden transportiert. Der Oberstleutnant Knoll macht dies höchstpersönlich. Die LKW fahren über Apolda, unterqueren die Autobahn und fahren über Mechelroda bis zum Karolinenturm. In der Nähe des Turmes befindet sich ein Einlagerungsbunker. Die Betondecke liegt in vier Meter Tiefe. Die Größe des Bunkers: sieben mal dreizehn Meter. Er hat zwei Abteilungen und fasst insgesamt, da er über drei Meter hoch ist, 216 große Kisten. Dort werden die Königsberger Sachen eingelagert. Der Bunker ist nun voll und wird geschlossen. Die LKW kehren am 21. nach Bad Sulza zurück.
So weit zum so genannten Rühle-Transport. Von einem Gnesener Domschatz ist in diesem Zusammenhang nichts bekannt.
Interessanter allerdings, wenn wir die Person des Herrn Dr. Rühle einschätzen wollen, sind andere Transporte, die dieser Herr bis ins Reich begleitet hat. Der eine, oben schon angeführt, bestand aus 184 Kisten mit Kunstgegenständen aus der Tschechei, womit sich ein Museumsdirektor Rühle eigentlich nicht hätte beschäftigen dürfen.

Doch bei den folgenden vier Transporten kommt es noch schlimmer. Erster Transport: Am 26.3.44 fährt er mit zehn LKW und 250 großen Kisten mit der Aufschrift SU vom Museum Posen nach Bad Sulza. Sie werden am 5.4. von Knoll in Empfang genommen und zwischengelagert. Zweiter Transport: Am 28.9.44 fahren 10 LKW mit wiederum 250 großen Kisten und der Aufschrift SU nach Breslau und werden am 2.10. in Wagons verladen. Der Bestimmungsort ist Gera-Heeresberg, ein Militärgelände. Dritter Transport: Am 14.12.44 fahren neun LKW mit 224 großen Kisten und der Aufschrift PO von Posen nach Bad Sulza. Dort werden sie am 20. von Knoll in Empfang genommen und zwischengelagert. Vierter Transport: Am 19.1.45 fahren wiederum 10 LKW mit 250 großen Kisten von Posen nach Bad Sulza und werden am 26. von Knoll zwischengelagert. Die LKW bleiben in Bad Sulza. Dr. Rühle fährt nach Berlin zu Dr. Gall. Er hatte mit diesem Transport seine Arbeit in Posen beendet.

Noch interessanter als diese Transporte ist die Tatsache, dass vom Stab des Oberst Lenke in Erfurt neun Transportbegleitoffiziere ab Anfang ‘44 eingesetzt wurden, die lediglich Transporte aus Polen, vor allem aus Südpolen, nach Thüringen durchführten. Insgesamt erfolgten dabei 134 Transporte. Es seien hier nur jene eines Oberleutnants Erich E. erwähnt, der allein 18 Transporte hinter sich brachte. Er verfügte über zehn LKW und siebzehn Soldaten. Bis Ende Dezember ‘43 war der Oberleutnant Kommandeur eines Kunsterfassungskommandos im Nordabschnitt der Sowjetunion gewesen.

Er beginnt mit seinen Transporten am 13.5.44 in Krakau und beendet sie am 16.2.45 mit einem letzten Transport aus Breslau. Er befördert insgesamt 2 600 große und 7380 mittelgroße Kisten. Die Kunstgegenstände kommen aus acht verschiedenen Ländern, zumeist jedoch aus Polen und der Sowjetunion. Die Kisten holt er von folgenden Standorten ab: Krakau, Kattowice, Lublin, Waldlager Zielona Gora, Lodz, Waldlager Wielun, Opole, Tschenstochau, Posen, Neiße, Breslau.

Nun gab es aber noch weitere acht solcher Offiziere, und alle haben sie Kisten nach Thüringen transportiert, während andere sie wiederum in Stollen einlagerten. Gefunden wurden sie bis heute nicht. Das ist ärgerlich genug. Noch ärgerlicher und beschämend ist aber, dass sie gar nicht gesucht werden.

Jeglos Jagdhütte

Am achten März 1945 fuhr der Major Secko Pluws in einem Kübelwagen vom Jonastal bei Arnstadt in Richtung Stadtilm. Er hatte in diesem Tal einen Kontrollauftrag erfüllt, bei dem es unter anderem um eine Stollenanlage gegangen war.
Jetzt begab er sich in den Raum Stadtilm, um einem ähnlichen Befehl zu folgen. Der Major hatte schon viel gesehen, und er glaubte, das ihn nichts mehr erschüttern könne. Was er aber nun sah, verschlug ihm doch die Sprache.
An der Südseite einer Waldecke erblickte er eine akkurat gebaute, romantische Jagdhütte mit zierlichen Fensterläden und einer geräumigen Veranda, auf der sich ein Oberst im Schutz der umstehenden Bäume rekelte und gelangweilt in Richtung Süden übers Land sah. Es war dies der Oberst Martin Jeglo, 1916 geboren in einer Stadt an der Ostseeküste.
Der Schacht zu seiner Stollenanlage befand sich etwa zwanzig Meter entfernt im Wald, und der Oberst erklärte dem Major kalten Blutes, der Querstollen sei 1000 Meter lang, und die 83 Stollen, die von ihm abgingen, erstreckten sich über je einen Kilometer und verliefen nach Süden. Er säße hier seit dem vierten Januar ‘43 und langweile sich so entsetzlich, dass er im März ‘44 auf den Gedanken gekommen sei, an dieser Stelle von den Häftlingen eine Jagdhütte bauen zu lassen, wenn er schon nicht an die Front dürfe.
Wo er die Häftlinge herbekommen hätte für so viele Stollen von einer derartigen Länge, fragte ungläubig der Major.
„Kamen alle von Stadtilm, vom Buchberg, vierhundertunddreißig Mann, gute Arbeiter das, sind aber alle schon weg. Wir lagern nur noch ein. Jede Nacht mit 16 LKW. Habe 50 Mann. Jede Nacht über 500 Kisten. SR steht drauf.“
Der Major stand still und staunte. Dann rechnete er und überlegte. Auf einen Meter Stollenlänge kamen immer sechs Kisten, dachte er und staunte immer noch.
Bis zum 12. März kontrollierte der Major Pluws und erlebte den Antransport und die Einlagerung der letzten Kisten, die in der Nähe von Arnstadt direkt aus den Wagons geholt wurden. In diesen wenigen Tagen saß er aber auch so manches Mal mit dem Oberst auf der Veranda der Jagdhütte. Beide sahen sinnend und

wie träumend über das Land nach Süden, nur gestört hin und wieder von dem Dröhnen und Fauchen der tiefffliegenden Jabos und dem zischenden Vorüberhuschen rasend schneller deutscher Düsenjäger. Zuweilen rumpelte und knallte es irgendwo, als würde etwas gesprengt oder flöge in die Luft, was aber die beiden mitnichten störte. Sie machten vielmehr Pläne für die Zukunft und sahen sich schon als friedliche Bürger, aller Politik abhold und dem Militär weit entrückt. Sie hatten, um es offen zu sagen, die Schnauze voll und fingen an, an allem zu zweifeln.
Am Abend des 12. März fuhr der Major nach Weimar und traf dort auf den Oberstleutnant Wolfgang Hinkelmann. Pluws wurde entlassen, in Zivil gesteckt, erhielt eine neue Identität, und es wurde ihm ein Codewort eingetrichtert. Es war der Name eines Fisches.
Schon am 19. März hatte er sich bis nach Frankfurt am Main durchgeschlagen, wartete dort auf seinen Freund Martin Jeglo, wurde ein friedlicher, ahnungsloser Bürger und unterrichtete später an einer Hochschule.
Ab 1949 wurde er finanziell unterstützt. Das Geld holte er im Ausland. Er starb 1985, war nicht verheiratet und hatte keine Kinder. Er scheint ein Sonderling und einsam gewesen zu sein, abgesehen von seiner Freundschaft mit Jeglo. Niemandem erzählte er etwas bis kurz vor seinem Tod.
Aber zurück zu Jeglo. Geboren wurde er, wie schon gesagt, Neunzehnhundertsechzehn. Er machte in seiner Heimatstadt das Abitur, und zwar 1934, wobei er schon mit siebzehn, nämlich 1933, NSDAP-Mitglied geworden war.
Von ‘35 an war er auf einer Universität zu finden, wo er bis ‘40 Geschichte und Germanistik studierte und sich in diesem Jahr für zwölf Jahre zur Wehrmacht verpflichtete.
Er wird im Nordabschnitt der Sowjetunion eingesetzt und gehört einer Artillerieeinheit an. Am dritten Juni zweiundvierzig bekommt Jeglo einen Marschbefehl nach Warschau, verbringt einige schöne Tage im Schloss Wilanow gemeinsam mit etwa 100 weiteren Offizieren und landet schließlich mit ihnen in einigen Baracken in einem Waldgebiet bei Wangerin in Pommern, um ausgebildet zu werden. Zu diesem Zeitpunkt ist Jeglo bereits Major.
Er übernimmt ab September ‘42 ein Einlagerungskommando in Thüringen und sitzt mit achtzehn Soldaten und dreiunddreißig Häftlingen auf der Burg Maienluft bei Wasungen.

Bis Ende Dezember ‘42 macht er acht Depots und erhält am zweiten Januar ‘43 einen Marschbefehl nach Arnstadt. Er meldet sich im Hopfengrund in einem Gebäude, welches als Lazarett getarnt ist, wird von einem Oberstleutnant Hinkelmann neu eingewiesen und muss sich in den Raum Stadtilm begeben.
Dort trifft er auf zwei Baracken und vierundzwanzig Soldaten, darunter dreizehn Deutsche, vier Letten und sieben Esten. Außerdem gibt es 33 Häftlinge. Er erblickt darüber hinaus einen Schacht von vier mal vier mal sechs Meter Größe. Der Querstollen ist gerade mal vierzehn Meter lang.
An diesem Standort, wie schon bekannt, verbleibt Jeglo und macht nichts anderes als diese einzige, verdammte Stollenanlage. Dabei lebt er in dem Glauben, es sei dies die größte Anlage in Thüringen. Hierin irrt er.
Am siebenten März 1945 erscheint ein Offizier aus Erfurt und überbringt ihm den mündlichen Befehl, er solle seine 33 Häftlinge erschießen lassen.
Die Soldaten treiben die Häftlinge anderntags zu Mittag etwa 500 Meter in nordöstliche Richtung in den Wald. Sie machen ihr letztes Loch und werden gegen 20 Uhr in demselben erschossen. Der Oberst steht dabei, gibt den Befehl und schaut zu. Er schießt nicht. Es wird ihm nur übel.
Seine Soldaten erhalten am 13. März einen Marschbefehl nach Ohrdruf und werden nie mehr gesehen. Jeglo begibt sich am 14., nachdem er ein letztes Mal auf seiner gemütlichen Veranda in der Sonne gesessen hat, nach Erfurt in eine Steigerkaserne, erhält eine neue Identität und zivile Kleidung, leistet einen gewaltigen Schwur, wird mit einem Codewort versehen (es ist der Name eines stummen Fisches), und schlägt sich durch nach Frankfurt, wo er auf seinen Freund Pluws trifft, der ihm ein treuer Helfer ist.
Wie Pluws unterrichtet er nach dem Krieg an einer Hochschule Geschichte und Deutsch, wird Beamter, fährt des Öfteren ins Ausland und kauft ein über tausend Quadratmeter großes Grundstück in der Nähe vom Main in einem schön gelegenen Vorort Frankfurts.
Er erhält ab ‘77 eine Pension, seine Frau stirbt ‘85, er hat keine Kinder und ist allein. Auch sein Freund Pluws, Bruder im Geiste, ist den Weg allen Fleisches gegangen, und so sitzt Jeglo in seinem schönen Garten am Main, auf einer Veranda vor einer kleinen

Jagdhütte und starrt einsam auf seine Blumen, die er sorgsam hegt und pflegt. Dort, auf der Veranda im herbstlichen Garten, wo er in der spärlichen Sonne sitzt, holt ihn auch seine Vergangenheit ein.
Er hört irritiert die Nachrichten aus dem Osten. Eine Mauer bricht zusammen, hernach kommen Menschen aus einer anderen Welt nach Frankfurt, die er forschend und misstrauisch mustert und von denen er denkt, sie würden gleich mit den Fingern auf ihn zeigen.
Am Vormittag des vierten Juni 1993, an einem schönen, wolkenlosen Tag, beständiges Wetter ist angesagt, rollt ein Dreihundert-fünfziger Mercedes aus einer Garage im Frankfurter Ortsteil Rumpenheim. Unser Jeglo, freilich längst mit einem anderen Namen versehen und alt und grauhaarig, sitzt am Steuer und ist im Begriff, sich seiner Vergangenheit zu stellen. Er fährt zum Hanauer Kreuz und schließlich auf der E 44 nach Norden bis zum Gambacher Kreuz und weiter nach Alsfeld. Er fährt an Bad Hersfeld vorüber, an Eisenach vorbei und tapfer in Richtung Osten, um endlich bei Erfurt-Ost die Autobahn zu verlassen und in südliche Richtung zu fahren. Die Landschaft ist schön und abwechslungsreich, es gibt Berge, Weiden und Täler, wo Kühe im saftigen Gras stehen.
Der Mann am Steuer wird unruhig und fährt mehrere Male in die falsche Richtung. Schließlich findet er sich zurecht und steuert seinen Mercedes von einer Straße, die nach Stadtilm führt, sanft schaukelnd wenige Meter in einen Waldweg und hält an.
Als er aussteigt und den Wagen verschließt, sieht man, dass Jeglo ein rüstiger alter Herr ist. Groß gewachsen und hager und ohne Stock läuft er furchtlos auf dem Weg ins Innere des schweigenden Waldes. Der Weg, so denkt er, war damals, als die LKW auf ihm fuhren, in besserem Zustand als heute nach fast fünfzig Jahren.
Er läuft 500 Meter und biegt nach links ab, läuft noch einmal einhundert Meter und wendet sich wieder nach links. Er befindet sich am Waldrand. Vor ihm liegt ein riesiges Getreidefeld, das ein wenig ansteigt.
Jeglo bleibt stehen, und es scheint, als zittere er vor Erwartung. Er wendet sich um, sieht auf den Waldrand und erstarrt förmlich. Vor ihm, in zwanzig Meter Entfernung, steht eine Jagdhütte,

akkurat und romantisch, mit zierlichen, geschlossenen Fensterläden und einer geräumigen Veranda.
Der Mann reibt sich die Augen, als erblicke er eine Fata Morgana, läuft zehn Meter, bleibt stehen und sieht mit großer Verwunderung auf das Holzhaus, als stünde dort die Zeit selbst und rühre sich nicht von der Stelle.
Der Herr Oberst Jeglo betritt buchstäblich seine Vergangenheit, steigt auf die Veranda und setzt sich auf eine Bank, die aus alter Zeit zu kommen scheint, und die er wieder erkennt. Er sitzt mit dem Rücken zur Hütte, sieht über das Land wie vor Neunundvierzig Jahren, und eine Erschütterung läuft durch seinen Körper, als er die kreisenden Bussarde sieht. Ihm scheint, als seien es jene von damals. Sie kommen immer näher, kreisen unermüdlich und stoßen ihre Schreie aus wie damals schon, als er sie beobachtete und als sie ihn beobachteten. Jetzt entsinnt sich Jeglo an das Gefühl, welches ihn zu jener Zeit erfasst hatte. Er hatte ihr schwereloses Schweben gesehen und eine Art Sehnsucht empfunden. Wonach eigentlich?
Er war auch beunruhigt gewesen, da die Bussarde, wie er glaubte, jede Bewegung am Boden registrierten. Es waren die einzigen Lebewesen an dieser gottverlassenen Ecke, die alles sehen und gründlich verfolgen konnten.
Er wandte sich um und sah auf die Jagdhütte. Jedes Brett war ihm bekannt, und alles war, wie es war. Etwas älter schon, etwas in die Jahre gekommen wie er auch, vernachlässigt und herabgewirtschaftet und angenagt wie alles hier in diesem Land.
Nur ein nagelneues Vorhängeschloss an der Tür fiel aus dem Rahmen. Es sah aus, als wolle es den Zugang zur Vergangenheit versperren. Wem mochte die Hütte gehören? Einem Förster vielleicht? Schade, das die Läden geschlossen waren. Er hätte gern in das Innere gesehen.
Der pensionierte Beamte, vormalige Oberst oder auch Standartenführer des SD, erhebt sich und geht in den Wald. Da laufen gewissermaßen zwei Personen in einer. Die Person, die den Offizier verkörpert, starrt auf den Waldboden, wo an einer Stelle keine Bäume wachsen, als scheuten sie diese sechzehn Quadratmeter. Ihm schien, als wollten die Bäume rundum, gescheit wie sie waren, die Erinnerung aufbewahren an ein Loch, das zweieinhalb Jahre lang an dieser Stelle zum Himmel gerichtet war.

Doch es gibt nichts zu sehen. Jeglo steht auf Erde, die sich in nichts unterscheidet von der Erde rundum, und er denkt, dass es gut war, dass die Soldaten jeden Kubikmeter, den sie hineinschaufelten, wie er es befohlen hatte, mit ihren Stiefeln festgestampft hatten.
Er wendet sich um und geht wieder zur Jagdhütte, sitzt eine Stunde auf der Veranda und sieht wie in einem Film die Stollen unter dem Getreidefeld, wo sie schnurgerade nach Süden verlaufen, immer in der gleichen Entfernung voneinander und immer in sieben, acht oder neun Meter Tiefe und dicht gefüllt mit gestapelten Kisten, auf denen jeweils zwei Buchstaben stehen. Es ist ihm, als träume er und wäre zurückversetzt in eine Zeit, in der alles noch seine Ordnung hatte und in der sein Glaube nie zu erschüttern war.
Jetzt hebt er den Kopf und schaut seitwärts in den Wald. Er müsste etwa 400 oder 500 Meter laufen, um die Grube zu erreichen, dieses drei Meter tiefe Loch, in dem 33 Skelette liegen, und er erhebt sich schwerfälliger als vor einer Stunde. Er erhebt sich, um diesen Weg zu gehen, aber plötzlich verspürt er sein Alter, fühlt sich müde und erschöpft, und er läuft nur ein paar Schritte und hält unschlüssig inne.
Er ist achtundsiebzig Jahre alt und steht in einem Wald fern seines Hauses und seines Gartens, nach dem er sich sehnt, und nun soll er als alter Mann diesen Weg durchs Unterholz bahnen, um ein ebensolches Stück Erde zu erblicken wie vorhin?
Er wendet sich um, geht ein Stück ins Getreidefeld und sieht auf seine Jagdhütte. Sie war alt, aber schön. Für Architektur hat er schon immer etwas übrig gehabt. Sie schien wie mit dem Wald verschmolzen.
Er verlässt den Platz und geht auf dem gleichen Weg, auf dem er gekommen war, zurück zum Auto. Er setzt sich hinter das Steuer, denkt an den gewohnten Mittagsschlaf, lässt die Lehne des bequemen Sitzes zurück und schließt die Augen.
Wenige Minuten später ist er eingeschlafen und geht langsam im Traum durch seinen Garten in Rumpenheim, an Rosen und wildem Wein vorüber, an blühenden Jasminsträuchern und an wucherndem Holunder vorbei, der die weißen Teller seiner Blütenstände der Sonne entgegenstreckt. Er läuft seltsamerweise immer schneller, als wäre er jünger und behender geworden und

als hätte er sich in einen Dreißigjährigen verwandelt. Verblüfft und erschrocken hält er inne vor einer Grube am Ende seines Gartens, sie ist drei Meter tief und voller Menschen, die ihn anstarren und deren Augen entsetzt geweitet sind, deren Münder aufgerissen sind wie von einem lautlosen Schrei, und er hört sich ein Wort sagen, von dem er selbst nicht weiß, wie es lautet.
Er sieht, wie die Menschen in der Grube zusammenzucken und auf den Boden fallen, er sieht wild um sich schlagende Hände und immer noch entsetzte Blicke, die alle nur auf ihn gerichtet sind. Er schlägt selbst mit den Händen um sich und erwacht auf dem Fahrersitz seines Mercedes am Beginn eines Waldweges in der Nähe von Stadtilm.
Er sitzt eine Weile und starrt benommen in die Bäume, verlässt den Wagen, verschließt ihn und läuft, diesmal auf einem Fußweg, wie gehetzt in den Wald, begleitet von Buchen und Eichen, die reglos und schweigend in der schwülen Luft des Juninachmittags stehen. Er verfolgt verbissen den zugewachsenen Weg und verharrt schließlich nach etwa dreihundert Metern, um sich suchend umzublicken.
Er mustert die Baumstämme, als könne er auf ihrer Rinde etwas längst Vergessenes entdecken, und er läuft noch einmal dreißig Meter, ehe er an einer freien Stelle ankommt. Auf ihr gibt es nur ein absonderliches Durcheinander von üppigem Grün und totem Holz, da die Bäume schon nach kurzem Wachstum zusammengebrochen sind und nun auf dem Waldboden verfaulen. Jeglo sieht auf eine deutliche Bodeneinsenkung und weiß, dass er angekommen ist. Er steht und starrt minutenlang auf die Erde. Schließlich kniet er nieder, und ein Beobachter hätte die wunderliche Feststellung treffen können, dass dieser knieende, einsame Mann im Wald minutenlang seine Lippen bewegte, als flüs-tere er ein Gebet oder eine Beschwörung oder womöglich eine Bitte an überirdische Mächte.
Eine halbe Stunde später sitzt Jeglo wieder im Wagen und fährt nach Stadtilm, jedoch nicht in die Stadt, sondern zum großen Hund, einer Straße, die über eine Spitzkehre ziemlich steil auf den Berg führt. Dabei sieht Jeglo immer wieder von der Fahrbahn nach rechts, wo der Ausläufer des Buchbergs in einem deutlichen Plateau endet. Während er fährt, sieht er dort, obwohl es nur eine grüne Fläche zu sehen gibt, die Reihe von Baracken,

deren dunkelbraunes Holz, die schwarzen, flachen Dächer, und er sieht sogar Menschen in Uniformen, wie auch welche in ziviler Arbeitskleidung, die geschäftig hin und herlaufen.
Er fährt auf der Straße durch einen Wald, wendet den schweren Wagen an einer geeigneten Stelle und rollt langsam und vorsichtig zurück und wieder über die Spitzkehre den Berg hinunter, richtet nun aber seine Augen nach links und sieht erneut für wenige Sekunden gestochen scharf die Arbeitsdienstbaracken, diesmal jedoch auf einem menschenleeren Platz, als hätten sich die Bewohner in Luft aufgelöst. Gleich darauf verschwinden auch die Baracken, und die leere, grüne Fläche liegt reglos unter der flimmernden Luft des Juninachmittags.
Jetzt fährt Jeglo in die Stadt und über den riesigen Marktplatz bis vor den Ratskeller. Er geht hinein und blickt sich um. Herausgeputzt, denkt er und setzt sich an einen der leeren Tische. Hier, an dieser Stelle etwa, hat er des Öfteren gesessen. Es war gemütlicher als heute, und die Gaststätte war voller. Heute ist er der einzige Gast und erinnert sich an lautes Gelächter, an ein Dutzend Offiziere, an lärmende Soldaten und an Männer der Organisation Todt, denen das Geld förmlich aus den Taschen quoll. Auch an diverse Stadtilmer Damen erinnert er sich, die außerordentlich lebenslustig und voller Gier auf Abenteuer waren.
Er sieht zur Decke, auf Pfeiler, Fenster und Ornamente und denkt daran, wie viel ein Mensch vergessen kann und wie schnell alles wieder auftaucht aus der Tiefe der Erinnerung und so deutlich wird, dass man glaubt, es geschähe eben jetzt.
Er trinkt ein Glas Wein, isst vorzügliche Thüringer Klöße mit einer Roulade und verlässt den Ratskeller von Stadtilm.
Wenig später rollt sein Wagen nach Arnstadt bis vor das Bahnhofshotel, das so genannte Hotel zur Krone. Er mietet ein Zimmer, trinkt noch etwas und zieht sich zurück.
Er liest, im Bett liegend, in einem Buch mit dem Titel „Rätsel Jonastal“. Er liest es bereits das zweite Mal, denn es war schon vor einem Jahr in Frankfurt gekauft worden. Damals hatte er den Kopf geschüttelt und hin und wieder laut gelacht bei bestimmten Passagen, so besonders bei jenen, in denen vom Bernsteinzimmer und von den angeblichen Atomforschungen in Stadtilm die Rede war. Nun liest er erneut in dem Buch, freilich ohne zu lachen. Nur eine gewisse Ungläubigkeit ist zu erkennen im

Schein der Nachttischlampe und über den aufgeschlagenen Seiten.
Am Morgen des fünften Juni fährt Jeglo in seinem dunkel-blauen Mercedes in das Jonastal. Auf dem Beifahrersitz liegen zwei Skizzen, vor vielen Jahren schon gezeichnet von seinem Freund Secko Pluws. Langsam rollt der Wagen durch das Tal in Richtung Westen. Jeglo ist angetan von dem frischen Grün und den rechts und links aufsteigenden Bergen. Er blickt immer wieder auf die nördliche Seite des Tals.
Endlich sieht er die kahlen, steilen Kalkfelsen, die schroffen Abhänge, den zerstörten Berg und im Schatten liegende Einbuchtungen, wo offenbar Stollen ins Innere verlaufen. Er parkt den Wagen links von der Straße, starrt auf den Berg, und der Beamte und Pensionär aus Frankfurt verwandelt sich in den Artilleriehauptmann Martin Jeglo, der entschlossen und gründlich sein Ziel ins Visier nimmt, vorausgesetzt, er befände sich mit seiner Batterie ein oder zwei Kilometer südlich und hätte diese Felsen vor Augen. Er hätte sie, die Felsen samt allen Eingängen, in kurzer Zeit so restlos zerstört und zermahlen, dass sich danach nicht einmal mehr ein Wurm bewegt hätte.
Niemals, so denkt der Artilleriehauptmann Martin Jeglo, indem er auf einer Strecke von etwa einhundert Metern hin und herläuft und dabei immer noch auf die Felsen starrt, wäre an dieser Stelle, sozusagen auf einem Präsentierteller, ein Führerhauptquartier entstanden. Und er denkt weiter, während er stehen bleibt und den Flug einer Gabelweihe verfolgt, die ungerührt von allem, was unter ihr liegt, schweigend über dem Tal kreist, dass die Menschen sich leicht betrügen und in die Irre führen lassen. Jahrzehnte lang sogar, überlegt er, und in weiteren Jahrzehnten werden sie noch immer der fernen Mär vom Führerhauptquartier im Jonastal anhängen und sie weiter erzählen.
Jeglo fährt, nachdem er einen Blick auf die Skizzen geworfen hat, erneut in Richtung Westen. Er sieht für wenige Sekunden einen alten Steinbruch linker Hand, rechts flacht der Höhenzug ab, und endlich findet er, was er sucht, nämlich die alte, gewölbte Brücke aus behauenen Steinen, von der Pluws gesprochen hatte.
Jeglo stellt den Wagen ab. Er sieht hinter der Brücke eine Schranke, die den Weg zu einem Militärgelände versperrt. Jeglo nimmt an, das hier der Truppenübungsplatz beginnt. Er geht zur

Schranke und folgt trotz der Absperrung dem Weg, der mithilfe einer Serpentine den Berg erklimmt. Jegio befindet sich genau nördlich von Gossel, von Arnstadt kommend etwa fünfzig Meter rechts der Jonastalstraße. Als er vor der ersten Kurve läuft, weiß er nicht, dass sich unter seinen Füßen, in etwa dreißig Meter Tiefe, ein breiter Stollen befindet, der aus leicht südwestlicher Richtung kommt und in leicht nordöstliche Richtung verläuft. Er weiß auch nicht, das der Stollen viele Kilometer lang ist und als Bestandteil des so genannten Mittelraumverteidigungsbereiches gilt, wozu das Führerhauptquartier in Thüringen gehört. Und ebenso wenig weiß Jeglo, dass er während seiner Fahrt durch das Jonastal etwa ein Dutzend derartiger Stollen sowohl in größerer als auch in geringerer Tiefe überquert hat.

Jeglo läuft durch die erste Kurve, und wieder weiß er nicht, dass er soeben über den Querstollen jenes Depots gelaufen ist, welches sein Freund Secko Pluws kontrolliert hatte. Anschließend läuft er über die einzelnen Stollen und weiß es wieder nicht. Aber nun sieht er auf die Skizze, und es wird ihm plötzlich klar, dass er sich über der Stollenanlage befinden muss. Der Querstollen liegt in acht Meter Tiefe unter ihm, die Stollen schon in neun oder zehn Meter Tiefe.

Er blickt von der Höhe des Berges zu seinem Auto, das vor der Schranke steht und auf ihn wartet und findet sofort den Weg, der von der Höhe hinabführt und jenen anderen Weg abkürzt, den er gegangen ist. Und Jeglo weiß auch, das unterhalb des Berges rechts vom Weg, wenn er jetzt hinuntergeht, sich der Schacht befinden muss. Er findet die Stelle sofort, sie ist eingesunken und unbewachsen. Die jungen Kiefern kommen hier nicht so gut voran. Guter Platz, sagt er sich. Für einen Wanderer gab es hier nichts zu sehen. Sie haben hier ebenso gut gearbeitet wie er bei Stadtilm. Er sieht noch einmal auf die Skizze und weiß, dass er die richtige Stelle gefunden hat. Nun ist er befriedigt und geht den steilen, abkürzenden Weg hinab zum Wagen.

Er fährt nach Crawinkel, durchquert den Ort und fährt auf die Straße, die nach Ohrdruf führt. Als der Wald rechterhand beginnt, fährt er langsamer und hält schließlich an, um den Wagen zu verlassen und um sich den Wald anzusehen. Von hier, so denkt er, sind die Häftlinge seines Kommandos gekommen. Nun sucht er mühsam fünfzig Jahre alte Spuren des bösen, schlechten

Lagers, in dem es vier lange Wochen nur verschimmeltes Brot und dünne Suppen gab und das aus Erdhöhlen und Bunkern bestanden haben soll. So jedenfalls die Häftlinge, die das gute Essen aus Stadtilm nicht genug loben konnten, obwohl sie gar nicht wussten, dass es aus einer Stadt solchen Namens kam.
Tatsächlich findet Jeglo Rudimente von mächtigen Betonanlagen, Reste von Bunkern und eingesunkene Stellen im Boden, wo Erdhöhlen gewesen sein könnten.
Von hier also kamen sie, die vielen Häftlinge für die 144 Einlagerungskommandos in Thüringen, denn dass es 144 waren, das war ihm klar nach einer Tagung aller Kommandeure im Januar '44, als der General Adolf J. vor diesen Offizieren in einer Steigerkaserne bei Erfurt eine flammende Rede hielt. Der General war ein begnadeter Redner, ein packender Rhetoriker, ein glühender Nationalsozialist, und er war eine absolut vollkommene, militärische Erscheinung.
Und als Jeglo sich daran erinnert, sieht er die hoch gewachsene Gestalt des Generals vor sich, ohne zu wissen oder auch nur zu ahnen, das der gute General nach wie vor lebt, wenn auch nicht in Deutschland.
Jeglo gibt sich, nachdem er wieder in Arnstadt eintrifft, der Kunst hin, in diesem Fall der Architektur, die sich ihm in dieser Stadt offenbart. Er läuft über den Markt und sieht Häuser und Portale an, steht vor der verschlossenen Bachkirche und begibt sich schließlich zur Liebfrauenkirche, die er umrundet und wo er erstaunliche Entdeckungen macht. Er hat die Gelegenheit, das Innere der Kirche zu sehen und ist entzückt und tief berührt von ihrer Schönheit und Ausgewogenheit. Es geschieht ihm, dass die Vergangenheit plötzlich keine Rolle mehr spielt, und dass er sie eine Stunde lang völlig vergisst. Er kommt sogar auf den unsinnigen Gedanken, dass sich die Fahrt nach Thüringen allein wegen dieser tröstenden Stunde gelohnt hat. Es ist ihm geradezu, als hätten die magischen, rätselhaften Figuren und Bildwerke mit ihm gesprochen und ihm gesagt, er wäre trotz allem nur ein Mensch unter Menschen und ebenso gut oder böse wie sie.
Anderntags, in aller Frühe des sechsten Juni, gibt der Herr Martin Jeglo, ehemals Standartenführer des SD, den Hotelbediensteten ein tüchtiges Trinkgeld und fährt auf der Autobahn bis Eisenach, an der Wartburg vorüber, über Wilhelmstal nach

Schmalkalden und weiter bis Wasungen. Dort biegt er ab und begibt sich zur Burg Maienluft.
Er läuft ein wenig auf der Burg umher und sieht sich alte Gemäuer an, wirft einen Blick ins Werratal und geht sodann strammen Wanderschrittes entlang des Weges Richtung „Krauses Ruh“. Doch er läuft nur 500 Meter weit, wobei er immer wieder nach links sieht und an zwei Stellen kurz innehält.
Er blickt sich um, sich vergewissernd, ob er auch allein sei, und nimmt die beiden Standorte auf dem Rückweg genauer ins Visier. Es sieht aus, als bohrten sich seine Augen in Erde und Gestein und als wäre er sehr zufrieden ob der gemachten Entdeckungen.
Er erinnert sich gestochen scharf an beide Standorte. Er ließ sie im Oktober, November und Dezember ‘42 machen. Beide Stollen gingen direkt, ohne Schacht, in den Berg. Beide waren über drei Meter breit und am Eingang ein Meter dreißig. Der erste Stollen war dreizehn Meter lang und nahm dreiundsiebzig große Kisten auf mit den Buchstaben GR, also Griechenland. Der zweite Stollen war siebzehn Meter lang. Er ließ 103 große Kisten einlagern mit der Aufschrift LE, also Lettland.
Er hat, er weiß es noch genau, acht Depots gefüllt, bevor er abkommandiert wurde, und sie waren alle so perfekt wie diese hier und nicht zu entdecken.
Beim Zurückfahren wirft er einen Blick auf die Fachwerkhäuser von Wasungen. Die hatte er damals schon als prächtig empfunden, aber jetzt denkt er an sein eigenes Haus und an seinen Garten. In drei Stunden hofft er zuhause zu sein, Dann wird er, ohne das Haus betreten zu haben, mit musterndem Blick den Garten durchstreifen. Mal sehen, was aufgeblüht und was verwelkt war.
Noch aber fährt er, und in ihm, manchmal auch auf dem Beifahrersitz, wie es ihm närrischerweise vorkommt, sitzt die Vergangenheit und fährt mit. Bis zum Ende fährt sie mit.
Im März 1995 stirbt Martin Jeglo an einer Lungenentzündung, da er in der abendlichen Kühle zu lange auf seiner Veranda im Garten gesessen hat. Vorher denkt er noch an einen Brief, anonym vielleicht. Aber er denkt zu spät, wie immer schon. Sein flüssiges Vermögen, es handelt sich um etwa 150 000 Deutsche Mark, bekommt die Verwandtschaft der verstorbenen Frau. Auch

das Haus und das Grundstück und allen Nachlass. Gab es darunter Papiere, Dokumente, Aufzeichnungen oder Tagebücher? Wer weiß das schon.
Das Jagdhaus des Oberst Jeglo steht immer noch und schaut stumm und reglos nach Süden. Die Fensterläden sind noch immer von innen verschraubt, und das Schloss hängt noch immer abwehrend an der Tür. Auf der Veranda stehen noch die beiden Bänke, nunmehr altersschwach und müde. Von einem Häftling waren sie im Sommer des Jahres '44 sorgfältig gebaut worden, da er doch ein ehrenwerter polnischer Tischler war. Den Lohn ist ihm, der nur wenige hundert Meter entfernt bei den anderen liegt, der Oberst schuldig geblieben.

An der Saale hellem Strande

Dem einjährigen Kind Gerhardt Gipwin, in der schönen Stadt Nürnberg geboren, wurde im Jahr 1917 der Vater auf brutale Weise entrissen, indem dieser im November bei Cambrai unter die Ket-ten eines englischen Tanks geriet und zermalmt wurde.
Dessen ungeachtet oder vielleicht gerade deshalb war das Kind später, als Jugendlicher in den Dreißigerjahren, von den Aufmärschen und Parteitagen in seiner Heimatstadt derartig fasziniert, dass er es bis zum Jungzugführer der Hitlerjugend brachte und stolz auf den Reichsparteitagen mit seiner Truppe am Führer vorübermarschierte.
Da er ein aufgeweckter Bursche war, bereitete ihm die Lehrzeit als Dreher keine Mühe. Er wurde 1936 Geselle mit der Note „Gut“ und arbeitete fleißig bis 1938 in seiner Fabrik. Dort ging es aufwärts, weil die aufstrebende Wehrmacht jede Menge Kriegsmaterial brauchte.
Wenn sich die allein stehende Mutter und er selbst an die schlimmen Jahre vor der Machtergreifung erinnerten, als er ein Jahr lang vergeblich eine Lehrstelle gesucht und mit Gelegenheitsarbeiten die Zweipersonenfamilie über Wasser gehalten hatte, dann waren sie überaus dankbar dafür, dass es einen Führer und Reichskanzler gab, der all der Not ein Ende bereitet hatte.
Dies war auch der Grund dafür, das unser Gerhardt, erfüllt von Stolz, 1937 Mitglied der NSDAP wurde. Ein Jahr später, besessen von Opferbereitschaft und Kampfesmut, rückte er zur Wehrmacht ein. Bei dieser Gelegenheit freilich zuckte die Mutter ein wenig zusammen und setzte ein sorgenvolles Gesicht auf.
Der Soldat Gerhardt Gipwin wurde in die Pioniertruppe eingereiht und bei München stationiert. 1940 marschierte er, wie sein Vater 25 Jahre zuvor, nach Frankreich, im Gegensatz zu diesem allerdings gleich bis zum Atlantik, nämlich geradewegs in die Bretagne, wo seine Einheit an der westlichen Spitze bei Couquet in der Nähe von Brest Stellung bezog und damit begann, an Verteidigungsstellungen zu basteln.
Sah unser Gerhardt nach Westen, schäumte unter ihm der Atlantik, der sich in weiter Ferne verlor. Blickte er nach Norden, lag das Wellengeflimmer des Britischen Kanals vor ihm. Wenn er durchs Fernglas sah und das Wetter gnädig war, erschien ganz

hinten am Horizont der vage Strich einer fernen Küste. Da grüßte Albion herüber, das verhasste England, das es zu besiegen galt.
Als der Soldat Gipwin in Frankreich eingezogen war, tat er dies schon als Feldwebel, und wie er als Dreher exakt und fleißig gearbeitet hatte, so absolvierte er auch seinen Dienst bei der Wehrmacht. Er war bei seiner Truppe beliebt, verstand die Sorgen der einfachen Soldaten und sah sich nach einer Weile in Conquet bereits als Leutnant, was ihn ein wenig erstaunte, aber um so stärker an seine Einheit band.
Nun geschah es, dass er sich Anfang Mai 1942 bei seinem Kompanieführer zu melden hatte, einem Major, der ihm eröffnete, dass ein Marschbefehl ins Reich für ihn vorläge. Er würde abgezogen und eine andere Aufgabe übertragen bekommen. Wie erschrak da unser Gerhardt. Die Truppe verlassen? Seine Männer, die ihm wie seine Kinder waren und mit denen er aufs Engste verbunden war? Er bat den Major, einen anderen dafür zu bestimmen, weil er bei der Truppe bleiben wolle.
Der Major bedauerte. Gerade er, Gerhardt Gipwin, sei ausersehen für die Aufgabe im Reich. Es hänge wohl mit seiner vorbildlichen nationalsozialistischen Haltung zusammen.
Der Leutnant Gipwin saß Ende Mai 1942 in einem Urlauberzug, der über Paris ins Reich rollte. Am 27.5. meldete er sich dem Marschbefehl gemäß in einer Kaserne bei Rudolstadt in Thüringen. Der Ort hieß Schaala.
Dort saß er einem Oberst gegenüber, der ein ausgiebiges Gespräch mit ihm über seine dienstlichen und persönlichen Verhältnisse führte und einen Ärmelstreifen mit der Aufschrift SD trug. Er teilte ihm mit, das er nunmehr vom SD übernommen werde. Er müsse eine kriegswichtige, geheime Aufgabe erfüllen und zu diesem Zweck eine Schweigeverpflichtung unterschreiben. Der Oberst schob ihm ein Papier über den Schreibtisch.
Der Leutnant und Nationalsozialist Gerhardt Gipwin las, dass er von nun an dem Sicherheitsdienst des Großdeutschen Reiches angehöre und gegen jedermann über alles zu schweigen habe, was mit seinem Dienst zusammenhänge. Er und seine Angehörigen seien des Todes, wenn er anderen gegenüber darüber sprechen würde. Gipwin fand dies zwar etwas seltsam, dennoch aber selbstverständlich und unterschrieb bereitwillig.

Er wurde in einen Personenwagen verfrachtet und entlang der Saale nach Kahla gefahren. Dort, in einem Haus mitten in der Stadt, saß ihm wiederum ein Oberst gegenüber, auch mit einem Ärmelstreifen, auf dem SD zu lesen war. Von diesem Offizier wurde er sorgfältig gemustert. Zwischendurch las der Oberst in einer Akte und stellte ihm Fragen, die seinen bisherigen Dienst betrafen. Schließlich sagte er, Gipwin müsse eine Baustelle übernehmen. Es handele sich um einen Schacht, und er solle einen Major ablösen, der ihm die entsprechenden Unterlagen übergeben werde. Wieder stieg er in das Auto und wurde auf der gleichen Straße etwa einen Kilometer zurückgekarrt, um endlich rechts der Straße nach Orlamünde noch vor Großeutersdorf unmittelbar an einer Felswand zu landen, vor der ein Schuppen und zwei Baracken standen.

Tatsächlich empfing ihn dort ein energisch wirkender Major, der ihm seine Mannschaft von 23 Pioniersoldaten übergab, die in einer der Baracken stationiert war. Der Major erklärte ihm seine Aufgabe und führte ihn zu dem Schuppen, in dem die Männer sich zum Erstaunen des Leutnant in die Tiefe des roten Sandsteins bohrten. Der Schacht hatte eine Größe von fünf mal fünf Metern und war erst vier Meter tief. Die Bauzeichnung besagte, er solle zwölf Meter tief werden. Gipwin stand vor der Grube, starrte auf die schaffenden Männer und fragte den Major, wozu das Ganze gut sei.

„Das, Herr Leutnant, weiß kein Schwein“, war die Antwort des Majors Georg Gusow, der sich am selben Tag von der Truppe und von Gipwin verabschiedete und in Richtung Orlamünde verschwand.

Gipwin sah sich um, gewissermaßen der Orientierung halber. Am Atlantik war es oft ein wenig stürmisch gewesen, klein war man im Angesicht des gewaltigen Wassers, das wie eine Urgewalt rauschend an die Felsen schlug und mit beständigem Dröhnen in Ohren und Körper drang.

Hier stand er vor einer rötlichen Felswand, der Berg dahinter nannte sich Walpersberg und stieg steil wie eine Insel aus den Tälern rundum in die Höhe. Vor ihm lag die Straße von Kahla nach Orlamünde, ein paar Meter dahinter eine mehrgleisige Bahnstrecke, die von Berlin kam und nach München verlief, und hinter den Gleisen floss die Saale, die gerade an dieser Stelle

einen schönen Bogen nach Nordosten beschrieb. Erst kam die Felswand, der Schuppen und die Baracken, dann die Straße und schließlich der Bahndamm und sodann der Fluss. Alles war dicht beieinander. Dahinter lag das Saaletal und wiederum hinter dem Tal, ein ganz klein wenig nordöstlich, erblickte er die Leuchtenburg. An der Saale hellem Strande, dachte er, stehen Burgen stolz und kühn. Und er stand auch, mit dem soeben angenähten SD-Streifen am Ärmel, stolz an seinem neuen Standort. Seine Aufgabe war geheim und kriegswichtig. Der Oberst hatte sogar gesagt, sie sei kriegsentscheidend.
Er übernahm seine kriegsentscheidende Aufgabe am 28.5.1942, indem er am Rand des Schachtes stand und seine Männer anfeuerte. Die bohrten sich mühsam in den Sandstein, wobei er viel lernte. Er kam dahinter, dass der Stein lebte, dass Steine wachsen und dass man herausfinden muss, wie sie gewachsen waren.
Am 12. August hatten seine Männer, alles brave deutsche Pioniere, die verlangte Tiefe von 12 Metern erreicht. Bis zum 28. September hatten sie den eigentlichen Schacht hochgemauert, einen Stein stark und hinterwärts mit Beton vergossen, wobei sie unten, auf der Westseite des Schachtes, eine vier mal drei Meter breite Öffnung zum Fels hin freiließen, die sie mit einem Eisenträger überbrückten. Die Männer meinten, der Schacht wäre für Jahrhunderte gemacht, er stürze nie ein. Dies glaubte ihr Vorgesetzter auch.
Wenige Tage nach dem 28. September erschien ein Arbeitskommando von den so genannten Gustloffwerken in Weimar, allesamt Schlosser und Fachleute, besahen sich den Schacht und begannen, einen Aufzug zu bauen. Sie arbeiteten so routiniert, dass man glauben musste, es wäre schon der zehnte oder zwanzigste, an dem sie arbeiteten. Es entstand am Ende eine riesige Plattform, die den ganzen Schacht ausfüllte, mit einem Elektromotor bewegt wurde und dreizehn Zentner Tragkraft hatte. Der Aufzug war bis Ende Januar ‘43 installiert.
Die Männer des Leutnant Gipwin machten nun normalen Dienst oder schlugen die Zeit tot. Er, Gipwin, hatte sich inzwischen eine dreiundzwanzigjährige Kriegerwitwe aus Kahla angelacht. Ihr Mann, ein Gefreiter, war schon neununddreißig in Polen gefallen, und die Witwe, sie hieß Hedda und war ein strammes, thüringisches Weibsbild, vertrat die Auffassung, dass genug getrauert

und die Zeit der Entbehrungen vorüber sei. Gipwin war der gleichen Meinung, beteuerte allerdings, dass für ihn eine Heirat in diesen Zeiten so gut wie unmöglich wäre. Die Witwe fand sich damit ab, indem sie sagte, dass sie die Zeit des Krieges genießen wolle, der Friede werde fürchterlich.
Seine kriegswichtige Aufgabe, so schien es, war offenbar erfüllt. Es tat sich nichts, weder im Januar noch im Februar '43. Die Männer faulenzten herum. Sie dauernd zu schleifen, widerstrebte ihm. Schließlich, Anfang März, bedeutete man ihm in Kahla, er solle auf den Schacht Acht geben und immer mal in die Tiefe schauen.
Am 14.3. hörte er ein dumpfes Poltern im Schuppen, öffnete das immer geschlossene Tor und eilte hinein. Er beugte sich über den Rand des Schachtes und prallte zurück. Auf der Plattform standen einige kahl geschorene Männer, ihre abgerissene Arbeitskleidung war staubbedeckt, sie hielten die Köpfe empor und stierten, als wären sie blind wie die Maulwürfe, in die Sonnenstrahlen, die durch das geöffnete Tor in den Schacht fielen. Sie sahen aus, als hätten sie schon lange nicht mehr ein solches Phänomen gesehen und schnatterten, der Leutnant glaubte russische Laute zu hören, erstaunt in das grelle Licht über ihren Köpfen.
Inzwischen hatten sich einige der Soldaten um ihren Leutnant versammelt und glotzten gemeinsam mit ihm in die erhobenen, bleichen Gesichter der Russen, von denen ein paar ihre Finger zum Munde führten und das wahrscheinlich einzige Wort in deutscher Sprache riefen, welches ihnen geläufig war. Es lautete: Brot. Einer der Soldaten holte, offenbar aus christlicher Nächstenliebe, tatsächlich eilig ein Kommisbrot und schmiss es hinunter, wo es im Fluge aufgefangen wurde und verschwand. Dies war offensichtlich notwendig, denn schon tauchte mitten zwischen den Häftlingen ein Offizier auf, es war ein Hauptmann, der sie energisch und wütend in den Stollen scheuchte. Er kam schließlich mithilfe des Aufzugs herauf und schnauzte den verdatterten Leutnant Gipwin an, wie er zulassen könne, dass seine Männer mit Häftlingen auch nur ein einziges Wort wechselten. Er kenne wohl nicht das Verbot solcher Kontakte? Der Leutnant lief rot an. Keiner seiner Männer hätte ein Wort mit den Leuten da unten gesprochen.

Der Hauptmann beruhigte sich und teilte mit, dass weder die Soldaten noch er, der Leutnant, den Stollen betreten dürften. „Warten Sie“, so knurrte er ärgerlich, „weitere Befehle ab“. Er trat vor das Tor des Schuppens, warf einen Blick auf Straße und Gleisbett, sah zur Leuchtenburg mit zusammengekniffenen Augen wegen der ungewohnten Sonne, wandte sich um und verschwand wieder im Untergrund.
Eine Stunde später fuhr der Leutnant Gipwin, aus Trotz oder wegen seines Ärgers über dén Hauptmann, mit dem Aufzug hinunter und starrte in den Stollen, ohne auch nur einen Schritt hineinzugehen. Er sah einen sauber ausgehauenen Schlund vor sich, Vier Meter breit und drei Meter hoch, der schnurgerade und vollkommen waagrecht, erhellt von Lampen in etwa jeweils zehn Meter Abstand, sich in weiter Ferne verlor. Etwa vierzig Meter vom Schacht weg erspähte er Feldbahngleise, die mit dem Stollen sich in Richtung Westen davonmachten. Er glaubte sogar in fünfzig oder sechzig Meter Entfernung ein Nebengleis zu erkennen. Das war alles.
Am nächsten Tag stellte er fest, dass das Feldbahngleis bis zum Schacht verlegt worden war.
Am 20. 3. erhielt er in Kahla einen Befehl. Kaum war die Dunkelheit hereingebrochen, rumpelte es im Schacht. Häftlinge beluden den Aufzug mit großen, fahlglänzenden, metallenen Gegenständen. Auf dem nächstgelegenen Gleis der Reichsbahn neben der Straße hielt ein Zug mit sieben offenen Wagons, und seine Männer mussten nun alles verladen, was aus dem Schacht quoll, und die Metallsegmente mit Planen abdecken.
Von diesem Zeitpunkt an bis zum 12.3.45 wurden jede Nacht zwei Züge mit jeweils sieben Wagons von den Männern der Einheit Gipwin beladen, die mitunter nach Süden, zumeist aber nach Norden fuhren. Die Soldaten sahen, dass es Tragflächen waren, auch Teile von Flugzeugrümpfen, rätselten aber ohne Ergebnis wegen des Typs. Es waren auch ungewöhnliche Triebwerke und Segmente von Raketen dabei, die sie ebenso wenig einzureihen vermochten. Hinzu kamen noch sonderbare, kreisförmige Gebilde vollkommen unbekannter Bestimmung.
Es gab keinerlei Möglichkeit für die Soldaten festzustellen, woher diese ungeheuren Mengen Material eigentlich kamen. Die Segmente stiegen Nacht für Nacht und unaufhörlich mit dem

Aufzug in die Höhe und rollten mit den Wagons werweißwohin. Es war ein Rätsel, welches niemand zu lösen vermochte. Mit der Arbeit, die um die Mitte des Jahres ‘44 im Walpersberg einsetzte, wo die Me 262 gebaut werden sollte, hatte das Ganze nichts zu tun, so viel war sicher.
In der Nacht vom 11. zum 12.3.45 wurden die letzten Teile verladen. Anderntags erhielt Gipwin, der im Februar zum Hauptmann befördert worden war, den Befehl, den Aufzug sieben Meter hochzufahren und zu verkeilen. Die fünf Meter über dem Aufzug sollte er sorgfältig verfüllen und die Oberfläche derart gestalten, dass sie von der Umgebung nicht zu unterscheiden war.
Seine Männer arbeiteten angestrengt bis zum 20.3., bauten schließlich Baracken und Schuppen ab, und der Hauptmann begab sich mit seiner Truppe am 22.3. nach Schaala in eine Kaserne. Jetzt hieß es: Auf an die Front, der Feind steht im Land und muss zurückgeschlagen werden.
Jedoch, es geschah ein Wunder. Der Hauptmann Gipwin wurde zu seinem Erstaunen entlassen, nachdem er noch einmal einen fürchterlichen Eid geschworen hatte. Der verschloss ihm ein für alle Mal das Maul, was seine Tätigkeit während der Kriegszeit betraf.
Seine Männer hingegen begaben sich gruppenweise und in Abständen in einen Raum einer anderen, abgelegenen Kaserne, um ihren Einsatzbefehl entgegenzunehmen. Sie saßen in einer Reihe zu fünft auf Stühlen wie Hühner auf der Stange, und während sie warteten, griffen alle von einer Sekunde auf die andere zu gleicher Zeit nach ihrem Herz, als hätten sie einen jähen Schmerz verspürt. Sekunden später waren alle tot, wurden blitzschnell von einem SS-Kommando hinausgetragen und auf der Rückseite der Kaserne auf einen LKW gestapelt. Es dauerte nicht lange, und die nächsten fünf kamen an die Reihe.
Am Abend des 25.3., man befand sich wohlgemerkt in der Karwoche, etwa 19 Uhr, waren es 53 Mann, darunter vier Offiziere, die als Leichen auf einem großen LKW sauber aufgeschichtet waren. Ein Toter ist klein und braucht nicht viel Platz. Das SS-Kommando von 20 Mann stieg auf einen zweiten LKW, und ab ging die letzte Reise übers Schöne Feld, die Fuchswarte und über Nahwinden und Döllstedt in Richtung Kleinhettstedt.

Kurz vor diesem Ort bog die Kolonne nach rechts ab und fuhr zum kleinen Kalmberg, der 467,3 Meter hoch ist. Am Ostrand des Berges, etwa 100 bis 200 Meter von der höchsten Erhebung entfernt, warfen die SS-Leute die Leichen in eine Grube, die schon vorbereitet war. Sie war vier Meter breit, sieben Meter lang und vier Meter tief. Um Mitternacht war die Grube zugeschaufelt und alle Spuren waren verwischt.

Der Hauptmann Gipwin war ein Glückspilz. Er wusste nichts vom Schicksal seiner Männer und konnte sich rasch nach Nürnberg durchschlagen, um seine ebenso glückliche Mutter in die Arme zu schließen.

Siebenundvierzig Jahre später, es war im Sommer '92, fuhr er mit seinem Wagen ins schöne Thüringerland und verharrte still und in Erinnerungen schwelgend in Kahla vor dem Haus seiner damaligen Angebeteten. Später stand er vor der rötlichen Felswand und sah stumm auf eine bestimmte Stelle zu seinen Füßen. Woher zum Teufel, dachte er, mochte wohl damals das Zeug gekommen sein, und wohin, er glotzte nun auf die Gleise, ist es transportiert worden. Dann sah er auf die Leuchtenburg über dem Saaletal. An der Saale hellem Strande, fuhr es ihm durch den Sinn, stehen Burgen, stolz und kühn.

Nurflügler

Was den Nurflügler betrifft, so begann alles mit der ungewöhnlichen Idee eines gescheiten Jungen namens Walter Horten. Ein Flugzeug, so dachte er, braucht nur einen Flügel, um zu fliegen. Der Rumpf ist Ballast, der mitgeschleppt wird. Im oder am Flügel, der schließlich den Auftrieb bewerkstelligt, könnte alles untergebracht werden, was man benötigt.
Der intelligente Bursche, 1912 in Bonn geboren, muss bereits in den Zwanzigerjahren auf diese Idee gekommen sein, denn schon 1929 ließ er gemeinsam mit seinem jüngeren Bruder Reimar Horten, der in Fallingbostl geboren wurde und ebenso wie er von der Luftfahrt besessen war, die ersten Segelmodelle fliegen.
Die Brüder schienen über genug Geld zu verfügen. 1933 hoben die ersten Gleiter mit 12 Meter Spannweite ab und erzeugten gewaltiges Aufsehen wegen ihrer ungewöhnlichen Formen.
Walter Horten studierte Naturwissenschaften in Dresden, sein Bruder desgleichen in München. Während dem experimentierten sie immer weiter und erregten Mitte der Dreißigerjahre offenbar das Interesse der Wehrmacht.
Es ging dann alles sehr rasch. Im März '37 wurden die Brüder Horten zu einem Gespräch ins Reichsministerium für Luftfahrt gebeten. Bei dieser Gelegenheit wurden die Weichen gestellt. Im Juni des gleichen Jahres verpflichteten sie sich für 12 Jahre zur Wehrmacht und begannen ihren Dienst im Rang eines Hauptmanns.
Sie sahen sich plötzlich als Mitglieder einer geheimen Forschungsgruppe, zu der 12 Offiziere, alles Ingenieure, zählten. Sie unterstanden dem Heereswaffenamt in Gottow südlich von Berlin. Die Gruppe nannte sich angeblich Abteilung STV, was wohl Sondertypversuche heißen sollte.
Am 23.3.37 hatten sich indessen 150 Häftlinge aus dem Konzentrationslager Sachsenhausen auf einen Marsch begeben, der sie über Oranienburg und Kremmen nach Börnicke und weiter ins Luch über Ebereschenhof bis nördlich vom Teufelshof führte.
In dieser Einöde begannen die Häftlinge (unter ihnen befanden sich fast 80 Maurer) eine Fabrik zu bauen. Sie war am Ende 30 Meter breit, 50 Meter lang und 10 Meter hoch. Im Anschluss

daran entstand eine Betonpiste vor der südlichen Stirnwand der Fabrik, die sechs Meter breit und 160 Meter lang war.
Im März ‘38 war die Arbeit beendet, und die Brüder Horten konnten gemeinsam mit ihren Parteigenossen, beide waren seit ‘33 bzw. seit ‘34 Mitglieder der NSDAP, mit ihren eigentlichen Forschungen und Experimenten beginnen.
Die Häftlinge blieben übrigens in der Fabrik und wurden mit der Zeit zu vorzüglichen Flugzeugbauern. Nur ihr Ende, es waren zu dieser Zeit noch immer 150, scheint etwas ungewöhnlich. Am 23.3.45 marschierten sie nämlich mit 57 Soldaten und vier Offizieren über Friesack Richtung Segeletz, bogen im Wald jedoch nach links ab und liefen weiter bis zur Gabelung vor Dretz.
Dort, immer noch im Wald und 20 Meter vom Weg entfernt, mussten sie eine drei Meter tiefe Grube schachten und sich hineinlegen, was sie auch brav taten, da es Schlafenszeit war. Man schrieb den 26.3. und es war acht Uhr des Abends, als die Soldaten auf die Abzüge ihrer Sturmgewehre drückten.
Die Häftlinge besaßen alle die deutsche Staatsangehörigkeit. Abgesehen von diesem letzten Augenblick ihres noch nicht einmal dreißigjährigen Lebens war es ihnen, im Verhältnis zu anderen Häftlingen des dritten Reiches, gut gegangen.
Sie waren dringend gebraucht worden. Unter ihren Händen und mithilfe der Ideen der Erfinder und Ingenieure entstand der Prototyp einer Maschine, die ihresgleichen auf der ganzen Welt vergeblich suchte.
Im Januar 1940 standen vier Jagdmaschinen in der Halle, die sich Horten XVII nannten und jeweils über zwei Motoren verfügten, die zusammen 4000 PS leisteten. Der Nurflügler hatte eine Spannweite von 14 Meter, war neun Meter lang, hatte eine Besatzung von zwei Mann, verfügte über drei Bordkanonen vom Kaliber zwei Zentimeter, hatte ein einklappbares Fahrwerk und flog 750 Stundenkilometer schnell. In den beiden Tanks befanden sich 900 Liter Benzin, mit denen das Gerät 2 400 Kilometer weit flog.
Die Höhe des Flugzeugs betrug 2 Meter siebzig, das Gewicht 9 430 Kilogramm und die Gipfelhöhe 12 Kilometer. Und was das Wichtigste war: es hatte fantastische Flugeigenschaften, wie die Testpiloten versicherten. Starten konnte es auf einer Piste, die

weniger als 130 Meter maß, und es landete auf einer Strecke von etwa 150 Metern. Geflogen wurde die Horten zu Testzwecken nur in der Nacht und über einem gering besiedelten Gebiet. Es kam noch ein großer Vorteil hinzu. Sie konnte in drei Segmente zerlegt transportiert werden, was der absoluten Geheimhaltung, die verlangt wurde, sehr entgegenkam.
Es war die einzige Maschine der Brüder Horten, die in Serie ging und zwar in erheblichem Ausmaß. Und doch wurde sie nie am Himmel gesehen. Nicht einmal die Brüder Horten wussten, wohin die hergestellten Maschinen verschwanden. Um dies zu erforschen, müssen wir uns weiter nach Süden begeben, genauer gesagt nach Thüringen, ins grüne Herz Deutschlands.
Die Diplomingenieure, Ingenieure und Doktoren vom Teufelshof, wie wir den Standort nennen wollen, hatten eine bedeutende Leistung vollbracht. Daher regnete es Beförderungen. Es traten uns plötzlich leibhaftige Gruppenführer und Standartenführer entgegen, denn allesamt waren sie ab Mai ‘40 vom SD übernommen worden. Walter Horten war ab Mai ‘41 Gruppenführer. Dennoch geistert er noch heute als Major durch die Literatur. Mehrere Obergruppenführer, einer davon gleichzeitig Dr. und Dipl. Ing., waren ebenfalls dabei. Wir werden sie bei der Serienfertigung kennen lernen. Während sie nach Thüringen ausschwärmten, kamen neue Dipl. Ing. und SD-Offiziere zum Standort Teufelshof und entwickelten und experimentierten weiter bis zum März ‘45, ohne auch nur ein einziges Mal einer feindlichen Bombe ausgesetzt gewesen zu sein.
Der unerquicklichste Teil der Geschichte ist jener von den Häftlingen in Thüringen, ihrer Arbeit am Nurflügler und ihres weiteren Schicksals. Was im Zusammenhang damit erzählt werden muss, ist nicht nur entsetzlich, sondern auch vollkommen unglaubhaft und nicht nachvollziehbar in der heutigen Zeit. Dennoch, da es dazugehört, muss es in allen Einzelheiten dargelegt werden.

Am 15.3.1938 erreichten um 20 Uhr sechs Wagons mit etwa 500 Häftlingen aus Dachau den Güterbahnhof der thüringischen Stadt Arnstadt. Es handelte sich um deutsche Strafgefangene in ziviler Kleidung, die außerhalb des eigentlichen Konzentrationslagers in sieben Baracken gesessen hatten und bei deren Auswahl nur eines wichtig war: sie mussten jung und kräftig sein und vor

allem aus Bauberufen kommen. Darüber hinaus waren Bergleute besonders gefragt, aber auch Schlosser, Klempner, Mechaniker usw.
Die Häftlinge marschierten durch Arnstadt ins Jonastal und erreichten um 1 Uhr ein Lager mit der Bezeichnung Löbchen-Ost, wo es sechs Baracken gab, die sie belegten. Am 18.3. marschierten sie den selben Weg zurück bis ins so genannte Kalte Tal kurz vor Arnstadt. Sie bogen dort nach links ab, stiegen in einen drei Meter tiefen Schacht und verschwanden in einem drei Meter breiten Stolleneingang, dessen Schlund im Kalkstein ihnen wie das Tor zur Hölle vorkommen musste. Viele der Häftlinge, nämlich weit über 400, sahen in den Augenblicken vorher ein letztes Mal für viele Jahre einen Nachthimmel mit Mond und Sternen.
Nun marschierten sie unter dem trüben Licht nackter Glühbirnen zwischen und neben Feldbahngleisen viele Kilometer in südwestliche, südliche und schließlich östliche Richtung. Dann hörte mitten im Stein der Stollen auf, und an dieser Stelle befand sich ihr Arbeitsplatz für die nächsten acht Jahre. Da es unter den Häftlingen ehemalige Wandervögel gab, welche glaubten, die Orientierung nicht verloren zu haben, äußerten eben diese, sie befänden sich etwa zwischen Suhl und Ilmenau, und über ihnen läge der Thüringer Wald. Sie sollten bald Aufklärung erhalten.
Am 23.3. also nur eine Woche später, erreichten drei weitere Wagons mit 230 Häftlingen aus Dachau den Güterbahnhof in Arnstadt. Die Häftlinge marschierten diesmal durch die Stadt zur Bittstädter Landstraße. Etwa 22 Uhr stolperten sie von der Straße nach links in einen Wald, gerieten dort auf einen Seitenweg und verschwanden sogleich in einem drei Meter tiefen Schacht, von dem aus ein Stollen nach Westen verlief. Sie liefen über ein Dutzend Kilometer und bogen dann ab in Richtung Süden. In der Nähe einer Bahnlinie entstiegen sie einem Schacht, der 37 Meter hoch war, woraufhin nach Osten durch eine Stadt marschiert wurde, die Zella-Mehlis hieß. Schließlich gelangten sie, über die Schmücke marschierend, in ein Lager mit 14 Baracken und 1300 Häftlingen, welches sich in der Nähe von Neustadt am Rennsteig befand.
Hier wurden aus den 230 Häftlingen acht Arbeitskommandos gebildet. Eines dieser Kommandos, 43 Mann stark, marschierte am 29.3. über Allzunah in Richtung Stützerbach. Vor diesem

Walddorf und Kurort, idyllisch gelegen, bogen sie von der Straße ab auf einen Waldweg, der östlich von jener Bahnlinie verlief, die nach Schleusingen führte. Nach etwa 200 Metern erreichten sie einen Stolleneingang rechts vom Waldweg, wo sich der Berg steil erhob und wo er links vom Weg steil zur Bahnlinie hin abfiel. Der Stollen war drei Meter breit und 530 Meter lang. Auf dieser Strecke hatte er ein erhebliches Gefälle und endete in einem Hohlraum, in dem sich etwa 500 Häftlinge bemühten, den Stollen zu verbreitern und gleichzeitig auszumauern. Jetzt erst erfuhren diese Häftlinge, worunter sich die „Wandervögel“ befanden, wo sie arbeiteten. Die 43 Mann waren von Allzunah genau zwei Kilometer nach Norden marschiert. Findige Häftlinge erklärten, sie müssten sich demnach nicht einmal einen Kilometer südlich von Stützerbach befinden. Dies war tatsächlich der Fall. Der Berg, in dem sie schufteten, war der so genannte Wildstall mit einer Höhe von 747 Metern.

Die 43 Mann marschierten übrigens im September 1941 wieder ab und führten in der Folgezeit sehr interessante Arbeiten aus. Nur eine davon soll wegen ihrer Merkwürdigkeit erwähnt werden. Am 16.1. 43 marschierten sie bis zum Schloss Callenberg bei Coburg und wurden in einem Wirtschaftsgebäude untergebracht. Ihre Arbeit bis zum Ende des Krieges: Sie luden jede Nacht von Lastkraftwagen Kisten ab und stapelten sie auf 10 LKW, die auf dem Schlossgelände stationiert waren. Die Kisten umfassten genau einen Kubikmeter Es waren in jeder Nacht im Durchschnitt etwa 230. Die Häftlinge, die tagsüber schliefen, hatten es nicht schlecht getroffen, waren guten Mutes und studierten nebenbei die Buchstaben auf den Kisten. Es waren immer zwei. Sie lauteten zum Beispiel : ES/DE/KH/FR/SU/PO/SV/SW/MS/OM/GR. Es gelang diesen Häftlingen herauszufinden, dass die Kisten Kunstgegenstände enthielten und dass unter anderen KH ohne allen Zweifel Königreich Holland, PO Polen und OM Ostmark bedeutete.

Ihr Vorgesetzter war ein Standartenführer Kustos. Die Häftlinge verschwanden am 5.3.45.Sie liegen, allesamt erschossen, in einer Grube, die sie sich selbst schaufeln mussten, im Wald östlich von Neundorf.

Doch zurück zum Wildstall und zu den Nurflüglern. Am 13.3.41 erreichten 550 Häftlinge in sechs Wagons die schöne Stadt

Arnstadt. Sie kamen diesmal aus Plaszow, der Stadt des Menschenfreundes Oskar Schindler, und zwar aus dem dortigen KZ, das eigentlich nur ein großer Sklavenmarkt war. Als sie um 20 Uhr aus ihren Wagons stürzten, waren sie von der Fahrt, die sie von Krakau bis nach Thüringen geführt hatte, vollkommen erschöpft und wie erschlagen. Dennoch marschierten sie tapfer durch die Stadt bis ins Kalte Tal, wo sie nach rechts abbogen und im Stollen siebeneinhalb Kilometer südwestwärts liefen. Dann bogen sie ab nach Süden, marschierten knapp 20 Kilometer und daraufhin weitere 1,3 Kilometer nach rechts, also nach Westen. Hernach ging es erneut nach Süden, aber nur 330 Meter, denn mit einem Mal betraten sie eine unterirdische Fabrik, in der über 500 Häftlinge letzte Hand anlegten, um sie in Gang zu bringen. Die Neuankömmlinge standen verblüfft und maßlos erstaunt in einer hell erleuchteten Halle von 630 Metern Länge, 20 Metern Breite und 15 Metern Höhe. Die Decke wurde von zwei Reihen mächtiger Pfeiler getragen, es gab zwei Laufbänder und unzählige Maschinen und eine abgetrennte Abteilung von 20 x 30 Metern, wo die Häftlinge in Dreistockbetten schliefen und wo sie ihre freie Zeit verbringen mussten.

Am 3.4.41 wurde mit der Produktion begonnen. Gearbeitet wurde in zwei Schichten von je 12 Stunden. Im April entstanden sechs Maschinen vom Typ Horten XVII. Im August waren es schon 19. Motoren und Rohmaterial kam durch den Stollen, der nach Norden ging. Die fertigen Maschinen, in Segmente zerlegt, verließen die Fabrik über einen Stollen, der nach Westen verlief, 220 Meter lang war und in Höhe der Bahnlinie unmittelbar vor ihm den Berg verließ. Dort wurden die Flugzeugteile in der Nacht auf Wagons verladen, die in Richtung Stützerbach rollten. Der Stollenausgang war fünf Meter breit und fast drei Meter hoch.

Die Fäkalien der Häftlinge wurden in verschlossenen Behältern durch den drei Meter breiten Stollen zu jenem Waldweg gebracht, der oberhalb der Schienen lag. Dort wurden sie auf LKW verladen. Das Essen für die Häftlinge kam durch den gleichen Stollen in die Fabrik und wurde mit hoher Wahrscheinlichkeit vom Hammergrund bei Ilmenau geholt. Es gab an diesem Standort eine oberirdische Fabrik des Reichsluftfahrtministeriums (Wagonbau Gotha), die über eine entsprechende Küche verfügte.

Freilich wunderten sich dort die Frauen über die ungeheuren Mengen der Portionen, die sie zubereiten mussten, da sich in ihrer Fabrik nicht einmal 120 Arbeitskräfte befanden.
Jene Häftlinge, welche den Fäkalientransport bewerkstelligten und sich als einzige für Stunden in der oberirdischen Welt aufhielten, vermochten Seltsames zu erzählen. Da, wo sie die Scheiße hinschafften, so sagten sie, war ein riesiges, betoniertes, über 100 Meter tiefes Loch, in das sie die Fässer entleeren mussten. Das Loch befände sich in einem Wald, und andere Häftlinge hätten ihnen erzählt, es würde dort die Scheiße von 23 unterirdischen Fabriken sorgfältig aufbewahrt. Diese Fantastereien wurde selbstverständlich nicht geglaubt, die Häftlinge jedoch von den anderen beneidet, da sie, wenn auch nur in der Nacht, an die frische Luft kamen und Mond und Sterne sehen konnten. Selbst die Scheiße wurde nämlich in der Nacht transportiert.
Bei der Herstellung des Hohlraums war die Erde übrigens auf Wagons verladen und gleichfalls in den Nächten über Ilmenau und Arnstadt bis hinter Gotha nach Fröttstedt transportiert worden. Von Fröttstedt aus, da dieser Ort über ausgedehnte Schienenanlagen verfügte, verschwand das Gestein mithilfe von Feldbahnen beim Bau der Reichsautobahn und am Rand der Hörselberge östlich von Eisenach.
Wohin aber verschwanden nun die 530 bis zum 8.3.45 fertig gestellten Nurflügler? Drei der Maschinen konnten nicht mehr per Reichsbahn weggebracht werden und stehen noch heute in der Fabrik. Alle anderen rollten per Bahn durch Ilmenau bis nach Plaue kurz vor Arnstadt. Der Bahnhof dieser winzigen Stadt am Fuße des Thüringer Waldes war recht ausgedehnt und verfügte über eine unerklärliche Anzahl von Nebengleisen, deren Bedeutung langsam erkennbar wird.
Am Ende eines überaus lang gestreckten Bahnsteiges, etwa 20 Meter von den Gleisen entfernt, befand sich ein 12 Meter tiefer Schacht von 5 x 5 Meter Durchmesser, der unter einem Behelfsbau verborgen war und bewacht wurde. In diesem Schacht verschwanden die Segmente der 527 Maschinen vom Typ Horten XVII.
Die Kenntnis dieses Schachtes ist einem Mann namens Herbert Eichhorn aus Gräfenroda zu verdanken. Er war von 1941 an als Weichenwärter auf dem Bahnhof Plaue eingesetzt und hat lange

nach dem Krieg trotz einer Schweigeverpflichtung seine Kenntnisse weitergegeben. Dies nur am Rande. Was er nicht wusste: Die Segmente der Maschinen wurden in einem Stollen sehr weit nach Osten gebracht, und zwar mit Menschenkraft und mithilfe von Plattenwagen, die auf Feldbahngleisen bewegt wurden. Um dem Ort der Verlagerung näher zu kommen, müssen wir uns wieder ins Jahr 1938 zurückbegeben.

Am 28.2.38 erreichten 230 Häftlinge von Dachau mit drei Wagons den Bahnhof von Rudolstadt. Kurz nach 20 Uhr marschierten die Häftlinge nach Schaala, einem Vorort der Stadt, wo auf einem Kasernengelände sechs Baracken standen, in denen sie sich einquartierten. Anderntags wurden fünf Kommandos gebildet, und ein Kommando, 43 Mann stark, marschierte am 3.3. in Richtung Kahla. Die Häftlinge beschrieben während ihres Marsches einen großen Bogen, liefen dabei aus unerfindlichen Gründen etwa 100 Kilometer und befanden sich am Ende etwa 55 Kilometer von ihrem Ausgangsort entfernt auf einer Burg, die berühmt ist wegen ihrer Geschichte, wegen ihres besonderen Aussehens und wegen ihres guten Zustands

Die Häftlinge liefen in einen Keller und fuhren mithilfe eines Aufzuges in die Tiefe. Unten angekommen, marschierten sie in einem vier Meter breiten Stollen drei Kilometer Richtung Osten und bogen dann ab, um 300 Meter nach Norden zu laufen. Dort befand sich ein Hohlraum von 30 Meter Breite und etwa 15 Meter Länge. Geschuftet wurde an dieser Stelle von 130 Häft-lingen, deren Zahl nun auf 173 angewachsen war. Der Hohlraum wurde am Ende 230 Meter lang, 20 Meter hoch und 30 Meter breit. Der entstandene Bunker (er wurde sogleich ausgemauert und betoniert) verfügte über vier Stockwerke. Die Arbeiten wurden mit Ablauf des Jahres 1940 abgeschlossen. Es war dies der Bunker, in dem sich die Mehrzahl der Nurflügler befinden. Er ist nicht erreichbar, es sei denn, man würde einen der erwähnten Schächte öffnen, um ihn nach einem langen Marsch untertage zu finden.

Unser 43-Mann-Kommando wurde am 7.3.45 in der Nähe der Kehltalstraße, die vom Tal der Wilden Gera nach Oberhof führt, erschossen.

Die letzte Arbeit des Kommandos hatte darin bestanden, in der Nähe des heute eingetrockneten unteren Sieglitzteiches einen 2,5 Kilometer langen und drei Meter breiten Stollen ins Gestein zu

treiben. Ende August ‘44 waren sie damit fertig geworden. Während der anschließenden Monate bis zu ihrem Tod wurden von den Häftlingen große Kisten mit der Aufschrift SU in eben diesen Stollen eingelagert.
Aber zurück zu den Nurflüglern. Wo, zum Teufel, kamen die Motoren her? Wie nicht anders zu erwarten, gab es unter den Männern nördlich vom Teufelshof einen Diplomingenieur, der ausschließlich für die Motoren unserer Maschine zuständig war. Er ließ, indem er zwischen Teufelshof und Dessau hin und herpendelte, acht Prototypen in den dortigen Junkerswerken entwickeln, die den Ansprüchen der Horten XVII entsprachen. Es handelte sich bei diesem Menschen um den späteren Obergruppenführer Dipl. Ing. Otto O. der, südlich von München aufgewachsen, Jahrgang ‘12 war und von ‘32 bis ‘37 in Berlin Naturwissenschaften studiert hatte. Der Motor, den er ab Mai ‘38 entwickeln ließ und dessen Bau im September ‘39 abgeschlossen war, wog 430 Kilogramm, war nur 70 Zentimeter hoch und konnte gut im Flügel der Horten untergebracht werden.
Am 13.6.1940 meldete sich O. zusammen mit anderen Fachleuten im hinteren Bereich der Munitionsfabrik Polte II bei Rudisleben in der Nähe von Arnstadt. Sie saßen einem Obergruppenführer gegenüber, der Gerhardt Stoput hieß und ihnen mitteilte, dass sie allesamt vom SD übernommen seien, O. als Gruppenführer übrigens, und dass sie wegen ihrer zukünftigen Arbeit für Großdeutschland einen weiteren Eid leisten müssten. Sodann wurden sie gemeinsam nach Tambach-Dietharz gekarrt. Sie fuhren weiter zum Vierpfennigshaus und von dort zum Leinagrund südlich von Finsterbergen.
An jener Stelle, wo sich heute der so genannte Erlebnisbereich Brandleiteteich befindet, etwa 60 bis 70 Meter davon entfernt, verschwanden sie in einem drei Meter breiten Stollen und marschierten 530 Meter in südöstliche Richtung. Dort angekommen, standen sie in der Fabrik, in der die Motoren gebaut werden sollten.
Die Produktion begann ab März 1941 mit 1 130 Häftlingen. Die Einzelteile kamen von Dessau und verschwanden in dem bekannten Schacht bei Plaue. Durch einen Stollen, der vom Osten kam, erreichten sie die Fabrik, deren Größe übrigens jener bei Stützerbach entspricht. Hergestellt wurden insgesamt 2 650

Motoren bis zum 7.3.45. An diesem Tag verblieben 14 davon in der Fabrik, wo sie noch heute vor sich hindämmern.
Die 1130 Häftlinge verließen, nachdem man ihnen mitgeteilt hatte, sie würden entlassen, am 8.3.45 die Fabrik durch den Stollen nach Westen. Sie marschierten reichlich 30 Kilometer bis in den Raum Stadtlengsfeld, kamen an die Erdoberfläche und standen verblüfft und voller Hoffnung vor einem Personenzug mit 12 Wagons, die sie erwartungsvoll bestiegen. Sie waren in Deutschland bisher nur mit Güterwagons transportiert worden. Es war ein gutes Zeichen.
Der Zug dampfte um Mitternacht ab und erreichte nach geschlagenen 12 Stunden die Stadt Dessau. Hier mussten die Häftlinge aussteigen. Es hieß, dass es jetzt ins letzte Sammellager gehe, wo die Entlassung erfolge. Sie marschierten vom Bahnhof zuerst auf der Kühnauer Straße und dann auf der Hauptstraße gen Westen in Richtung Aken.
Im Wald vor Aken bogen sie nach links ab, übrigens immer in Gruppen zu 250 Mann, die im Abstand von 500 Meter marschierten. Sie legten eine Strecke von genau einem Kilometer in diesem Wald zurück und standen plötzlich vor einer Kreuzung von Wegen, wo sie in eine Grube sahen, in der Leichen lagen. Die Grube maß etwa 15 x 20 Meter und war vier Meter tief. Sie mussten hineinspringen, wurden hineingestoßen, es gab kein Ausweichen, vereinzelte Schüsse fielen, wenn sich Häftlinge weigerten und zu schreien begannen, bis alle schließlich in der Grube und auf den Leichen standen, voller Wut, Verzweiflung und ohne Ausweg.
Was nun geschah, vollzog sich in wenigen Sekunden, und es geschah lautlos. Ohne dass ein Schuss fiel, brachen die Häftlinge zusammen. Manche von ihnen hatten vielleicht zwischen den Ausbrüchen ohnmächtiger Wut noch ein vibrierendes Summen gehört, vielleicht auch eine Sekunde lang etwas gesehen oben auf dem Grubenrand, doch gleich darauf waren alle tot.
Dies war das Ende von 1130 Häftlingen, vormals vorzügliche und fleißige Motorenbauer, in einer Grube im Akener Wald bei Dessau. Wir bezeichnen dieses Loch mit der Nummer sieben. Es enthält etwa 3500 Skelette. Dem Führungspersonal der Motorenfabrik erging es erheblich besser. Die Ingenieure und Offiziere verließen sie am 13.3.45 und begaben sich nach Erfurt.

Hinter ihnen wurde von Soldaten der Eingangsstollen auf etwa acht Meter Länge verschlossen. In Erfurt saß das Führungspersonal bis zum 19.3. in einer Kaserne im Steiger. Die Männer wurden schließlich zu einem Oberst Helmut Lenke befohlen, der mit ihnen ein Gespräch führte.
Hier soll nur das dargestellt werden, was dem Obergruppenführer Otto O. bei dieser Gelegenheit widerfuhr. Er erhielt vom Oberst Lenke seinen Entlassungsschein und darüber hinaus 50 000 Reichsmark Überbrückungsgeld, die ihm über eine vielleicht schwierige Zeit hinweghelfen sollten. Zum anderen schwor und unterschrieb er einen Eid, der sinngemäß folgendermaßen lautete: Ich schwöre bei Gott, über meine Tätigkeit vor und während des Krieges Schweigen zu bewahren. Sollte ich diesen Eid brechen, bin ich ein Verräter am Nationalsozialismus und verdiene den Tod.
Nach seiner Unterschrift wurde ihm ein Codewort mitgeteilt, eine Parole sozusagen. Es war der Name eines stummen Fisches. Eines Tages, so der Oberst, würde ein Mann zu ihm kommen, der diese Bezeichnung nennen würde und dem er vollkommen vertrauen könne. Es ist anzunehmen, dass der Oberst Lenke mit den anderen Männern der Führungsmannschaft des Motorenwerkes ähnlich verfuhr.
Am Tag danach schwärmten sie als unschuldige Zivilisten vor allem nach Westen und Süden aus, um ihre Heimatorte oder sonstige mit hoher Wahrscheinlichkeit zertrümmerte Städte zu erreichen, wo sie sich sicher glaubten. Im Strom der Entwurzelten dieser Wochen und Monate gingen sie unter.
Der Zivilist und Dipl. Ing. Otto O. wohnte unbehelligt südlich von München, bis es im Mai 1950 an seine Tür klopfte. Es erschien ein Herr, ehemals Adjudant eines Oberstgruppenführers, also eines Generalobersts, der kameradschaftliche Grüße überbrachte und ganz nebenbei den Namen eines stummen Fisches erwähnte. Er übergab 30 000 DM, die erste von drei gleichen Raten, die dem Obergruppenführer zustünden, wie er sagte, und bat um die Erfüllung einer wichtigen Aufgabe.
Sie, so erläuterte er, bestehe darin, jährlich einmal drei wichtige Standorte zu kontrollieren und zu fotografieren. Pro Standort erhalte er dafür eine Aufwandsentschädigung von 1000 DM. Er, der Adjudant, werde die Fotos bei ihm abholen. Dann erläuterte

er anhand von Karten die Standorte auf den Meter genau und beschrieb im Einzelnen, was es dort gäbe, damit O. wusste, dass es hier um die äußerst wichtige materielle Grundlage der Bewegung ging.
Unser Dipl. Ing., um es kurz zu sagen, erfüllte diese Kontrollaufgabe in Treue fest mit der ihm eigenen Gründlichkeit und mit hohem Verantwortungsbewusstsein bis zum Jahr 1989. Dann wurde er leider krank und siechte an der Alzheimerschen dahin, um '94 zu sterben. Auch der Generaloberst wurde zwei Jahre später hinweggerafft. Wer heute die Kontrollgänge absolviert und ob sie überhaupt noch stattfinden, ist unbekannt.
Die drei Stellen befinden sich, wie nicht anders zu erwarten, südlich von München und waren von unserem Obergruppenführer leicht zu erreichen. Sie liegen zwischen Murnau am Staffelsee, Böbing und Oberhausen.
Der erste Standort in der Nähe von Achberg ist ein drei Meter breiter Stollen, der 130 Meter lang ist und 650 große Kisten mit wertvollen Gegenständen aus der Ostmark enthält.
Der zweite ist ein ebenso großer Stollen, nur 150 Meter lang und in der Nähe von Eglfing. Dort befinden sich 830 große Kisten mit Gegenständen deutscher Herkunft. Sie stammen mit hoher Wahrscheinlichkeit aus Museen in Ostpreußen., Westpreußen oder Oberschlesien.
Der dritte ist ein ebensolcher Stollen mit einer Länge von 180 Meter in der Nähe von Böbing, gefüllt mit 940 großen Kisten, deren Inhalt aus Estland stammen soll.
Doch wieder zurück zu unseren Nurflüglern. Die Fabrik unter dem Wildstall war mit dem Code 09575 versehen. Die verantwortlichen Männer in der Führungsmannschaft waren unter anderen folgende:
1. Ein im Februar '45 zum Obergruppenführer ernannter Dr. und Dipl. Ing. Kurt Gocht. Er wohnte ab 1940 in Ilmenau, Ludendorfstraße 12, und hatte schon bei Nauen mitgearbeitet. Er beschäftigte sich in erster Linie mit den Flugeigenschaften der Maschine. Seine Entlassung erfolgte am 18.3.45 in einer Kaserne im Erfurter Steiger. Nach dem Krieg wohnte er in Hamburg und starb angeblich im Jahr 1993. Geboren wurde er 1913. Die Bedingungen bei seiner Entlassung waren die gleichen wie im Falle O.

2. Gruppenführer Friedrich Kowus, verantwortlich für die Tragfläche des Nurflüglers. Er wohnte ab 1940 in llmenau zur Untermiete. Am 18.3.45 in Erfurt entlassen, erhielt er im Gegensatz zu den anderen nur 30 000 RM Überbrückungsgeld. Er wohnte nach dem Krieg in Schleswig-Holstein und hatte die Aufgabe, lediglich einen verborgenen Stolleneingang zu kontrollieren und jährlich zu fotographieren. Der Stollen (es handelt sich um einen riesigen unterirdischen Bunker, in dem sich eingelagerte, in Thüringen hergestellte Flugscheiben befinden) liegt zwischen Husum und Flensburg. Die Gegend ist nur dünn besiedelt. Seine Kontrollgänge sollte er seltsamerweise immer im November machen, was er auch brav bis 1994 tat. Hernach riss die Verbindung ab. Kowus wurde nach der Wende, nämlich im Jahr '94, von einem Bekannten nach Ilmenau gefahren und brachte vier Tage in einem Hotel zu, um die Stätten seines Wirkens zu besuchen. Er konnte überaus befriedigt feststellen, dass alles noch in Ordnung war.

3. Ein Gruppenführer Ossu Iszuu, 1913 in Estland geboren. Er studierte von '33 bis '37 in Berlin und war als frisch gebackener Dipl. Ing. vom Nationalsozialismus so sehr begeistert, dass er sich für 12 Jahre freiwillig zur Wehrmacht meldete und 1938 beim Heereswaffenamt landete. Er war in der Forschungsgruppe bei Nauen zuständig für Auftriebs- und Strömungsberechnungen. Am 1.11.40 erreichte er die Fabrik bei Stützerbach und wohnte zur Untermiete in Ilmenau. Am 18.3.45 erhielt er in Erfurt eine neue Identität und lebte fortan als braver deutscher Staatsbürger in München. Für ihn war nur eine Kontrollaufgabe vorgesehen, die aber sehr wichtig war und gewissenhaft bis 1996 wahrgenommen wurde. Er fuhr in jedem Jahr einmal in die Gegend von Schweinfurt. Östlich der Stadt fotografierte er einen verborgenen, ziemlich großen Stolleneingang in unmittelbarer Nähe einer Autobahn. Er führt zu einem zweistöckigen Bunker, der einen Kilometer lang ist und Jagdflugzeuge enthält, die nie gesehen wurden. Ihre Bezeichnung: Mess. 5857. Sie flogen sehr viel schneller als der Schall und konnten eine Gipfelhöhe von 15 000 Metern erreichen. Das Flugzeug glich, kurz gesagt, einem sehr kleinen, aber äußerst bösartigem Insekt. Es war in Thüringen hergestellt worden.

4. Ein Gruppenführer und Dipl. Ing. Otto Gmund, 1913 bei Münster in Westfalen geboren. Nach dem Studium in Berlin war er bei Nauen dabei und kam bereits als Standartenführer im

August 1938 in den Raum Ilmenau. Er war sozusagen als Aufsichtsführender beim Bau der unterirdischen Fabrik dabei und während der Produktion Stellvertreter des Kommandeurs der Fabrik.
5. Ein Gruppenführer und Dipl. Ing. Immo E., 1908 in Cottbus geboren. Er studierte bis 1935 Ingenieurwissenschaften an der TH in Dresden. Ab '36 begann er im Auftrag des Heereswaffenamtes mit Forschungen am Nurflügler der Brüder Horten. Am 3.1.40 kam er auf Grund eines Marschbefehls nach Thüringen und wurde am 6.1. in der Polte II vergattert. Am nächsten Tag war er in Stützerbach. Er erhielt am Ende des Krieges ebenfalls eine neue Identität und wohnte in Düsseldorf. Seine Kontrollaufgabe bestand darin, einen Stolleneingang im Teutoburger Wald in der Nähe von Detmold zu kontrollieren. Der Stollen soll sechs Meter breit, 640 Meter lang sein und mehrere tausend große Kisten mit russischem Eigentum enthalten. Er kontrollierte und fotografierte von 1950 bis 1988.
Es könnten noch ein Dutzend Personen genannt werden, die alle an verantwortlicher Stelle in der Stützerbacher Fabrik gearbeitet haben. Hier noch zwei, die gemeinsam mit Dr. Gocht und dem Gruppenführer K. in einem Auto von Ilmenau, wo sie wohnten, nach Stützerbach zu ihrer Arbeit und zurück fuhren.
Der eine hieß Dr. Hans Krönig, nannte sich Regierungsrat und wohnte in Ilmenau, Steinstraße 29. Am Ende des Krieges war er Standartenführer. Er hat sich ab dem 3.12.40 in Thüringen aufgehalten und war in der Fabrik unter dem Wildstall verantwortlich für die Qualitätsendkontrolle. Studiert hatte er Naturwissenschaften von '28 bis '35 in Berlin. Seit August '35 war er mit den Brüdern Horten bekannt. Ab Ende '35 arbeitete er im Heereswaffenamt. Er starb '84 angeblich in München.
Der andere, der gleichfalls in diesem Auto mitfuhr, war ein Ingenieur Hermann Beck, wohnhaft in Ilmenau, Wilhelmstraße 13. Er war ab Oktober '37 bei der Truppe und wurde im April '42 zum Gruppenführer des SD ernannt. Verantwortlich war er für die farbliche Behandlung des Nurflüglers. Diese Farbe, die Radarstrahlen absorbierte, wurde von einer Wissenschaftlergruppe im Hammergrund bei Ilmenau zusammengerührt. Der Auftrag dazu war im November 1940 in Berlin-Reinickendorf in der Lindauer Straße 45 erteilt worden und zwar von einem

Oberstgruppenführer des SD. Die Gruppe bestand aus fünf Chemikern, zu denen noch ein Professor aus Leipzig stieß, dessen Name ebenfalls bekannt ist. Ein Dr. Wilhelm K. führte sie an. Im Dezember '41 stand die Farbe zur Verfügung. Sie wurde im Ohrdrufer Farbenwerk hergestellt. Am Ende des Krieges, als die Amerikaner Thüringen besetzt hatten, suchten sie verzweifelt nach dieser schwarzen Farbe und waren überaus glücklich, in Arnstadt fündig zu werden.

Hier der Bericht eines Zeitzeugen nach einem Protokoll, welches am 16.5.1962 im Turmzimmer der Wachsenburg bei einer Befragung von Bürgern angefertigt wurde. Sie erfolgte angeblich auf Initiative der Abteilung Kultur des Rates des Kreises. In Wahrheit stand das MFS dahinter. Bei der Befragung eines Lehrers mit Namen Gülland sagte dieser: „Vom 15. April an musste ich mit weiteren ca. 20 Arnstädtern im ehemaligen Mitteldeutschen Werk arbeiten. Wir mussten auf LKW der Amis aus den Hallen 2 und 3 die Güter verladen. In die anderen Hallen durften wir nicht, die wurden streng von den Amis bewacht. Im Materiallager fand einer von uns einige Eimer mit schwarzer Farbe, und er fragte, ob er diese mitnehmen könne. Der Ami war plötzlich kopflos - nix arbeiten - ins Freie - schnell, schnell. Eine halbe Stunde danach waren ca. 8 Jeeps da mit Amis in Zivil. Hans Wege (der Entdecker der Farbe) erhielt von einem hohen Ami eine echt goldene Armbanduhr mit einem Eigentumsschreiben in Englisch und Deutsch von einem General unterschrieben. Er wurde vor allen belobigt und brauchte nicht mehr zu arbeiten. Er habe einen großen Schatz der deutschen Nazis gefunden, welcher noch eine große Rolle in der Geschichte haben werde. Hans Wege wurde einige Tage danach mit seiner Frau und seinem Sohn Werner mit ihren Möbeln auf einem LKW der Amis von Arnstadt weggebracht. Er sagte uns noch, er ziehe erst nach Wiesbaden und dann in die USA, er brauche nie wieder zu arbeiten, das hätten ihm die Amis versprochen." Soweit der Lehrer Gülland.

Der Dr. Wilhelm K. indessen ging nicht in die USA. Er blieb vielmehr seiner Bewegung treu. Bevor er 1979 starb, hat er 25 lange Jahre vier Standorte jährlich kontrolliert und zwar immer im November. Da er in oder bei München wohnte, erhielt er ein Kontrollgebiet nördlich von Freising zugeteilt. Die ersten drei

Depots enthalten nur große Kisten, wenn auch sehr viele. Beim vierten Standort jedoch, er liegt im Dürnbucher Forst, soll es sich um einen sehr großen dreistöckigen Bunker handeln, in dem angeblich 530, wie K. sich ausdrückte, „Foo-Fighter“ verborgen sind. Der Dürnbucher Forst ist oder war ein Sperrgebiet. Der Stolleneingang zu der Anlage befindet sich jedoch außerhalb dieses Gebiets.

Doch zurück nach Stützerbach. Ein anderer Offizier, der nach der Wende die beiden Stolleneingänge begutachtete, war der ehemalige Gruppenführer und Dipl.-Ing. Gerhardt Kustnes. Er wohnte bis zu seinem Tod im April ‘98 im Raum Augsburg, war begeisterter Bergsteiger und erhielt daher drei Standorte südöstlich von Garmisch-Partenkirchen zugewiesen, schon in Österreich gelegen, die er jährlich kontrollierte. Die Verbindung riss jedoch im Jahr 1994 ab. Vom 12. bis 16.5.94 hielt er sich in einem Hotel in Ilmenau auf. Er war mit einem großen, dunklen BMW vorgefahren, und es war ihm ein Vergnügen, die Stolleneingänge unversehrt und nach wie vor verschlossen vorzufinden und zu glauben, er sei der Einzige, der sie kenne. Auch im Jonastal und auf dem Gelände der Polte II war er zu erblicken, wie er suchend und schauend hin und her wanderte.

Ein anderer, der Gruppenführer Otto Elwow, verantwortlich für die Kontrolle der Häftlinge und für die 85 Soldaten der Wachmannschaft, eine Art Sicherheitsbeauftragter also unter dem Wildstall und ‘78 gestorben im Raum Regensburg, muss ebenfalls unbedingt erwähnt werden. Seine Aufgabe nach dem Krieg bestand darin, einen Standort zu kontrollieren, der uns im Zusammenhang mit den Flugscheiben noch einmal begegnen wird. Er liegt im Raum Hof unmittelbar an einer Bahnstrecke und ist außerordentlich interessant. Elwow wusste allerdings nicht, was sich an dieser Stelle befindet.

Es könnte noch von einem braven deutschen Schlossermeister erzählt werden, einem Ilmenauer, der als Parteimitglied im Mai 1940 aufs Rathaus zu Ilmenau bestellt wurde und dort einem Zivilisten gegenübersaß, der jedoch Gruppenführer war. Im Nu war unser Schlossermeister vereidigt und im SD und Hauptscharführer für 530 Reichsmark im Monat. Der Gruppenführer hieß Kovat und hatte sein Büro im Rathaus. Der Schlossermeister arbeitete hingegen ab sofort unter dem Wildstall und hatte die

gesamte technische Einrichtung zu kontrollieren und den Betrieb der Maschinen aufrecht zu erhalten. Was ihn auszeichnete, war der Umstand, dass er die Häftlinge gut behandelte, soweit es in seiner Macht stand.
Die gute Behandlung der Häftlinge durch den Ilmenauer Schlossermeister war dennoch nutzlos, da die Häftlinge am Ende den Weg aller anderen gingen. Am 7.3.45 um 20 Uhr stiegen die 1 050 Mann samt ihren 85 Bewachern in 10 Personenwagen eines Zuges, der vor dem unteren Stolleneingang stand und auf sie wartete. Es hieß, sie würden entlassen. Der Zug befand sich am 8.3. um acht Uhr in Dessau. Sie marschierten auf der bekannten Straße, bogen ab in den Wald und landeten, immer 250 Mann, in Grube 11. Um 14 Uhr waren alle tot. Dabei soll es vorgekommen sein, das die Hälfte einer solchen Gruppe ausbrechen und flüchten wollte. Die Häftlinge kamen keine zehn Meter weit. In der Grube befinden sich etwa 4 400 Skelette.
Nun war die Fabrik unter dem Wildstall nicht die einzige, in der unterirdisch die Horten XVII hergestellt wurde. Im Juni 1940 erreichte ein Obergruppenführer und Dipl.-Ing. Otto K. gemeinsam mit fünf anderen Ingenieuren das Land Thüringen und wurde in Polte II vergattert. Daraufhin fuhren sie von Arnstadt über Ohrdruf, Oberhof und Suhl nach Bad Salzungen. Bei Urnshausen verschwanden sie an einem Waldrand in einem Stollen, der 330 Meter in der Länge maß und in einer Fabrik unter dem Pleß endete, die 30 Meter breit und 630 Meter lang war. Sie sahen drei Laufbänder und vier Reihen mächtiger Pfeiler. K. wurde als Kommandeur der Fabrik eingesetzt. Er war Herr über 1 340 Häftlinge, 24 Mann Führungspersonal und 85 Soldaten. Im Januar ‘42 begann die Produktion und erbrachte bis zum 7.3.45 740 Horten Nurflügler, von denen 9 Maschinen in der Fabrik verblieben.
Die Flugzeuge verließen das unterirdische Werk über einen Stollen, der südlich von Dietlas an der Bahnlinie aus dem Berg kam. Die Reichsbahn beförderte sie in den Nächten über Eisenach, Gotha und Ohrdruf nach Plaue, wo sie gemeinsam mit jenen vom Wildstall in dem bewussten Schacht verschwanden, um schließlich in den bekannten Bunker eingelagert zu werden. Dort sollen sich insgesamt 1 330 befinden. Die Häftlinge bestiegen am 10.3. einen Personenzug mit 13 Wagons südlich von

Dietlas und fuhren frohgemut der Freiheit entgegen, wie sie glaubten. Sie endeten am 11. im Akener Wald bei Dessau.
Die Führungsmannschaft verließ die Fabrik am 17.3. Hinter ihr wurde der Personalstollen bei Urnshausen auf neun Meter Länge verschlossen. Entlassen wurden die Männer am 22.3. im Erfurter Steiger mit der üblichen Prozedur.
Am 13.4.45 war K. angeblich in Ulm. Von 1950 bis 1990 hatte er fünf Standorte zu kontrollieren. Dann wurde er von einem Jüngeren abgelöst, da er schon 82 Jahre zählte. Die Standorte befinden sich alle östlich von Haigerloch. Er kontrollierte und fotographierte immer nur im November. Im Juli '93 tauchte K. in einem Hotel in Bad Salzungen auf, blieb dort sieben Tage und verbrachte sie mit ausgedehnten und gründlichen Inspektionen. 1998 starb er neunzigjährig in dem festen Glauben, seine Pflicht erfüllt zu haben.
In einem Buch mit dem Titel: „Die Geheimwaffen des dritten Reiches" von Michael Derrich aus dem Jahr 1990 heißt es: „Am 14.4.45 erreichte das V. Corps der 3. US Armee die Fabrik in Friedrichroda der Gothaer Wagonfabrik und beendete dort den Bau der Horten IX oder HO 229 V-3". Dies ist so nicht richtig. Die Produktion der Horten-Maschine im EKA Werk endete mit dem 5.3.45. Dort war die Horten XVII seit Anfang einundvierzig in Serie hergestellt worden. Es wurden insgesamt 240 Maschinen produziert. Das Werk war eine von zwei Fabriken, in denen dieses Flugzeug oberirdisch in Serie gebaut wurde. Die Fabrik befand sich an der Straße von Friedrichroda nach Tarbarz, hatte ein Ausmaß von 30 x 100 Meter und beherbergte 590 Häftlinge polnischer und russischer Herkunft. Außerdem waren 85 Soldaten und 24 Mann Leitungspersonal dort stationiert, letztere alles Ingenieure, Meister und sonstige Spezialisten.
Die Häftlinge (alles Polen) waren am 13.8.40 von Plaszow nach Arnstadt gekommen. Im August '41 kamen noch 50 Russen hinzu. Alle Häftlinge verschwanden am 7.3.45 aus der Fabrik, in der sie auch geschlafen hatten, marschierten zum Bahnhof Reinhardsbrunn und fuhren in 10 Wagons der Reichsbahn nach Gotha, wo 500 weitere Häftlinge zustiegen, die im Hörselberg vor Eisenach in einer unterirdischen Fabrik eine höchst interessante Jagdmaschine hergestellt hatten. Die 1090 Häftlinge erreichten Dessau am 8.3. und wurden im Akener Wald in Grube

acht getötet, in der sich insgesamt etwa 4 400 Skelette befinden müssen. Kommandeur der Fabrik in Friedrichroda war ein Obergruppenführer Torsten Gowos. Sein Stellvertreter war gleichfalls Obergruppenführer und hieß Urban Foppot. Er war Dipl.-Ing. unternahm am 13.6.43 um 1 Uhr nachts einen Testflug mit einer Horten XVII vom Flugplatz Gotha bis Schleusingen und zurück. Er setzte 1 Uhr 40 wieder auf und war voll des Lobes, was die Flugeigenschaften betraf. Leider, so Foppot nach dem Krieg, hätte Speer seinen Führer verraten und einen Einsatz der Flugzeuge nicht zugelassen. Auf einem Treffen am 13.5.44 im Golfhotel Oberhof hätte er vor 200 Offizieren (die Hälfte davon waren Kommandeure unterirdischer Fabriken) erklärt, dass diese Waffen erst im nächsten Krieg eingesetzt würden. Kein neuentwickeltes Flugzeug dürfe dem Feind in die Hände fallen.

Die 240 Maschinen der Fabrik von Friedrichroda wurden auf großen LKW immer in der Nacht abtransportiert und eingelagert. Hier die Fahrtroute: Friedrichroda, Georgenthal, Gräfenhain, Weiße Mühle südlich von Ohrdruf, Crawinkel, Jonastal, Espenfeld. Im Wald zwischen Espenfeld und Siegelbach verschwanden sie in einem neun Meter breiten Stolleneingang, der drei Meter hoch war und auf einem Luftbild vom 22.3.45 deutlich zu erkennen ist. Ab 24.3. wurde dieser Eingang verschlossen. Auf einem Luftbild vom 9.6.45 ist er nicht mehr auszumachen.

Der Stollen endet nach 230 Metern in einem dreistöckigen, ebenfalls 230 Meter langen Bunker, der 30 Meter breit ist, sich unter dem Gottesholz bei Espenfeld befindet und sowohl die 240 Maschinen enthält als auch 130 Raketen, deren Länge 2,3 Meter und deren Reichweite 500 Kilometer beträgt. Der Stolleneingang ist mit drei Sprengladungen im Abstand von jeweils etwa fünf Metern versehen und nur unter Lebensgefahr zu öffnen.

Schließlich gab es noch eine zweite oberirdische Fabrik, in der die Horten XVII erzeugt wurde. Sie befand sich westlich von Zella-Mehlis, an der Straße nach Meiningen, wo ein kleines Flüsschen, Lichtenau genannt, sich gemeinsam mit einer Bahnlinie nach Benshausen windet. Die Fabrik entstand gleich nach dem Machtantritt Hitlers und produzierte Flugzeugteile. Sie nannte sich RAFU, wurde gebaut im Auftrag der Luftwaffe und

man schob einen Dipl.-Ing. Willy Furch als Besitzer vor. Im Mai ‘43 war dieser Mann Gruppenführer des SD. Die Fabrik hatte lediglich die Größe von etwa 20 x 50 Metern, produzierte jedoch vom Februar ‘43 bis zum März ‘45 140 Nurflügler mit 540 Häftlingen, darunter 45 Franzosen, die alle Metallarbeiter waren. Sie waren am 15.4.42 von Auschwitz nach Arnstadt gekommen. Etwa 22 Uhr war es, als sie im Kalten Tal verschwanden und unterirdisch 20 Kilometer in südwestliche und dann 14 Kilometer in südliche Richtung liefen. Etwa drei Uhr früh kamen sie wie die Wichtelmänner zwischen Benshausen und Zella-Mehlis an der so genannten Roten Wand aus dem Berg, gerade mal 50 Meter von der Eisenbahnbrücke entfernt. Um vier Uhr befanden sie sich in der Fabrik. Am 10.3.45 um 20 Uhr verließen sie die Fabrik wieder und marschierten in die andere Richtung, um am Bahnhof Zella-Mehlis West einen Personenzug mit 10 Wagons zu besteigen. 22 Uhr fuhren sie ab, erreichten Arnstadt, wo 500 weitere Häftlinge vom Buchberg bei Stadtilm zustiegen, die davon sprachen, nur ewig lange Stollen gemacht zu haben. Nun fuhren sie guter Dinge Richtung Dessau, da sie glaubten, es ginge der Freiheit entgegen. Ihre Tötung in Grube 12 im Akener Wald erfolgte am 11.3. in der Zeit ab etwa 12 Uhr.

Der verantwortliche Offizier für den Abtransport der Hortenmaschinen war ein Obergruppenführer mit Namen Peter Glusko. Er war Dipl.-Ing. und verfügte über drei Sechstonner-LKW. Der Weg, obwohl nur zwei Kilometer lang, war sehr beschwerlich und die Einlagerung ist eigentlich nicht vorstellbar. Die Maschinen wurden oberhalb von Zella-Mehlis eingelagert, in einem dreistöckigen Bunker 250 Meter nördlich des Friedrich Ludwig Jahn Denkmals. Der Bunker ist über einen 80 Meter langen Stollen zu erreichen, der unterhalb eines Waldweges beginnt. Er ist angeblich 330 Meter lang und 30 Meter breit. Der Stolleneingang ist auf 10 Meter Länge sorgfältig verschlossen und mit Sprengladungen versehen.

Im Bunker befinden sich die 140 Nurflügler, außerdem aber Flugscheiben und Feststoffraketen, die 4,4 Meter lang sind und einen Durchmesser von 64 Zentimetern haben. Die Flugscheiben von sechs Metern Durchmesser waren von einer unterirdischen Fabrik südlich von Eisenach gekommen. Sie bestanden aus drei Segmenten.

Glusko soll nach dem Krieg im Raum Frankfurt gewohnt haben und dort ‘98 gestorben sein. Kontrolliert hat er bis ‘93, in welchem Jahr die Verbindung abbrach.
Es ging um fünf Standorte in einem Sperrgebiet nahe Fallingbostel. Vier Standorte (es sind Stollen) sind mit großen Kisten gefüllt. Dem fünften Standort, es ist ein großer, lang gezogener Bunker, näherte sich Glusko immer mit großer Vorsicht und ein wenig respektvoll. In ihm stehen nämlich sauber aufgereiht etwa 23 000 Stahlflaschen mit Wasserstoff.
Der ehemalige Obergruppenführer Glusko hielt sich im Mai ‘94 jeweils vier Tage in Hotels in Zella-Mehlis und Bad Salzungen auf, um die Orte seiner früheren Tätigkeit zu inspizieren. Er war sehr zufrieden.
Der Kommandeur der Fabrik, 1912 in Estland geboren, Dipl.-Ing. und Obergruppenführer, erhielt am Ende des Krieges eine neue Identität, lebte als deutscher Staatsbürger in München und hatte vier Standorte zur Kontrolle. Sie befinden sich alle nord-östlich von Landshut. Die ersten drei Standorte sind Stollen mit eingelagerten Kisten voller Kunstgegenstände aus dem Osten. Der vierte Standort ist wiederum ein Bunker, diesmal aus begreiflichen Gründen nahe einer Autobahn und gefüllt mit Flugscheiben.
Er starb ‘98. Vier Jahre vorher, vom 12.5. bis zum 15.5.94 hatte er sich in einem Hotel in Zella-Mehlis aufgehalten und war mit seinem schweren BMW des Öfteren auf der Straße zwischen Zella-Mehlis und Benshausen gesehen worden, wo er sich wahrscheinlich seinen Erinnerungen hingegeben hatte.
Weitere Offiziere der Fabrik waren:
Ein Ingenieur Kurt Alberti. Er war Italiener mit falschem Vornamen. Seine Adresse war Adolf Hitlerstraße 59c.
Ein Dipl.-Ing. Robert Bühler, Hammerrödchen 31, war für die Bewaffnung der Maschinen verantwortlich.
Ein Dr. Kurt Giersch, Rathausstraße 8, der sich großspurig Fabrikdirektor nannte.
Ein Ing. Wilhelm Koch, Albrechtser Weg 8. Er hatte mit der Materialbeschaffung zu tun.
Ein Ober-Ing. August Merz, Hammerrödchen 21, war für die Qualitätskontrolle verantwortlich.
Die Liste könnte fortgesetzt werden. So gab es außer diesen Offizieren noch einen gewissen Karl Maruhn, der unermüdlich

als Vertreter für die Krupp-Germaniawerft Kiel tätig war und sich bei der Materialbeschaffung für beide oberirdische Fabriken große Verdienste erwarb. Er wohnte in Tarbarz in einer Pension und war unter der Telefonnummer 184 zu erreichen. Nicht nur, dass er Dipl.-Ing. war, er wurde auch als Standartenführer bezeichnet und sorgte für den reibungslosen Antransport von Blechen, Aluminiumtafeln und vorgeformten Teilen. Sie wurden auf den Bahnhöfen Reinhardsbrunn und Zella-Mehlis West entladen.

Die Brüder Horten besuchten im Mai ‘41 die unterirdischen Standorte und die beiden oberirdischen Fabriken. Sie gaben gewiss gute Ratschläge und waren ohne Zweifel stolz auf ihre Leistung. Was mit der spielerischen Idee eines gescheiten Jungen begonnen hatte, wurde nun vor ihren Augen in die Tat umgesetzt. Wohin die Maschinen verschwanden, erfuhren sie nicht. Am 28.3.45 wurden beide, jeweils mit 80 000 RM versehen, im Berliner Marstall von einem Oberstgruppenführer entlassen. Als sie in Argentinien starben, hatte ihnen noch immer niemand gesagt, wo sich ihre Flugzeuge befanden. Ebenso wenig wurde ihnen mitgeteilt, was aus den Häftlingen geworden war. Womöglich interessierten sie sich auch nicht dafür.

Perpetuum mobile

Dies ist eine unspektakuläre und nüchterne Geschichte, wenngleich sie, ohne dass ein Schuss fiel, eine Unzahl Tote hinterlassen hat. Eben darum verursachte sie dem Erzähler schlaflose Nächte und kostete ihm Jahre seines Lebens.
Man erzählt sich, dass es in den Dreißigerjahren des vorigen Jahrhunderts in der Stadt Pilsen unter der Obhut der Skodawerke einen verrückten Erfinder mit Namen Frantizek Luvopp gegeben hat, der sich allen Ernstes der Einbildung hingab, ein Perpetuum mobile erfunden zu haben.
Nun weiß jeder vernünftige Mensch, dass man, wenn etwas rauskommen soll, zuvor etwas reinstecken muss. Eine Leistung bedingt also vorher aufgebrachte Energie.
Dieser Narr nun, Sohn der Stadt Pilsen, noch dazu Dipl.-Ingenieur nach sechs Jahren Studium an der Prager Universität, behauptete steif und fest, er hätte das Ei des Kolumbus entdeckt und wolle beweisen, dass er Energie erzeugen könne mit nichts, bzw. mit einer Sache, die nichts koste und sowieso vorhanden sei, nämlich mit dem Sauerstoff der uns umgebenden Luft.
Davon ließ er sich ums Verrecken nicht abbringen. Es gelang ihm tatsächlich, seine Vorgesetzten im Skodawerk so weit zu bringen, dass sie ihn, obgleich von Zweifel und Misstrauen erfüllt, gewähren ließen und noch dazu unterstützten. Er schaffte es sogar, ein paar treue Jünger um sich zu scharen, die ihm vertrauten und mit ihm durch Dick und Dünn gingen, da er sie zu überzeugen verstand.
Luvopp war ein kleiner und unscheinbarer Mensch mit einer dicken Brille, hinter der allerdings wache und wissbegierige Augen funkelten. Mit Recht mied er die Frauen, da sie, wie er glaubte, ihn von jenem Gedanken, den er Tag und Nacht durch seinen Kopf wälzte, ablenken würden. Er folgte hierin, wie auch in anderen Dingen, seinem Vorbild Nikola Tesla, der ein großer kroatischer Erfinder war, zu dieser Zeit aber einsam in einem Hotel in New York hockte und über Erfindungen brütete, von denen er annahm bzw. behauptete, sie würden die Welt erschüttern.Luvopps bester Freund war ein Dipl.-Ing. Ludvig Kiepura. Sie waren beide 1907 geboren worden und schon als Kinder befreundet gewesen. Mit Kiepura arbeitete er zusammen. Ludvig

glaubte fest und unerschütterlich an seinen Freund Frantizek. In der Erfinderwerkstatt des Frantizek Luvopp arbeiteten ab 1936, wenn man Luvopp dazu rechnet, zwei Dipl.-Ingenieure, vier Ingenieure und vier hoch qualifizierte Mechaniker.
Zu Anfang des Jahres 1938, Luvopp versicherte, vorangekommen und bald so weit zu sein, gab es allerdings unduldsame Anfragen und lästige Kontrollen seitens der Direktion. Luvopp kämpfte verzweifelt um den Erhalt seiner Werkstatt. Ein Jahr noch, ein Jahr müsse man ihm noch zugestehn, er stünde kurz vor dem Durchbruch.
Die Herren Doktoren und sonstige hoch gestellte Büromenschen musterten mit zweiflerischen Blicken bei einer Kontrolle der Werkstatt kleine metallene Kästen mit Generatoren und einer Vielzahl elektrischer Gegenstände, und sie sahen misstrauisch auf noch nie erblickte und völlig unbekannte Geräte winzigsten Ausmaßes. Auch gewahrten sie auf kleinstem Raum zusammengepresste Aggregate, die viel zu versprechen, aber wenig zu halten schienen. Die Herren wandten sich verständnislos ab und erwogen schon im Hinausgehen die baldige Streichung der unnützen Investition vieler Tausender Tschechischer Kronen in ein Fass ohne Boden. Während Luvopp sein Werk verbissen fortsetzte, fiel es einem Mann mit Namen Adolf Hitler ein, dem tschechischen Präsidenten Hacha, den er in der Nacht zum 15. März in die Reichskanzlei nach Berlin zitiert hatte, zu erklären, die deutschen Truppen würden in drei Stunden zwecks Rettung der Tschechei in Böhmen und Mähren einmarschieren. Das Land müsse neu gestaltet werden, ein großzügiges Eigenleben, eine hohe Autonomie und eine gewisse nationale Freiheit erhalten.
Bevor der Präsident Hacha erklären konnte, dass sein Land dies alles schon habe, fiel er leider in eine Art Ohnmacht. Ein vorsorglich bereitstehender Arzt brachte den alten Mann mit einer belebenden Spritze wieder auf die Beine. Jetzt musste er mit Entsetzen anhören, wie Göring erklärte, dass seine Flugzeuge durchaus in der Lage wären, innerhalb kürzester Zeit halb Prag in Schutt und Asche zu legen.
So kam es zur Unterschrift und zum erzwungenen Einverständnis des tschechischen Staatspräsidenten Hacha zur Besetzung der Tschechoslowakei. Die bekannte Geschichte nahm ihren Lauf.

Der Tscheche Frantizek Luvopp wurde durch den harten Marschtritt deutscher Kommissstiefel erheblich in seiner Gedankenarbeit und in seinen erfinderischen Bestrebungen gestört. Er und seine Leute beobachteten mit großer Sorge, mit welcher Neugier deutsche Fachleute die Skodawerke überschwemmten, eine der großen Rüstungsschmieden Europas, von der bereits 1923 ein völlig unbekannter Mann mit Namen Adolf Hitler erklärt hatte: „Eines Tages werden wir dieses Werk unter unserer Kontrolle haben“.

Nun, was machten sie, die beiden Tschechen Kiepura und Luvopp mitsamt ihren Ingenieuren und Technikern? Listig wie die Füchse schlichen sie mit allem, was sie hatten, in einen anderen Bau. Sie beluden kurzerhand einige LKW mit dem, was sie bisher geschaffen, und begaben sich nächtens aufs Land, zu dem winzigen Ort Strapole, etwa zwölf Kilometer nordöstlich von Pilsen gelegen. Von Strapole aus rollten sie noch 600 Meter nach Osten, um in einer miesen Werkstatt von zehn Meter Breite und fünfzehn Meter Länge unterzukommen. Hier fühlten sie sich sicher. Und kaum hatten sie sich eingerichtet in diesem unauffällig und abseits gelegenen Gebäude, welches übrigens den Skodawerken gehörte, schon forschten sie wieder, und ungebremster Erfindergeist machte sich unbekümmert breit. Dies war im April ‘39.

Zu Anfang des Sommers im Jahr 1940 meinte Luvopp, sie würden es wohl in etwa zwei Monaten geschafft haben. Der entscheidende Durchbruch, so glaube er sagen zu können, sei gemacht. Kiepura daraufhin, begeistert und voller Optimismus: „Und was das Beste ist, was uns passieren konnte: die Herren Deutschen lassen uns in Ruhe. Wir sind gewissermaßen durch den Rost gefallen“.

„Ja,“ antwortete Luvopp, „besser durch den Rost, als auf dem Rost.“

Tatsächlich hatten die Deutschen an dem Brocken Skodawerk schwer zu schlucken, da er ein weit verzweigter und unübersicht-licher Industriegigant war und sie sich in erster Linie für die gewaltige Waffenfertigung interessierten.

Aber dennoch, Kiepura und Luvopp hatten vergessen, die entsetzliche Gründlichkeit dieser Menschen ins Kalkül zu ziehen. Im August nämlich, zwei Monate später, die Ingenieure und

Techniker der Luvoppschen Werkstatt hatten tags zuvor den Durchbruch mit Sekt gefeiert, da der erste Strom gewissermaßen aus dem Nichts heraus geflossen war, betraten fünf gut angezogene und überaus höfliche Zivilisten die Werkstatt. Unter ihnen befand sich ein tschechischer Landsmann, der den Übersetzer spielte. Sie kämen von der Firmenleitung und hätten durchaus nicht die Absicht, zu stören, müssten aber überall nachschauen. Es stünden mitunter Leute auf den Gehaltslisten, die womöglich dieses Gehalt gar nicht verdienten, und so kämen sie eben mal vorbei, um zu schauen, ob in der Werkstatt des Herrn Dipl.-Ing. Luvopp auch ordentlich gearbeitet werde. Was die Herren denn mittlerweile erreicht hätten?

Oh Gott. Der entscheidende Moment schien offenbar gekommen und guter Rat war teuer. Es blieb die Hoffnung, dass Luvopp sich bescheiden und klug verhalten und nur zurückhaltende und untertreibende Äußerungen von sich geben würde.

Aber weit gefehlt, diese Annahme. Es scheint, dass Erfinder und Entdecker von gewissen Geheimnissen in den entscheidenden Momenten regelrecht ihren Verstand verlieren. Der Stolz dieser besessenen Menschen, um nicht den Ausdruck Genies zu gebrauchen, ihr Stolz also und ihre Einbildung, Bedeutendes geleistet zu haben, verdunkelt den Verstand und lässt ihn sonderbare Wege gehen.

Es floss geradezu aus Luvopp heraus. Die anderen mit Kiepura an der Spitze erstarrten zu Salzsäulen und sahen mit beschwörenden Blicken auf ihren Chef, dessen Redefluss aller Welt verkündete, welche Leistung sie vollbracht hatten.

Nach zehn Minuten erst endeten die Erklärungen Luvopps ein wenig abrupt. Luvopp schien plötzlich verlegen zu sein, und es war, als sei er wieder zu Verstand gekommen. Kiepura hatte die sonderbarsten Grimassen geschnitten, um den Redefluss seines Chefs zu stoppen. Als dies nichts half, wandte er sich den Deutschen zu und starrte in ihre ausdruckslosen Gesichter, auf denen freilich noch immer der Schimmer einer unbeteiligten Höflichkeit zu erkennen war.

Während nun ihr tschechischer Landsmann übersetzte, sah Kiepura wieder auf seinen Freund Frantizek und bemerkte, wie sich dessen Gesicht rötete und seine Augen hinter der Brille erschrocken und unsicher von einem zum anderen glitten. Nicht auf die

Deutschen sah er, sondern vielmehr auf seine Ingenieure und Techniker, und Kiepura kam es vor, als sähe Frantizek in die Gesichter von Richtern und Staatsanwälten.
Der Dolmetscher sprach, und es war, dem Himmel seis gedankt, in den Ohren der Zuhörer ziemlich konfuses und eigentlich unverständliches Zeug, was er von sich gab. Nach allem, was er herausstotterte, war er kein Fachmann. Er schien von der Elektrotechnik etwa ebenso viel Ahnung zu haben wie ein Kleinkind von der Physik. Die Männer der Luvoppschen Werkstatt atmeten auf, der Chef zumal, und bei allen keimte die Hoffnung, der Kelch würde noch einmal an ihnen vorüber gehen.
Nur einer der Deutschen, natürlich war es so ein verfluchter Ingenieur, näherte sich Luvopp und verwickelte ihn in eine Diskussion über die Eigenschaften des Sauerstoffs, wobei er nicht vergaß, immense Zweifel zu äußern, was die Behauptungen Luvopps betraf.
Und wieder, beklagenswerterweise, sprudelte es aus des Erfinders Mund, als hätte sein Gehirn einen erneuten Aussetzer. Er gab erstaunliche Bemerkungen von sich, als ob er glaubte, für das Glück der ganzen Menschheit verantwortlich zu sein. Der Deutsche schwieg still und hörte geneigten Kopfes auf die mühsamen Übersetzungsversuche des Dolmetschers, versank dann in tiefes Nachdenken und musterte wie nebenbei die Geräte, die in der Werkstatt herumstanden.
Am Ende der Inspektion wurde geäußert, dass man die Arbeit anerkenne und dass sie weitergeführt werden solle. Fortschritte seien unverzüglich zu melden.
Als die Herren gegangen waren, begannen hitzige Auseinandersetzungen in der Luvoppschen Werkstatt. Sie saßen in dem winzigen Frühstücksraum einander gegenüber und beratschlagten zu Beginn in durchaus sachlicher Weise. Luvopp schien zerknirscht und gleichzeitig trotzig. Er gebe zu, einen Fehler gemacht zu haben, indem er vom Durchbruch gesprochen hätte, aber es müsse ja weitergehen, das Gerät müsse gebaut werden, jetzt, da sie endlich am Ziel wären. Es laufe alles so, wie es errechnet worden sei. Wir können, so sagte er, viele Jahre Forschungsarbeit nicht beiseite schieben und vergessen. Als Wissenschaftler hätten sie die Verpflichtung ... Hier wurde er von einem Techniker mit Namen Hawelka wütend unterbrochen. „Herr Chef," so Hawelka

mit zornrotem Kopf, „ich scheiße auf die Wissenschaft und auf ihre angeblichen Verpflichtungen, wenn ich sehe, was geschieht. Wir haben uns aus der Welt zurückgezogen in diese gottverdammte Einöde und glauben, etwas überaus Wichtiges für die Menschheit zu tun. Unterdessen wird rund um uns her gemordet, verbrannt und geraubt. Aus dem Land schleppt man weg, so viel man kann, und jetzt wollen sie, Herr Chef, auch noch unser Gehirn dieser Mörderbande vor die Füße werfen."

„Das will ich nicht," fuhr Luvopp auf und sah wie um Hilfe flehend auf seinen Freund Kiepura.

„Sie tun es aber, Herr Luvopp", schrie Hawelka aus Leibeskräften und ohne sich beirren zu lassen. „Sie tun es, während ganz etwas anderes zu machen wäre. Ich will Ihnen sagen, was. All das in dieser verdammten Bude sollte so tief wie möglich vergraben werden, alle Aggregate und alle Dokumente. Und wir, um es offen zu sagen, sollten uns so schnell wie möglich davon machen und zwar bis ans Ende der Welt und noch weiter." Hawelka lehnte sich zornig schnaufend zurück.

„Wohin denn noch," brummte ein Kollege von ihm, „geht ja gar nicht".

Kiepura sah Hawelka erstaunt an und dachte, dass er womöglich doch ein Kommunist war und vielleicht Recht hatte. Er seufzte und sagte leise und eindringlich: „Nicht so heftig, Hawelka, nicht so heftig und so ungerecht. Wir können nicht alle und alles im Stich lassen und wie die Hasen davonlaufen. Die Jahre wären ja verloren. Wie stünden wir da? Mit leeren Händen. Was wir tun, tun wir für unser Land, nicht für die Deutschen."

Hawelka schwieg. Er sah nur Kiepura in die Augen und jener verspürte einen kurzen Augenblick einen Hauch unausgesprochener Verachtung.

Luvopp saß still und dachte, dass er diese elende Politik unendlich hasste. Sie störte nur und rückte ihm auf eine ekelhafte und widerwärtige Art und Weise auf die Pelle. Weggehen? Um Gottes Willen. Das konnte er seinem alten Herrn nicht antun. Der war '75 und stolz auf seinen Sohn. Er wartete auf die Erfindung. Er konnte ihm nicht davonlaufen. Niemals! Er musste weitermachen wie bisher. Luvopp gab sich einen Ruck und richtete sich auf. „Hawelka", seine Stimme war eindringlich und fordernd, „Sie dürfen und können mich jetzt nicht im Stich lassen. Wir sind

bisher eine verschworene Gemeinschaft gewesen und haben zusammen viele Hindernisse überwunden. Wir sind fast am Ziel, und es wäre schändlich, davon zu laufen. Wenn wir eine Waffe erfinden und bauen würden, könnte ich sie verstehen. Unsere Sache ist aber eine friedliche Erfindung für unsere Menschen, für unser Land. Hawelka, sie sehen doch, das diese Leute hinter der Waffenproduktion her sind."

„Herr Luvopp", entrüstete sich Hawelka, „der Generator ist mehr als eine Waffe, sie werden es noch sehen, und, wenn Sie das Glück haben, noch zu existieren, auch erleben. Dann werden sie feststellen, wofür sich diese Bande interessiert."

Erneut mischte sich Kiepura ein. „Seien Sie unbesorgt, Hawelka, wenn es sein muss, führen wir sie an der Nase herum und derart in die Irre, dass sie nichts damit anfangen können. Wir werden uns schon behaupten."

„Es ist ganz gleich, wie es kommt. Unsere Arbeit muss weitergehn", warf einer der Ingenieure ein. „Wir sitzen weitab vom Schuss und können schon darüber froh sein."

Man darf nicht annehmen, dass damit die Diskussion zu Ende gewesen wäre. Hawelka äußerte in den Tagen danach, dass es geradezu Wahnsinn sei, in einer solchen Zeit Glück bringende Erfindungen zu machen. Überhaupt würde er immer misstrauischer gegenüber derartigen Verheißungen. Seine verqueren Betrachtungen gingen so weit, das er meinte, die Nazis wollten auch einen neuen Menschen schaffen, und jetzt könne man sehen, was daraus geworden sei.

Hawelka drang allerdings mit seinen Argumenten nicht durch. Es wurde weitergemacht, und man ließ die Luvoppsche Werkstatt tatsächlich in Ruhe. Es schien ihnen sogar, dass sie besser als zuvor unterstützt wurden, da alle Materialzuteilungen prompt erfolgten. Allerdings fand alle zwei Monate eine Kontrolle statt, jedoch immer wohlwollend und fürsorglich.

Ein einziges Mal befand sich bei dieser Gelegenheit ein Offizier in der Gruppe, der eine Wehrmachtsuniform mit einer Ärmelbinde trug, auf der die Aufschrift SD zu lesen war. Es handelte sich um einen sommersprossigen und rothaarigen Mann in den Dreißigem, der überaus höflich war und nach wenigen Minuten bereits davon sprach, Ingenieur zu sein und deshalb die Arbeit der Kollegen sehr interessant fände. Er hätte an der TH Dresden

studiert und könne sich entsinnen, dass es viele Studenten gegeben habe, die mit den seltsamsten Ideen und Erfindungen schwanger gegangen wären. Er wolle sich dabei nicht ausnehmen. Allerdings sei aus seinen Ambitionen nichts geworden. Doch gerade deshalb fände er die Bemühungen des Herrn Luvopp überaus erstaunlich und interessant, ganz privat sozusagen. Dabei lief er hurtig durch die Werkstatt, schaute auf alle Werkbänke, sah sich die verschiedenen Spulen und Generatoren an, ließ sich die Erklärungen übersetzen und lobte überaus bereitwillig den Fortschritt der Arbeiten. Er wurde, von seiner Seite jedenfalls, geradezu zum Kollegen und verabschiedete sich auch als solcher, wobei er versprach, sich für die Werkstatt in jeder Hinsicht einzusetzen.

Wie gesagt, sie konnten nicht klagen, und es war, als herrsche eine Art Burgfrieden, eine friedliche Zeit gewissermaßen, da sie von allen Seiten unterstützt und gelobt wurden.

1942, Mitte Mai, geschah etwas völlig Unvorhergesehenes und in keiner Weise Angekündigtes. Es tauchte eine Abordnung auf, die aus sage und schreibe sechs hohen Offizieren bestand. Die Uniformen waren diesmal schwarz und selbstverständlich ohne jedes Stäubchen. Die Werkstatt war erfüllt vom überirdischen Glanz gewichster, hochschäftiger Stiefel, der lediglich ein wenig durch die Schwärze der Uniformen gedämpft wurde. Deren silberne Tressen blitzten wiederum verheißungsvoll. Es war, als erschienen die drei Weisen aus dem Morgenland in doppelter Ausführung und viel lebendiger als jene. Einer der Offiziere trug sogar geflochtene Tressen. Der schritt energisch voran und schien ohne Zweifel der Anführer zu sein.

Vor dem Dipl.-Ing. Luvopp eine leichte Verbeugung andeutend, stellte er sich als Brigadeführer Dr. und Ing. Kammler vor, der es sich nicht nehmen lassen wolle, dem berühmten Dipl.-Ing. Luvopp auf der Reise nach Prag einen Besuch abzustatten. Er hätte einen Zwischenstopp eingelegt, da er unendlich neugierig sei auf die Erfindung des Herrn Luvopp, von der er zufällig gehört hätte. Nun verstehe er freilich nicht viel davon. Hinter ihm wurde bei diesen Worten gelacht. Nicht viel, wiederholte er und wandte dabei unwillig den Kopf zu seinen Offizieren. Er sei Bauingenieur und gerademal im Stande, eine Fabrik zu errichten. Von Elektrotechnik verstehe er gar nichts. Diesmal schmunzelten die

Offiziere nur, während Pawelka, der schräg hinter seinem Chef stand, den Brigadeführer Kammler scharf beobachtete und mit Gewissheit feststellte, das dieser Mann ein schiefes Maul hatte. Der rechte Mundwinkel war eindeutig etwas herabgezogen, als trüge der Dr. Kammler eine mühsam verborgene Verachtung mit sich umher, gegen wen auch immer. Aber vielleicht, so dachte Hawelka weiter, obwohl er nicht daran glaubte, war diese Erscheinung auf eine Krankheit zurückzuführen, auf eine Schlaffheit der gesamten rechten Gesichtspartie womöglich. Heftig nachdenkend kam Hawelka schließlich zu dem unsinnigen Schluss, dass es auch eine Verachtung seiner selbst sein könne, von der dieser Mann nicht einmal etwas wusste.

Kammler indessen fuhr fort, den Dipl.-Ing. Luvopp in den höchsten Tönen zu loben. „Wenn es wahr ist, was man mir erzählt hat, sind Sie ein bedeutender Erfinder.“ Es wäre ihm eine Freude, das Gerät, von dem ihm berichtet worden sei, in Augenschein zu nehmen und es sich vorführen zu lassen. Er wolle allerdings nicht stören oder etwa um etwas Unmögliches bitten.

Nun, Luvopp war geschmeichelt. Alle Erfinder sind geschmeichelt, wenn man sie lobt. Man könnte geradezu sagen, dass sie ohne Lob und Schmeichelei verloren wären. Erfinder gehören zu der Zunft der Künstler, die sozusagen für das Glück der Menschheit zuständig und erst durch Lob und Beifall im Stande sind, die Menschheit auch weiterhin zu beglücken. Es genügt ihnen nicht, sich selbst in Ekstase zu versetzen. Sie sind vielmehr erst dann zufrieden, wenn sie andere in den gleichen Zustand gebracht haben.

Luvopp empfand nach den lobenden Worten des Brigadeführers sogar eine gewisse Scham, da er dafür gesorgt hatte, dass ein fertiges Gerät bereits vom Erdboden verschwunden war. Es harrte weitab von der Werkstatt künftigen Zeiten entgegen, wie immer die sich gestalten mochten.

Zwischen Luvopp und dem Dr. Kammler befanden sich auf dem Betonboden der Werkstatt aber weitere zwei Geräte, und zwar ein fertig gestelltes und eines, an dem noch gebaut wurde und in dessen Inneres man blicken konnte.

Luvopp erhob seine Stimme und dankte dem Herrn Dr. für sein Interesse, sprach von dem langen Weg, den sie gegangen wären, von furchtbaren Rückschlägen und vom glücklichen Durchbruch. Und er redete, einmal in Fluss gekommen, von seinen

Oszillatoren, von Operatoren, von Teslaschen Spulen und von einem fantastischen Generator, der Ungeheures leiste. Zur Demonstration ließ er ein Kabel an das fertige Gerät anschließen. Hawelka schleppte es widerwillig heran und legte ebenso missmutig und widerstrebend einige Schalter um, die, wie Luvopp meinte, die öffentliche Stromversorgung von der Werkstatt trennte.

Die Lampen in der Werkstatt erloschen, die laufenden Maschinen verstummten und blieben stehen. Es wurde dunkel und sonderbar still. Wenige Sekunden lang vernahm man das Getschilpe einer Spatzenhorde außerhalb der Werkstatt. Die Offiziere, mit angehaltenem Atem, vernahmen plötzlich ein leises Summen und Surren, Licht flackerte auf, und gleich darauf war alles so glockenhell wie zuvor, und die Maschinen schnurrten weiter, als wäre nichts geschehen.

Die Offiziere standen wortlos und starrten auf das kleine Gerät vor ihren schwarzen Stiefeln. Der Herr Dr. Kammler beugte sich hinab, berührte das Gehäuse, verspürte eine leichte Vibration und bat, man möge das Gehäuse entfernen. Luvopp trat eilfertig hinzu, löste an der Seite des Gerätes ein paar Verschlüsse und sagte: „Bitte sehr, Herr Dr. Kammler“, indem er das Gehäuse abhob und es Hawelka übergab. Die Offiziere glotzten auf den laufenden Generator.

„Wie hoch ist die Leistung dieses Maschinchens?“ erkundigte sich der Brigadeführer, und Hawelka sah, vom Zorn gepackt, wie die rechte Mundhälfte des Doktors sich immer stärker nach unten verzog.

„Bei einer Spannung von 1000 Volt beträgt sie 33 KW, bei 220 Volt entsprechend mehr, etwa 44 KW, wie wir herausgefunden haben“, kam es wie aus der Pistole geschossen aus Luvopps bereitwilligem Mund, während Hawelka vor Ärger kochte.

„Und wo, Herr Dipl.-Ing. Luvopp, befindet sich ihr Stromzähler, von dem sie gewöhnlich ihren Strom beziehen?“

Luvopp wies in eine Ecke der Werkstatt, marschierte bereitwillig voran, die Offiziere stiefelten hinterher, und alle begutachteten hintereinander einen Zähler, in dem sich kein Rad drehte.

Wieder vor dem Gerät, verlangte der Dr. Kammler zu wissen, was es wiege. „33 Kilo“, war die triumphierende Antwort des Erfinders.

„Jetzt, Herr Dipl.-Ing. Luvopp, tun sie mir bitte den Gefallen, das Gerät aus und den normalen Strom wieder einzuschalten“, bat der Doktor. Luvopp gab Hawelka einen Wink. Der, mit einem Gesicht, als hätte er Leibschmerzen, tat seine Pflicht.
Nun marschierten sie wieder zum Zähler, um zu konstatieren, dass er munter seine Runden drehte. Es entstand ein heftiges Palaver, unterdessen sich einige Offiziere immer wieder über das Gerät beugten, als wollten sie mit aller Gewalt in sein Inneres kriechen oder als hätten sie es zum Fressen gern.
Auf einmal begann der Brigadeführer Kammler mit dem Herrn Luvopp französisch zu parlieren, wobei sich herausstellte, dass er gar nicht so dumm war, was die Elektrotechnik betraf. Er gebrauchte plötzlich eine Unmenge Fachtermini, und Luvopp meinte nach dem Besuch, er hätte das Gefühl gehabt, das dieser Dr. Kammler nur so getan hätte, als wäre er ein unbeschriebenes Blatt.
Als die Offiziere gegangen waren, mit den besten Wünschen selbstverständlich und unter Zurücklassung einer Flasche vorzüglichen französischen Cognaks, die von Hawelka sofort verächtlich als geklaut klassifiziert wurde, entwickelten sich in der Werkstatt erhebliche Auseinandersetzungen, die Ende Mai, nach dem Attentat auf Heydrich und nachdem der seinen letzten Schnapper getan hatte, regelrecht kulminierten.
Das ganze Land stand unter Strom, unter Hochspannung gewissermaßen, und mittendrin summten die Generatoren des Frantizek Luvopp ihr verheißungsvolles Lied.
Im Juni, zu ihrer aller Verblüffung, flatterte ein Angebot in die Werkstatt. Luvopp möge seine Rechte an dem Generator verkaufen. Man biete ihm 300 000 Kronen und zwar schweren Herzens, da schon hunderttausende geflossen wären und es nun endlich mal ein Ende nehmen müsse.
Die Männer der Werkstatt erlebten zum ersten Mal, wie ihr Chef, sonst immer ein Mann des Ausgleichs, aus der Rolle fiel und einen Wutanfall bekam, hernach jedoch in tiefe Traurigkeit versank. Aus jener tauchte er wieder empor, indem er schrie, dass er ein solches Angebot, 300 000 Kronen für eine Erfindung, die des Nobelpreises würdig sei, sich nicht gefallen lasse. Dieses Angebot ist eine Beleidigung, schrie er quer durch die Werkstatt. Er verlange zwei Millionen und keine Krone weniger.

Es begann nun eine Schlacht, die den ganzen Sommer über wütete und in der man sich mit Summen bewarf, die genannt und wieder vergessen wurden. Uniformen waren unterdessen nicht zu erblicken. Von einem Dr. Ḱammler wurde nie mehr etwas gehört.
Dann, am 25. Oktober 1942, kam es unter erheblichem Druck zu einem Vertrag. Der Dipl.-Ing. Frantizek Luvopp verkaufte seine Rechte an dem besagten Gerät, Generator genannt, hatte seine zwei fertig gestellten Geräte samt aller Dokumente, Zeichnungen und Berechnungen zu übergeben und noch dazu zwei Ingenieure seiner Wahl zur Verfügung zu stellen, die an einem anderen Ort die eventuelle Fertigung des Gerätes zu unterstützen hätten.
Dafür erhielt Luvopp einen Betrag von 1,5 Millionen Kronen, von denen man offenbar hoffte, er würde sie in neue Forschungen stecken. 500 000 von den 1,5 Millionen verteilte er jedoch sofort an seine Mitarbeiter. Danach fiel er, seelisch gewissermaßen, in ein großes und tiefes Loch, denn ihm war, als hätte man sein bisheriges Leben gestohlen, als wäre es ihm unversehens abhanden gekommen, oder als wäre es einfach zu Ende. Aber zu Ende war es nicht, und auch die Geschichte ist noch nicht zu Ende. Sie läuft immer weiter, wie ein Perpetuum mobile.
Bisher haben wir uns in der Tschechei und danach im so genannten Protektorat aufgehalten. Nun sind wir gezwungen, uns in die Mitte des Altreichs zu begeben, wo die Geschichte ihren Fortgang nimmt.
In der schönen Stadt Arnstadt in Thüringen befand sich seit dem 5. September 1939 ein Standartenführer, der Herr Dr. und Dipl.-Ing. Kurt Coulsen. Er war angeblich hugenottischer Herkunft und 1908 geboren worden. Dieser dunkelhaarige, groß gewachsene und etwas knochige Wissenschaftler und Offizier war ‘38, nachdem er geschlagene acht Jahre an der TH Dresden studiert hatte, als Major zum Heereswaffenamt nach Gottow gekommen. Von Gottow sah er allerdings kein Zipfelchen. Er tauchte vielmehr gleich bei einem Ort namens Gorgast ab in den Untergrund, um an der Arbeit einer 33-köpfigen Gruppe teilzunehmen, die sich mit der Atomforschung befasste. Bei dieser Gelegenheit brachte er zu seinem Erstaunen in Erfahrung, dass an dieser Stelle schon seit 1933 heftig den Geheimnissen des Atoms nachgegangen wurde. Er hatte sich in seiner Gruppe allerdings nur mit der technischen Seite der Angelegenheit zu befassen.

Wie gesagt, am 5. September befand er sich in Arnstadt, wurde mit acht Kollegen vergattert, und allesamt krochen sie am Rand der Stadt in einen unterirdischen, aufs Beste ausgestatteten Bunker, in dem bereits 16 Wissenschaftler in die Geheimnisse der Kernphysik versunken waren. Der Bunker befand sich unter der Halle drei des so genannten Mitteldeutschen Werkes. Untergebracht war unser Dr. ebenso wie die anderen in der Straße „Am Rabenhold“ am Ostrand der Stadt.

Am 3. September 1942 erhielt er den Befehl, von nun an oberirdisch zu arbeiten. Er hatte sich beim Chef der Halle 1 zu melden, einem Gruppenführer namens Otto Enwese, einem Dipl.-Ing., der seinerseits bis zum Oktober ‘40 in dem betreffenden Bunker gearbeitet hatte. Ab 1. November ‘40 war ihm die Führung der Halle 1 übertragen worden. Er war verantwortlich für 18 Ingenieure und 86 Häftlinge, von denen 42 Deutsche und die anderen Polen waren, alles ausgesuchte Werkzeugmacher, Schlosser, Dreher und hochbefähigte Mechaniker. Es wurde an Einrichtungen gearbeitet, die für eine Schwerwasserfabrik bestimmt waren. Der Standartenführer Coulsen wurde als Chefingenieur der Halle 1 eingesetzt und fühlte sich gleich viel wohler auf oberirdischem Terrain.

Mitte Oktober erhielten die beiden einen seltsamen Befehl, der Folgendes besagte:

1. Die Halle 1 vom MDW wird ab sofort aus dem MDW herausgenommen und untersteht dem direkten Befehl des Brigadeführers Dr. Ing. Hans Kammler. Von diesem Teil des Befehls ist der Kommandeur des MDW, Obergruppenführer Oskar Kost, zu verständigen.
2. Ab sofort läuft die Geheimoperation „Generator“. Dazu haben sich Gruppenführer Enwese und Standartenführer Coulsen auf Abruf bereitzuhalten.
3. Der Befehl ist nach Erhalt und Kenntnisnahme sofort zu vernichten.

Am 28. Oktober erhielten sie einen weiteren Befehl, der die Operation „Generator“ auslöste. Die Aufgabe der beiden Offiziere bestand darin, sich mit zwei weiteren Ingenieuren und mithilfe von zwei PKW und einem LKW in das Protektorat in die Nähe eines Ortes mit Namen Strapole zu begeben, dort 17 Kisten und zwei tschechische Ingenieure aufzunehmen und nach

Arnstadt zurückzufahren. Danach würden weitere Anweisungen erfolgen.
Sie fuhren am Vormittag des zweiten November ab und über die Autobahn Richtung Hof bis Weiden in der Oberpfalz, wo sie übernachteten. Am dritten November 13 Uhr erreichten sie, über Pilsen fahrend, Strapole und die Werkstatt des Herrn Luvopp.
Zuerst bemerkten sie eine Gruppe von acht deutschen Soldaten, von denen ein Feldwebel vorschriftsmäßig und stramm Meldung erstattete. Sie wären hier stationiert, um geheime Wirtschaftsgüter zu bewachen, und zwar seit dem 25. Oktober. Er sei darüber unterrichtet, das dieselben am heutigen Tag abgeholt würden.
Unterdessen waren drei Zivilisten aus der Werkstatt getreten. Einer von ihnen, klein und unscheinbar, ein Brillenträger, wandte sich in gebrochenem Deutsch an die Offiziere und begrüßte sie. Er sei Dipl.-Ing. Luvopp und hätte die Aufgabe, ihnen gewisse Kisten auszuhändigen sowie zwei seiner Mitarbeiter zu übergeben, die sich bereit erklärt hätten, auch weiterhin an den Geräten zu arbeiten. Er verzichte nur ungern auf sie, da beide vorzügliche Ingenieure seien. Aber die Herren mögen doch bitte in die Fabrik kommen und sich davon überzeugen, das die Kisten vorhanden und unberührt seien. Sie betraten die Fabrik und sahen, das diese Bezeichnung etwas hochgegriffen war für jenes, was sie erblickten. Es war eher eine etwas schäbige Werkstatt mit Maschinen, die offensichtlich viele Jahre auf dem Buckel trugen. Coulsen gewahrte unter anderem ein Bohrwerk, das so abgeklappert war, dass er es nicht einmal einem seiner Häftlinge anvertraut hätte. Die Drehbänke waren uralt und verschlissen, und er war sich sofort darüber im Klaren, dass aus einer solchen Bude niemals ein vernünftiges Werkstück kommen konnte.
Die Kisten, um die es ging, standen akkurat aufgebaut und versiegelt in einer Ecke. Sie maßen 60 x 60 Zentimeter und waren ebenso hoch. Der Herr Luvopp erklärte, dass sich in 15 Kisten alle Dokumente und Zeichnungen sowie die gesamten Berechnungen befänden und in zwei der Kisten jeweils ein fertiges Gerät.
Was dies für Geräte wären, fragte der Gruppenführer Enwese. Luvopp sah ihn erstaunt und irritiert an. Gleichzeitig schien er schmerzlich davon berührt zu sein, dass er einem Offizier etwas zu übergeben hatte, der nicht einmal wusste, was ihm damit in

die Hände gelegt wurde. Dieser Umstand schien ihm sogar einen solchen Schlag zu versetzen, dass er die Brille abnahm und sie säuberte, während sich, wie Coulsen deutlich sah, das Wasser in seinen Augen sammelte.
Luvopp begann widerwillig, sich ständig unterbrechend und Pausen einlegend, das Gerät zu erklären, während Enwese ungläubig sofort eine der Kisten öffnen und das Gehäuse abnehmen ließ. Sie starrten auf die Eingeweide des Gerätes, glotzten erstaunt, und einer der Ingenieure, ein gewisser Günter Kesten, schüttelte heftig den Kopf, verzog das Gesicht und sagte: „Das glaube, wer will, ich nicht."
Seine Worte unterbrachen die erläuternden Bemerkungen des Dipl.-Ing. Frantizek Luvopp, der daraufhin beleidigt innehielt und von nun an verstockt schwieg. Den Offizieren schlug plötzlich, wie Coulsen später sagte, eine derartig feindselige Stimmung entgegen, dass sie eilig die Kisten aufladen ließen, wobei die Techniker und Ingenieure der Werkstatt keine Hand rührten. Der brave Feldwebel musste zu diesem Zweck seine Mannschaft einsetzen, die alle Kisten auf dem LKW verstaute. Der blieb auf dem Gelände der Werkstatt stehen und wurde bewacht.
Gruppenführer Enwese forderte die beiden tschechischen Ingenieure auf, sich für den nächsten Morgen zur Abfahrt bereit zu halten. Die Offiziere fuhren mit den beiden Personenkraftwagen nach Pilsen, um in einem Hotel am Markt zu übernachten. Die Rückfahrt erfolgte auf der gleichen Route über Weiden und Hof. Am 5. November um 16 Uhr befand sich der Transport wieder in Arnstadt. Gruppenführer Enwese erstattete sofort Meldung über den Vollzug des Befehls und erhielt neue Anweisungen.
Zwei Tage später war ein Gerät völlig auseinander genommen. Die Einzelteile lagen säuberlich ausgebreitet auf einem riesigen Leinentuch am Boden der Halle, und davor standen alle Ingenieure und die neun Häftlingskapos, ehemals ehrenwerte Meister oder hervorragende Facharbeiter.
Wieder einen Tag später begann die Fertigung der Geräte. Der Prototyp befand sich am 17. Dezember auf dem Prüfstand und lief einwandfrei. Die Serienproduktion begann sofort. Beide Ing. aus der Tschechei wurden als freie Angestellte beschäftigt und erhielten jeweils ein Gehalt von 830 Reichsmark im Monat. Sie

wohnten am Rabenhold, durften Briefe und Geld in die Heimat schicken, mussten aber verschweigen, wo sie sich befanden. Wohin die fertigen Geräte gelangten, wurde auch verschwiegen. Allerdings fanden sich nach dem Krieg zwei Personen, ehemalige Offiziere, die davon erzählten. Die ersten 30 Generatoren verschwanden zwischen Arnstadt und Ohrdruf in drei Meter tief gelegenen Betonkammern und versorgten unterirdische Fabriken mit der notwendigen Helligkeit. Sauerstoff bezogen sie durch Steinhaufen, die sich über den Kammern befanden. Im März '45 wurden sie abgeschaltet.

Die restlichen 150 Generatoren, die bis zum Kriegsende hergestellt wurden, transportierte ein Standartenführer Gerhardt Gweste, der mit acht Soldaten, 20 Häftlingen und vier LKW auf dem Güterbahnhof Arnstadt stationiert war, zum Eingang eines Einlagerungsstollens, der sich in einem Tal in der Nähe von Arnstadt befindet. Er fuhr alle zwei Monate und machte dabei jeweils einen Transport, wobei er jedes Mal nach links abbog, wenn er das MDW verließ. Der LKW rollte also immer durch die Stadt. Zieht man eine Linie vom Werk bis zum Stolleneingang, ergibt sich eine Entfernung von genau fünf Kilometern.

Als der Standartenführer zum ersten Mal den Stollen sah, stellte er mit Erstaunen fest, dass er vier mal vier Meter maß, vollkommen trocken und 500 Meter lang war. Er erblickte Segmente von sehr seltsamen Flugzeugen, die ebenso wie seine Kisten von Mal zu Mal eingelagert wurden, immer in der Nacht und unter schärfster Bewachung.

Unser Standartenführer hatte gewöhnlich eine andere Aufgabe. Er musste seit dem 13.3.40 jede Nacht von seinen Häftlingen einen Waggon mit 16 Tonnen Pechblende entladen und auf die vier LKW schaufeln lassen. Mit denen fuhr er dann einige Kilometer südwestwärts in einen Wald, wo die Pechblende, es war Urangestein aus Joachimstal, in einen Schacht von etwa 15 Meter Tiefe gestürzt wurde. Kam er in der folgenden Nacht, war das Gestein verschwunden und alles wiederholte sich. So ging es bis zum März '45.

Außer den 150 Kisten mit den Generatoren, die in Ölpapier und Wachstuch verpackt waren, transportierte er 15 ebensolche Kisten mit Dokumenten in den Stollen. Von dem Inhalt aller Kisten hatte er jedoch keinerlei Kenntnis, wie er überhaupt wenig

Ahnung besaß von der Bedeutung seiner Arbeit. Er konnte sie offenbar nicht recht einschätzen, da er, nachdem er sie beenden musste, am 14.3.45 sich mit seinen Männern vertrauensselig in eine Kaserne nach Ohrdruf begab.
Am 20.3. verließ er sie gemeinsam mit anderen als Leiche und landete in einem Bunker im Thüringer Wald, der sich in den Tagen danach, es war die Karwoche, immer mehr mit derartigen Resten menschlichen Lebens füllte. Ohne Zweifel unterlagen sie in den Jahrzehnten danach einem Mumifizierungsprozess, so dass unser Standartenführer sich in einem guten Erhaltungszustand befindet und ohne weiteres zu identifizieren ist, zumal ihm seine Erkennungsmarke im Tode noch verblieb.
Seine Häftlinge waren schon am 9.3. in den späten Abendstunden über die Gleise des Arnstädter Güterbahnhofs gestolpert und in einen Personenzug gestiegen, in dem sich bereits etwa 1000 Häftlinge aus einer unterirdischen Fabrik befanden. Sie prahlten damit, Raketen von 8,3 Meter Länge hergestellt zu haben, konnten jedoch mitnichten angeben, wo dies gewesen sein könnte. Sie wären kilometerweit unterirdisch gelaufen, hätten dabei Haken geschlagen und wären erst in der Nähe von Arnstadt über einen Schacht ans Licht der Welt befördert worden. Seit Jahren sähen sie zum ersten Mal wieder Mond und Sterne. Nun endlich hätte man ihnen gesagt, dass es der Freiheit entgegen ginge. Sie kämen in ein Lager und würden von dort entlassen.
Der Zug fuhr 22 Uhr ab und erreichte in den frühen Morgenstunden des 10.3. sein Ziel. Es war der Bahnhof Dessau. Die Häftlinge verließen die Wagons und wurden ein letztes Mal gezählt. Sie marschierten hernach freudig und hochgestimmt bis in den Wald vor Aken. Die Gruppen zu je 250 Mann landeten im Abstand von 500 Meter in einer großen Grube und starben innerhalb weniger Sekunden eines lautlosen Todes. Sie hatten auf Leichen gestanden und brachen als Leichen zusammen, ohne einen Schuss gehört zu haben.
Den Häftlingen der Halle 1 und des MDW erging es nicht anders. Ihr Leben endete allerdings einen Tag früher. Die 350 Häftlinge, einschließlich der 86 der Halle 1, waren am Abend des 8.3. durch Arnstadt zum Güterbahnhof marschiert und in einen Personenzug gestiegen, in dem sich bereits 700 Häftlinge befanden. Sie seien, so erzählten diese, unmittelbar östlich der Stadt,

nachdem sie einem Schacht neben dem Gleis entstiegen waren, wenige Minuten gefahren und gleich auf dem Güterbahnhof gewesen. Gearbeitet hätten sie in einer unterirdischen Fabrik in der Nähe, da sie in einem Stollen nur zweieinhalb Kilometer Richtung Norden marschiert wären. Granaten hätten sie gemacht, viele tausende, Werfergranaten offenbar, die alle noch dort aufgestapelt wären.
Nun fuhren sie in der Nacht gemeinsam der Freiheit entgegen. Es erging ihnen jedoch ebenso wie den anderen, nur mit dem Unterschied, dass sie in einer anderen Grube im gleichen Wald landeten und zwar unter lautstarkem Protest und mit Flüchen und Verwünschungen. Sie standen wie die anderen auf Leichen, vereinzelt fielen Schüsse am Rand der Grube, aber bald herrschte Ruhe, und die nächste Gruppe von 250 Mann kam hochgemut, jedoch sehr schnell misstrauisch und schließlich entsetzt heranmarschiert, um ebenso zu enden. So weit zu den Häftlingen.
Was aber wurde aus Luvopp und seinen Gefährten? Mit dem Erfinder war seit Anfang November des Jahres 1942 nicht gut Kirschen essen. Überaus schlecht gelaunt, brauchte er einige Wochen, um zu begreifen, das seine große Erfindung verschwunden war. Endlich tröstete er sich mit dem Schicksal seines Vorbildes Nikola Tesla, dem ebenfalls böse mitgespielt worden war.
Unter dem sorgsamen Zuspruch seines Freundes Ludvig Kiepura fasste er sich, schöpfte neuen Mut und erklärte schließlich prahlerisch, er wolle das Gleiche wie bisher bauen, nur so groß wie ein kleines Einfamilienhaus und damit die ganze Stadt Pilsen mit Strom versorgen. Kiepura erinnerte ihn daran, dass der abgeschlossene Vertrag ihm Derartiges verbot und dass ein solches Vorhaben sowieso an den Kosten und am fehlenden Material scheitern würde.
Lovupp verfiel in dumpfes Nachdenken und äußerte nach Tagen schweren Grübelns, er wisse jetzt, was zu tun wäre. Schon lange rumore diese Überlegung in seinem Kopf, hin und her gewälzt hätte er sie wie einen widerspenstigen Brotteig ob der Chancen, aus ihm einmal ein schönes, knuspriges Brot zu backen. Jetzt sei er so weit. Sie würden sich auf die Energie des Kosmos werfen, sie erforschen, sie nutzen und anzapfen zum Wohle der Menschheit.

Also stürzten sie sich, die drei Ingenieure und die fünf hoch qualifizierten Techniker der Luvoppschen Werkstatt, ebenso wie ihr Vorbild Nikola Tesla auf die kosmische Energie und erhielten für diesen Zweck sogar den Segen des Direktoriums der Skodawerke.
Jedoch, Gott sei's geklagt, ihre Anstrengungen fanden leider ein schnelles Ende. Am Nachmittag des 23.3.43 wurden alle acht von einem Gestapokommando in der Werkstatt verhaftet und sofort getrennt. Im Pilsener Gefängnis saßen sie, ohne zu wissen warum, in Einzelzellen und entzifferten verwundert an den vier Wänden ihrer schmalen Verließe die Kritzeleien von Dieben und Staatsfeinden. Sie taten dies in dem Glauben, einem grotesken Irrtum zum Opfer gefallen zu sein und verlangten lautstark bei jedem Schritt vor der Tür ihre Freilassung, während es noch lauter zurücktönte, sie sollten ihre Schnauze halten, sonst gebe es gleich eine aufs Maul. Nur Hawelka schwieg und fand sich in allem bestätigt.
Frantizek Luvopp wusste nicht, als er verhaftet wurde, dass zur gleichen Zeit sein Vater und seine Mutter ins Gefängnis eingeliefert worden waren und dass alle Wohnungen sowie die Werkstatt einer gründlichen Untersuchung unterzogen wurden. Bei Pawelka, der am Stadtrand von Pilsen wohnte, fand man unter Lumpen in einem Stallgebäude den dritten Generator, der sofort abtransportiert wurde.
Nun begannen verschärfte Verhöre mit dem Ziel, vielleicht noch einen vierten oder fünften zu finden, bis man zu der Auffassung gelangte, dass es wirklich nur den einen gab.
Den Vater von Luvopp brachte man am 27.3. in ein Lager westlich von Becow in eine Baracke, wo die Häftlinge den alten Mann auslachten, als er von seinem Sohn zu erzählen begann und dass der ein großer Erfinder wäre und ihn hier rausholen würde. Am vierten April wurde er zur Führerbaracke gebracht, wohin er 100 Meter lief und unterdessen fest daran glaubte, dass sich nunmehr alles aufklären würde. Fünf Zivilisten standen ihm gegenüber. Er sprach, ohne dass ihm eine Frage gestellt worden war, eilig von seiner Unschuld und dass er ein alter, unpolitischer Mann sei und von nichts etwas wüsste. Es wurde ihm bedeutet, das Maul zu halten, er sei nicht gefragt worden. Er solle sich auf den Stuhl setzen und den Oberkörper frei machen.

Einer der fünf, ein Mann mit einem weißen Kittel, trat auf ihn zu. Die anderen stellten sich hinter seinen Stuhl, packten ihn an Händen und Oberkörper, hielten ihn fest, und der Weißbekittelte stieß ihm die Nadel einer Spritze etwa an jener Stelle in die Brust, wo das Herz saß.
Der alte Luvopp riss die Augen auf und starrte auf die Landschaft hinter dem Fenster ihm gegenüber, auf seine böhmische Heimat. Eine siedendheiße Welle durchschoss seinen Körper, der leicht wurde wie eine Feder und den er schon nicht mehr spürte, wie er auch sein schönes Böhmen nicht mehr sah. Die Männer ließen ihn los, seine Hände fielen herab, der Oberkörper schwankte zur Seite, und der alte Mann fiel vom Stuhl, lag neben ihm und verkrampfte sich im Tod. Eine unbekannte Kraft, als wehre sich noch der letzte Rest eines langen Lebens, ließ die Beine auf und abzucken und die Hände zu Fäusten werden. Zwei der Männer packten die Leiche an den Armen, schleiften sie in ein anderes Zimmer, kehrten zurück und zündeten sich in Ruhe Zigaretten an.
Der alte Herr Luvopp wurde kurz danach von zwei Häftlingen etwa 240 Meter weggetragen, in eine Grube geworfen und verscharrt. Er liegt dort allein. Seine Frau, die Mutter des Erfinders, wurde am 28.3. nach Grajkova gebracht. Zu Deutsch heißt der Ort Gossengrün. Er liegt westlich von Karlsbad. Das Lager befand sich südlich vom Ort. Es erging ihr ähnlich wie ihrem Mann. Sie hatte jedoch nur einen Arm frei zu machen. Man gab vor, ihr eine Spritze wegen einer drohenden Seuche in Lager zuteil werden zu lassen. Sie starb nach vier Minuten, ohne zu wissen was geschah.
Der Sohn kam am 5.4. ins Lager Becow und saß am 7. auf jenem Stuhl, auf dem schon sein Vater gesessen hatte. Er musste seinen Arm frei machen, da er vorsorglich mit einer Spritze wegen einer drohenden Seuche zu versehen sei. Luvopp, der Erfinder, glaubte es und hielt tapfer seinen Arm der Spritze entgegen. Es ging alles sehr medizinisch zu. Nach der Spritze wurde er festgehalten und erst nach einer Minute, als ihm zu Mute war, als fahre ein Blitz durch seinen Körper, wusste er eine Sekunde lang, dass etwas Furchtbares geschehen war. Aber da konnte er schon nicht mehr sprechen und die Glieder nicht mehr bewegen. Nach zwei Minuten war er bewusstlos und fiel ebenso vom Stuhl wie

sein Vater. Zwei Stunden später lag er in dessen Nähe. Würde dort ein Vogel singen, was zu hoffen ist, sein Gesang könnte an beiden Gräbern zu hören sein.
Während mit den Technikern ebenso verfahren wurde wie mit den drei Luvopps, sie starben alle im April, wurden die beiden Ingenieure anders angefasst. Sie wurden besser und bevorzugter behandelt, waren keinen körperlichen Qualen ausgesetzt, sondern nur Drohungen, die darauf hinausliefen, sie der Sabotage anzuklagen und vor ein Kriegsgericht zu stellen. Tage später deutete man an, es gebe einen Ausweg, wenn sie sich verpflichteten, in Deutschland weiter ihrem Beruf nachzugehen. Sie sollten es sich überlegen. Unabhängig voneinander ergriffen sie diesen Strohhalm und saßen wiederum einige Tage später in Autos, um dem Grünen Herz Deutschlands entgegenzufahren.
Als sie sich auf dem Rabenhold in Arnstàdt mit ihren Kollegen trafen, war die Freude groß, und alle vier rätselten nun, was wohl mit Luvopp und den Technikern geschehen sein konnte. Am Ende glaubten sie, Luvopp sei ohne Zweifel mit einer wichtigen Forschungsaufgabe betraut worden und säße mit seinen Technikern und anderen Ingenieuren in einer geheimen Abteilung der weitläufigen Skodawerke, um an einem Vorhaben der Besatzungsmacht zu arbeiten.
Die Bedingungen, unter denen sie in der Halle 1 zu arbeiten hatten, waren die gleichen wie jene ihrer Kollegen. Allerdings waren die vier Tschechen von einer dumpfen Unruhe und einer gewissen Unsicherheit erfüllt, von einem Druck, der nicht eigentlich zu spüren oder zu fassen war und der sich noch verstärkte, als sie im August auf unbekannte Weise erfuhren, dass die Luvopps und auch die Techniker spurlos verschwunden waren.
Und es kam hinzu, dass sich die Kriegslage für Deutschland verschärfte und damit ein beunruhigender Gedanke in ihren Köpfen kreiste. Was, so fragten sie sich, geschieht mit uns, wenn Hitler den Krieg verliert? Die Ingenieursschädel rauchten geradezu.
Einer der Vier meinte, sie müssten sich, sobald die Alliierten heranrückten, in die nahe liegenden Wälder schlagen und in einem Erdloch verschwinden, bis sich alles aufgeklärt habe.
„Du willst wohl," fuhr ihm ein Zweiter in die Parade, „dort elend verhungern?" „Wir müssen jetzt schon Lebensmittel beiseiteschaffen", schlug der Dritte vor.

Kiepura indessen meinte abwarten und dabei den Ablauf des Geschehens genau verfolgen zu müssen. Fest stehe, dass sie ein Geheimnis mit sich herumtrügen und schon deshalb gefährdet seien. Das würde sie womöglich mit in den Abgrund reißen, wenn sie nicht aufpassten.
Nach langem Nachdenken und heftigen Auseinandersetzungen einigten sie sich schließlich auf die Vorstellung, dass man sie wahrscheinlich vergessen werde. Die Nazis, so dachten sie voller Optimismus, hätten im Fall ihrer Niederlage so viel zu tun, mit heiler Haut davonzukommen, dass sie als arme Würstchen für die Deutschen keinerlei Rolle mehr spielen würden.
Am 16.3.44, als sie am späten Nachmittag ihre Arbeit beendet hatten, wurden alle vier ins Büro des Gruppenführers Enwese gebeten und kurzerhand von der Gestapo verhaftet. Sie liefen ein letztes Mal, umgeben von Gestapoleuten, durch die Halle 1, in der sich, sauber in Kisten verpackt, die sechs zuletzt fertig gestellten Generatoren befanden. Sie waren heute bei der Nummer 80 angelangt und hatte noch zu Mittag für ihren Fleiß viel Lob geerntet. Unersetzlich seien sie, so war ihnen versichert worden.
Jetzt stolperten sie in Zweiergruppen ein letztes Mal an ihren Generatoren vorüber, mit den Zähnen knirschend und ihre Dummheit verfluchend. Sie stiegen voller Wut vor der Halle in zwei Personenwagen. Nach zwei Stunden befanden sie sich auf dem Ettersberg bei Weimar, außerhalb des Lagers in einer kleinen, einzeln stehenden Baracke, allein und von drei SS-Männern bewacht. Sie durften die Baracke nicht verlassen und wurden weder verhört noch in anderer Weise zur Kenntnis genommen. Sie hatten viel Zeit, sich mit den Vorwürfen zu beschäftigen, die sie einander an den Kopf warfen.
Am Nachmittag des 13. April wurde ihnen mitgeteilt, sie sollten sich bereithalten, da sie verlegt würden. Der Erste wurde um 18 Uhr von zwei SS-Männern abgeholt. Zu jeder vollen Stunde verschwand einer der Ingenieure, bis schließlich der Letzte, es war Ludvig Kiepura, um 21 Uhr mit den beiden Uniformierten aus der Baracke trat und in der Dunkelheit vor ihnen her bis zum Tor des Lagers stolperte. Dort wurde er zwei anderen SS-Männern übergeben. Zum ersten und zum letzten Mal in seinem Leben betrat Kiepura ein deutsches Konzentrationslager. Er spürte es

jedoch mehr, als dass er es sah. Vor ihm lag der Appellplatz, dahinter gewahrte er die niedrigen, geduckten Silhouetten von Baracken, die den Anschein erweckten, als wären sie lebendig und würden in der Tiefe immer neue Baracken gebären. Es war ihm, als atmeten sie und würden seine Schritte verfolgen.
Er hatte sich nach rechts gewendet und lief in Richtung eines bunkerartigen Gebäudes mit gedrungenem, massivem Schornstein, aus dem hin und wieder eine Flamme schoss und sich wieder zurückzog, so dass ein flackernder Widerschein sekundenlang auf die Umgebung fiel und sie aus der Dunkelheit riss.
Kiepura sah auch ein letztes Mal die Sterne und einen gelblich grinsenden, mitleidlosen Mond, der schadenfroh zwischen den Bäumen hing. Er dachte, dass der Nachthimmel über Böhmen ebenso aussah und dass er, Kiepura, im Begriff gewesen war, die kosmische Energie zu erforschen.
Sie erreichten das Gebäude, er immer voran durch einen Gang und nach unten in einen Keller, in den er förmlich hineingestoßen wurde und vier Männern gegenüberstand, die in einer Art Drillichkleidung steckten. Ihm kam es vor, als wäre es eine Arbeitsuniform, die schon vielfältiger Abnutzung ausgesetzt worden war.
Im Keller roch es seltsam. Kiepura dachte eine Sekunde lang an Fäkalien und an Schlachthof, aber schon hatten ihn die vier, nach einer schnellen Musterung, gepackt und drückten ihn an eine Längswand, hoben und schoben ihn blitzschnell empor, die Wand war glatt wie eine Eisbahn, und er sah entsetzt auf die vier Köpfe unter sich, bevor sein eigener in einer Schlinge hing, und bevor er wieder nach unten glitt, ohne den Boden zu erreichen.
Kiepura spannte seine Halsmuskeln. Die Augen traten ihm aus den Höhlen und er starrte auf die gegenüberliegende Wand. Im Bruchteil einer Sekunde sah er massive Fleischerhaken, dann tanzten Sterne vor seinen Augen und ganze Strahlenbündel schossen auf und nieder, bis sie zur Ruhe kamen und sich zu einem einzigen, flammenden Licht vereinten. Seine Beine und Arme zuckten unterdessen wild und verzweifelt, als wollten sie alles Leben aus sich herausschleudern.
Wie Kiepura starben ein gutes Jahr später, in der ersten Maiwoche des Jahres 1945, viele deutsche Soldaten und Zivilisten an den Laternen der schönen Stadt Prag. Auch ihre

Glieder schlugen wild um sich in den letzten Minuten. Hass erzeugt eben wieder Hass, und Gewalt zieht eine Spur von Gewalt hinter sich her.
Kiepura lag eine halbe Stunde später auf dem Rost, obwohl er geglaubt hatte, durch ihn gefallen zu sein. Aber wieder eine halbe Stunde später war auch dies eingetreten, und das Ergebnis war ein Häufchen grau-weißer Asche und einige Knochenreste, die den Weg alles Irdischen gingen.
Damit ist die Geschichte zu Ende. Ist sie zu Ende? Sind alle tot? Kann sich der Leser zurückziehen und aufatmen, oder geht sie weiter wie ein Perpetuum mobile? Natürlich geht sie weiter!
Unser Dr. und Ing. Hans Kammler, am Ende des Krieges General und mit großen Vollmachten ausgestattet, sogar über Speer und Göring stehend in gewisser Hinsicht, erlaubte sich den Scherz, gleich viermal zu sterben. Einmal wollte er in den letzten Apriltagen im Salzkammergut in Oberösterreich umgekommen sein und dann noch dreimal in der Tschechei. Alle vier Versionen ließ er bewusst und zwecks Täuschung in die Welt setzen, ohne zu bedenken, dass gleich vier solcher Ereignisse höchstes Misstrauen hervorrufen müssen. Sie erwecken den Eindruck, er sei gar nicht gestorben.
Tatsächlich tauchte Kammler, in piekfeines Zivil gekleidet, fast Händchen haltend mit einem amerikanischen General, am 14. Mai '45 in Arnstadt auf. Beide besichtigten, immer im lebhaften Gespräch miteinander, ein unterirdisches Schwerwasserwerk und eine Raketenfabrik in der Nähe der Stadt. Kammler hätte dem General noch sehr viel mehr zeigen können, tat es jedoch wohlweislich nicht. Den Stollen mit den Luvoppschen Geräten und den seltsamen Flugzeugen konnte er nicht nennen, da er ihn nicht kannte. Er glaubte übrigens nach dieser Besichtigung, dass er ihnen nun endlich genug in den Rachen geworfen hätte. Am 2. Mai war er schon so gnädig gewesen, ihnen am Grundlsee in Osterreich einige beladene LKW mit gewissen Bomben zu,übergeben, die flugs über Genua in die Staaten geschickt wurden, auf das man dort etwas damit mache.
Allein dafür wurden ihm gewisse Garantien gegeben, und so kam es, dass immer, wenn der Name Kammler in gewissen Prozessen fiel und eine Rolle spielte, er von den Alliierten überaus schnell vergessen wurde.

So lebte unser Kammler brav dahin, zuletzt in Frankfurt am Main, als ein völlig anderer Mensch und immer unter sorgsamer Obhut, aber frei und unbehelligt und in bürgerlicher Wohlhabenheit.
Werfen wir noch einen Blick auf die Generatoren in diesem Stollen, der sich in einem stillen Tal befindet. Sie liegen dort und warten auf ihre Auferstehung. Ein Glück, dass Kammler den Stollen nicht kannte, die Geräte wären vielleicht rausgeholt worden, jedoch mit Sicherheit für immer verschwunden gewesen.
Würden sie heute unter den Augen der Öffentlichkeit entdeckt werden, was wäre ihr Schicksal? Wem gehören sie? Der Bundesrepublik? Dem tschechischen Staat? Den Skoda-Werken? Wem gehören die Skoda-Werke? Was würde die Energiewirtschaft dazu sagen? Wohin mit dem Öl, an dem so viele verdienen?
Wir können, wenn die Generatoren dort herausmarschiert kommen, zugleich lachend und weinend zuschauen, wie eine Phalanx von Advokaten aufziehen wird, um Schlachten im Interesse ihre Mandanten zu schlagen.
Doch diese ganze Szenerie wird sich nicht ereignen, da sich alles in tiefster Stille vollziehen wird. Wir werden weder etwas davon hören noch sehen, und die Generatoren werden wieder verschwinden wie sie vor einigen Jahrzehnten verschwanden. Hoffen wir nur, dass es weniger Tote geben wird.

Bemerkungen zu „Perpetuum mobile“

Nachdem der Autor „Perpetuum mobile“ geschrieben hatte, erhielt er weitere Hinweise zur Herstellung dieses Generators. Der Dr. und Ing. Hans Kammler soll sich demnach nicht mit der Produktion in der Halle 1 des MDW zufrieden gegeben, sondern die Produktion und die Forschungen weiter ausgedehnt haben.
Folgendes stellte sich heraus: An vier Standorten, zwei davon befinden sich unter dem Truppenübungsplatz Ohrdruf und zwei außerhalb, jedoch im Bereich des Ilmkreises, alles unterirdische Bunker, wurde weiter geforscht. Die Wissenschaftler in diesen Bunkern hatten sich bis Ende ‘42 mit der Atomforschung befasst, ab Januar ‘43 warfen sie sich auf den Luvoppschen Generator, produzierten ihn mithilfe von Häftlingen und versuchten, seine Leistungsfähigkeit zu erhöhen, was auch gelang.

In einem dieser Bunker arbeitete unter anderem der spätere Prof. Heinz Barwich, damals angeblich wissenschaftlicher Mitarbeiter im Forschungslabor der Firma Siemens und Halske. Er hatte schon ab '36 in einer geheimen Atomforschungsgruppe mitgearbeitet und war als Oberst eingestuft. Am Ende des Krieges war er allerdings Oberstgruppenführer. Die Gruppe war 1940 vom SD übernommen worden. Die hohen Ränge waren (auch für alle anderen Wissenschaftler) wegen des notwendigen Gehalts vergeben worden.
Nach dem Krieg spielte Barwich eine große Rolle in der Kernphysik der DDR, flüchtete jedoch '64 in die USA und wohnte ab '65 in der Bundesrepublik. Was er bei der Befragung durch den Unterausschuss des US-Senats für innere Sicherheit alles preisgegeben hat und ob seine Aussagen auch den ominösen Generator betrafen, darüber kann man nur spekulieren.
In den anderen beiden Bunkern arbeiteten z. B. drei Personen, die sich Regierungsräte nannten und die '37 bzw. '39 nach Arnstadt gekommen waren. (Die Bevölkerung des kleinen Arnstadts wuchs in dieser kurzen Zeit übrigens um zweitausend Personen, ein seltsamer Umstand, den bisher noch niemand untersucht hat).
Bei den drei Regierungsräten handelt es sich um Dr. Werner Kohlhaase, Hindenburgstr. 5a, Dipl.-Ing. und am Ende des Krieges Obergruppenführer, Rudolf Manet, Viktor Lutzestr. 21, Dipl. Ing. und am Ende des Krieges Oberstgruppenführer, und um Erich Bergner, Am Rabenhold 3, Dipl.-Ing. und am Ende des Krieges Obergruppenführer. Alle drei waren nach dem Krieg brave und fortschrittliche Staatsbürger der DDR und hatten tüchtig in Arnstadts Umgebung zu tun.
Im vierten Bunker wurde auch geforscht. Er befand und befindet sich noch immer unter der Wilhelmsleite bei Manebach. Er muss besonders erwähnt werden, weil dort nicht die Geheimnisse des Atoms erforscht wurden, sondern jene der so genannten Flugscheibe.
Obgleich bereits eines dieser wunderlichen Rundflugzeuge in die Serienproduktion ging, wurde an größere Ausführungen gedacht. Unter den 37 Wissenschaftlern befanden sich seit dem 16.5.1940 die beiden Schaubergers aus Österreich. Vater und Sohn waren begabte Erfinder und Konstrukteure und wirkten

fleißig mit, wenngleich offenbar beide von ihrem Führer nicht sehr angetan waren.
Ab Juli '43 stürzten sie sich gemeinsam mit den anderen auf die Luvoppschen Generatoren. Es gelang ihnen tatsächlich, dieses Ding mit geringen Vergrößerungen auf eine Leistung von 150 KW zu bringen und zehn Stück davon bis zum Ende des Krieges herzustellen. Allesamt wurden sie für unterirdische Fabriken verwandt. Viktor Schauberger war zuletzt als Gruppenführer, sein Sohn jedoch als Obergruppenführer eingestuft. Beide wurden zugleich mit den anderen am 15.3.45 in einer Kaserne im Erfurter Steiger entlassen und mit einem ansehnlichen Überbrückungsgeld versehen.
Nach dem Krieg wurden die Schaubergers von Ost und West umworben. Sie gingen schließlich in die USA, und es scheint, als sei es den Amerikanern in der Hauptsache um den bewussten Generator gegangen. Anzunehmen ist, dass Ausführungen davon in militärischen Objekten zur Anwendung kommen. Man bewegt sich sozusagen in einer gewissen Nachfolge.
Für den zivilen Bedarf ist ein solches Gerät selbstverständlich viel zu schade.

Merkwürdiges vom Kriegsende bei Arnstadt

Wie die Arnstädter wissen, gab es ausgangs der Ohrdrufer Straße das sogenannte Mitteldeutsche Werk. Der Aufbau der fünf Hallen erfolgte ab Januar '37. Zuerst jedoch wurden zwei 16 Meter tiefe Baugruben gemacht, in denen Bunker gebaut wurden. Dies erfuhr die Bevölkerung freilich nicht. Die Bunker existieren noch immer unter den heutigen dort befindlichen Garagen. An Bunker und Hallen arbeiteten bis September '39 etwa 500 Häftlinge.

Während der Produktion in diesem Werk bis zum 12.3.45 wurden höchst geheime Flugzeugteile hergestellt sowie in der Halle 1 ein Generator, der seinesgleichen auf der ganzen Welt suchte.

Ein Sturmbannführer Waldemar Heimrich, der in der Triniusstraße 7 wohnte und im März '37 nach Arnstadt gekommen war, hatte für die Sicherheit des Werkes zu sorgen, besonders im Hinblick auf die Häftlinge. Am Ende des Krieges war er Standartenführer und blieb in Arnstadt, ohne dass ihm ein Haar gekrümmt wurde. Er soll '85 gestorben sein.

Die Häftlinge, die im Werk arbeiteten, 330 oder 350 an der Zahl, sollen bereits am Abend des 8.3.45 zur Friedrichstraße zum Bahnhof der Nebenbahn nach Ichtershausen marschiert sein, wo sie frohgemut (es war ihnen gesagt worden, sie stünden vor der Entlassung) einen Personenzug bestiegen, der sie mit etwa 700 anderen Häftlingen über Nacht nach Dessau brachte. Sie starben am 9., immer in Gruppen zu 250 Mann, in einem Wald zwischen Dessau und Aken. Während der Jahre ihrer Arbeit waren sie nicht etwa in den Hallen untergebracht. Ihr Zuhause war vielmehr jenes große Wohngebäude, welches noch heute auf der Ostseite der Damaschkestraße, Ecke Ohrdrufer Straße, steht. Vielleicht wäre eine Gedenktafel dort angebracht.

Nach dem Abmarsch der Häftlinge geschah nun folgendes: Ein Obersturmführer Erich Köhler, der mit vier LKW im Bereich von Polte 2 stationiert war, erhielt den Befehl, Transporte vom MDW in den Raum Mühlberg zu machen. Er tat dies brav mit seinen 23 Soldaten, über die er verfügte, und beförderte insgesamt 56 LKW-Ladungen mit geheimen Materialien und mit Dokumenten. Die Arbeit beanspruchte ihn und seine Männer bis zum 24.3., wobei er jedesmal bis kurz vor Mühlberg fuhr, um

sodann links abzubiegen und nach etwa 200 Metern alles in einen Stolleneingang zu bringen. Mit solchen Einlagerungen hatte der Obersturmführer reiche Erfahrungen, da er in den Monaten zuvor unentwegt Kunstguttransporte von der Malzfabrik in Arnstadt zu einer gewissen Stelle am Gottesholz bei Espenfeld und zu einer ebensolchen nördlich vom sogenannten Zeltlager bei Espenfeld bewerkstelligt hatte.
Den Stolleneingang bei Mühlberg kannte noch ein anderer Arnstädter Mitbürger. Er hieß Paul Hennig und war seines Zeichens Obersturmführer beim SD. Auch er, ebenfalls für vier LKW verantwortlich, die auf dem Gelände der Malzfabrik stationiert waren, machte Kunstguttransporte in erheblichem Ausmaß und zwar unter anderem jede Nacht vom 19.2.45 an bis zum Ende des Monats in den Stollen bei Mühlberg. Bevor Hennig starb, berichtete er in einem Brief über einige seiner Transporte. Der Brief ist erst in diesem Jahr aufgetaucht.
Die Männer des Erich Köhler begaben sich zusammen mit ihrem Chef am 25.3. in eine Kaserne im Erfurter Steiger und fuhren am 29.3. in einer Gruppe von 40 Mann mit einem LKW zur Ortschaft Hayn westlich von Erfurt. Dort gab es in der Nähe eine Funkstation. Sie verschwanden in einem sehr großen unterirdischen Bunker. Ich komme auf diese Soldaten zurück.
Die Bewachung der weit über 300 Häftlinge vom Mitteldeutschen Werk besorgten 24 Soldaten unter der Führung des Standartenführers Ludwig Epus. Er hatte diese Aufgabe am 4.5.43 übernommen. Seine 24 Mann blieben im Werk und hatten viel zu tun bei dessen Beräumung und mit der Beladung der LKW des Erich Köhler. Am 29.3. erreichten auch sie eine Kaserne im Erfurter Steiger und fuhren am 1.4. auf einem LKW durch den Willroder Forst und über Klettbach zum Dorf Hayn, wo sie im oben genannten Bunker verschwanden.
Merkwürdiges gibt es auch aus dem Umfeld des Jungfernsprungs zu berichten. Es ist nicht nur so, das von diesem Ort über den ersten Fallschirmabsprung einer keuschen thüringischen Jungfrau berichtet werden kann. Es gab vielmehr auch von Anfang ‘42 an bis zum Kriegsende dort ein Häftlingslager mit 740 Mann im Umfeld der ehemaligen Schießanlage, eine Tatsache, die von den Einwohnern der Stadt aber durchaus nicht zur Kenntnis genommen wurde.

Ein inniges Verhältnis zu diesem Lager hatte allerdings ein Arnstädter mit Namen Paul Ganß, seines Zeichens Mützenfabrikant und wohnhaft in der Rosenstraße 41. Er war einer von jenen ehrenwerten Leuten, die in Arnstadt für den SD tätig waren und Berichte über die Stimmung in der Bevölkerung anfertigten. In dieser Hinsicht befand er sich in schöner Gemeinschaft mit einem allseits beliebten Rechtsanwalt, der gleichfalls dieser wichtigen Tätigkeit nachging und noch dazu die Ehre hatte, das Vermögen der Arnstädter Juden zu arisieren. Weit nach dem Krieg wurden diesem Manne erhebliche Würdigungen zuteil.
Unser Paul Ganß, seit '32 in der NSDAP und mit dem Februar '40 Hauptsturmführer des SD, erwarb im Auftrag seiner Vorgesetzten 1940 ein langgestrecktes Grundstück am Jungfernsprung direkt neben der Schießanlage.
Am 15.1.42 wurde auf diesem Grundstück, allerdings sehr versteckt, mit dem Bau von Baracken begonnen. Eine davon war sehr groß und ist auf einem Luftbild deutlich zu erkennen. Im April '42 waren es schon 740 Häftlinge, die dort hausten und in der Nähe arbeiteten. Sie verschwanden des Morgens nordwestlich des Lagers unter einer Kalksteinplatte in einem Stollen und marschierten bis unter die „Rote Hütte", um eine unterirdische Fabrik für Raketensprengstoff fertig zustellen. Sie produzierte bis zum 13.3.45. Die Rohstoffe kamen über einen Stollen von einem Nebengleis der Reichsbahn, welches sich südlich von Dosdorf an der Strecke zwischen Siegelbach und Plaue befand. Der fertige Sprengstoff verließ die Fabrik über einen Stollen nach Norden und erblickte das Licht der Welt am Arnstädter Eulenberg, wo er sogleich wieder in einem Stollen oberhalb des nachmaligen Bergbades verschwand, um Raketensprengköpfen einverleibt zu werden.
Die Häftlinge verließen das Lager am 15.3.45. Sie gingen den gleichen Weg wie jene vom Mitteldeutschen Werk. 40 Soldaten blieben zurück und begannen am 17.3. mit dem Abbau der Baracken. Sie wurden mit LKW nach Ohrdruf gebracht. Die Soldaten hingegen fuhren zum Erfurter Steiger, kampierten dort einige Nächte und fuhren am 27. unter Begleitung ihres verantwortlichen Offiziers zu jenem ominösen Bunker in der Nähe des Dorfes Hayn. Ihr Vorgesetzter, ein Obergruppenführer namens Kurt Guggenheim, der am Himmelreich gewohnt hatte, verabschiedete

sich im Bunker von seinen Männern, wünschte ihnen alles Gute, fuhr zurück in den Steiger und wurde am 29.3. entlassen, nachdem er einen furchterregenden Eid geschworen hatte.
Etwa 30 Meter über der Fabrik hockten lange nach dem Krieg russische Soldaten und betrieben neben der Radarstation in einem alten deutschen Bunker eine florierende Schweinezucht zwecks Aufbesserung ihrer unvollkommenen Ernährung. Die Russen hatten keine Ahnung von dem, was sich unter ihren Füßen befand. Womöglich gehörten auch noch einige Tonnen nicht abtransportierten Sprengstoffs dazu. Keine Ahnung hatten sie auch von einer seltsamen Einrichtung, die sich während des Krieges ganz in ihrer Nähe in der Mitte des Westrandes der „Roten Hütte“ befunden hatte. An jener Stelle gab es gut getarnt vier Baracken, je 8 x 12 Meter groß, in denen von Mai ‘42 bis zum 12.3.45 370 Häftlinge Uranwürfel hèrstellten. Ihre Nächte verbrachten diese Häftlinge in der Scheune, die an der nordwestlichen Ecke der „Roten Hütte“ stand. Ihr „Pan“-Offizier, der gleichzeitig 25 Soldaten befehligte, hieß Kurt Gefle und war Dr. und Dipl.-Ing. der Physik. Er trug den Titel eines Obergruppenführers des SD.
Jener Standort war der einzige in ganz Thüringen, an dem Uranwürfel oberirdisch hergestellt wurden. Die anderen 22 Standorte befanden sich unter der Erde. Die Uranstangen, aus denen die Würfel entstanden, kamen aus einem Schacht, der sich in der Mitte des Waldstückes „Vorwerk“ ganz in der Nähe der „Roten Hütte“ befand. Dorthin gingen auch die fertigen Würfel.
Für die Lieferung der Uranstangen sorgten übrigens vier Uranfabriken im Untergrund des Kreises Arnstadt, und diese wiederum wurden mit der notwendigen Pechblende aus Joachimstal aus Waggons versorgt, die jede Nacht in Neudietendorf, Arnstadt und weiter östlich entladen wurden.
Aber zurück zu den Soldaten und Häftlingen dieser erstaunlichen Würfelproduktion. Die Häftlinge verließen ihre Scheune am 13.3., marschierten nach Arnstadt und gingen den üblichen Weg in ein anderes Leben.
Die Soldaten, wie gehabt, bauten vom 15. bis zum 22.3. die Baracken ab und verfügten sich am 25.3. in den Erfurter Steiger, um am 1.4. unter Begleitung ihres Obergruppenführers Gefle in dem seltsamen Bunker bei Hayn einzutreffen. Dort verabschiedete

sich der brave Dr. und wünschte seinen Männern gleichfalls alles Gute. Er wurde am 4.4. mit der üblichen Prozedur in einer Kaser-ne im Erfurter Steiger entlassen und schlug sich zu seiner Heimat Schleswig-Holstein durch, wo er '85 unbeschwert starb. Leider kann auch am Ende dieses Berichtes nichts Positives vermeldet werden. Der mehrstöckige Bunker bei Hayn war am dritten April angeblich mit 460 Soldaten besetzt, wobei immer noch Platz gewesen sein soll. Die Vorgesetzten in Erfurt befanden jedoch, es sei nun genug, und ließen die Falle zuschnappen. Um neunzehn Uhr begannen die Soldaten und Offiziere, darunter unser Erich Köhler, nach Luft zu ringen. Es schien, als hätte sich an der Zusammensetzung dieser lebensnotwendigen Substanz etwas Entscheidendes geändert. Nach fünf Minuten fielen die Soldaten in einen Schlaf, der noch heute anhält.

Ohne Zweifel werden Historiker und geschichtsinteressierte Thüringer eines Tages hinter all diese Merkwürdigkeiten kommen, sie untersuchen und darstellen. Auch Geschichtsvereine, die sich unter anderem bisher mit der überaus wichtigen Thüringer Bratwurst beschäftigt haben, wobei deren Erfindung ohne Zweifel den Arnstädtern zugeschrieben werden muss, werden sich mit der Zeit vielleicht, wenn auch widerstrebend, wichtigeren Themen zuwenden.

Der Spiegel

April fünfundvierzig. Der April macht wie er's will. Dieser freilich nicht. Ich entsinne mich, dass sich die Tage glichen, wie ein Ei dem anderen. Strahlende Sonne und ein klarer hoher Himmel. Es war, als wollte der liebe Gott uns entschädigen für alles Entsetzliche, was über das Großdeutsche Reich hereinbrach. Einmal tauchten unerwartet und im wahrsten Sinne des Wortes aus dem Blauen heraus Jagdflugzeuge der Amerikaner auf und stürzten sich wütend in der Nähe des Dorfes auf einen langsam fahrenden Munitionszug, der daraufhin stehen blieb und ein wenig auseinander fiel. Dann wieder postierten sich ebenso unvermutet ein paar amerikanische Panzer unweit des Dorfes an einem Waldrand, schossen mit großem Getöse eine Lokomotive über den Haufen und verschwanden wieder in Richtung Westen, als hätten sie Angst bekommen vor der eigenen Courage. Wir aber liefen zum Waldrand und rafften jene Reste zusammen, die die Panzerbesatzungen zurückgelassen hatten. Sie hatten alles weggeworfen, von dem sie glaubten, sie brauchten es nicht mehr. Es waren Zigaretten, Kaugummipackungen, Konserven und vieles andere mehr, von dem wir nicht einmal wussten was es war.

Diese Ereignisse aber waren immer nur auf wenige Stunden beschränkt. Ansonsten geschah nichts. Der Ortsgruppenleiter der NSDAP verbrannte gemeinsam mit seinen Getreuen die Unterlagen der Partei. Dies geschah heimlich und an jener Stelle, an der immer das Sonnenwendfeuer angezündet wurde. Da war ich auch einmal durch die Flammen gesprungen, weil es so üblich war und weil man zeigen musste, dass man furchtlos war wie Hermann der Cherusker. Insofern, so denke ich heute, war die Wahl des Ortes recht eigentlich sorgfältig durchdacht von Paul dem Ortsgruppenleiter.

Wenn ich sage, dass nichts geschah, so in dem Sinne, dass unmerklich ein Vakuum entstanden war, eine Unzeit, von der man nicht wusste, wohin sie führen sollte. Es gab sowohl das verzweifelte Aufrecken der alten Macht, als auch Anzeichen von etwas Neuem, es war eine Zeit der Balance, als liefe oben im Zirkuszelt einer übers Seil unter atemloser Spannung und sei jederzeit in der Gefahr, abzustürzen. Wir aber, die Jungen vom Dorf, spielten unsere alten Spiele nach wie vor, genossen die

schönen und gleichzeitig trügerischen Frühlingstage und spähten oder horchten zwischendurch in Richtung Westen, wo Abend für Abend die Sonne in Erde und Wälder glitt, unbekümmert wie eh und je und teilnahmslos wie eine taube Nuss.
An einem frühen Nachmittag saßen wir in Rudis Gartenlaube, die schon grün umwuchert war, den Sonnenstrahlen aber noch viel Einlass bot, sodass bizarre und grelle Lichtpfeile über Tisch und Bänke wanderten. Wir, damit meine ich Georg, Rudi und mich, unterhielten uns über Foltermethoden, und ich behauptete steif und fest, dass die sonderbarste und gefährlichste Art die der Chinesen sei. Der zu Folternde müsse angeschnallt werden, und dann müsse eine Ziege die nackten, mit Salzwasser eingeriebenen Fußsohlen ablecken. Der Betreffende würde sich daraufhin totlachen, und das sei die grässlichste und gleichzeitig angenehmste, aber auch hinterhältigste Todesart. Georg meinte, dass er sich das nicht vorstellen könne. Für ihn sei jene Methode der Wassertropfen auf den kahl geschorenen Kopf die allerbeste. Rudi zog meine Worte ebenfalls in Zweifel und schlug vor, meine Methode zu versuchen. Und tatsächlich, so wie er damals meines Großvaters Revolver ausprobiert hatte, ebenso entschlossen lief er jetzt durch den Garten zum Stall und zerrte wenig später eine freudig meckernde Ziege über den Rasen bis zur Laube, wo er sie mithilfe einer Kette an den Türpfosten band.
Nun erhob sich die Frage, wer als Versuchsperson in Frage kam. Keiner war von sich aus dazu bereit. Wir einigten uns schließlich darauf, das Opfer auszulosen. Dies geschah mithilfe von Streichhölzern, und obwohl es eigentlich gerecht gewesen wäre, wenn es mich getroffen hätte, traf es doch Rudi, den Kleinbauernsohn. Wochen später, als etwas Entsetzliches mit ihm geschah, musste ich an unser Spiel denken, aber das ist eine andere Geschichte und eine sehr traurige dazu.
Er, der Unglücksrabe, schaffte alles herbei, was für den Versuch nötig war, grub sich sozusagen selbst die Grube, in die er fallen sollte, und dies mit großer Neugier und Tapferkeit. Ein ganzes Pfund Salz wurde in einem Eimer mit Wasser aufgelöst. Mit Kälberstricken banden wir ihn auf die Bretterbank in der Laube, Schuhe und Strümpfe wurden ausgezogen und die Ziege, die schon zum Eimer hin hechelte, losgebunden. Rudi stierte ergeben durchs Laubendach in die ewig grinsende Sonne. Georg riss

und zog und stieß die widerwillige und störrische Ziege, die immer wieder zum Eimer stürzen wollte, in Richtung der Fußsohlen, die ich inzwischen reichlich mit Salzwasser eingerieben hatte, wobei Rudi schon begann, zu lachen. Dann aber, als die dumme Ziege begriff, worauf es ankam, begann sie gierig und mit großer Behändigkeit zu lecken. Weil Rudi aber tief lag, knickte sie die Vorderbeine ein, kniete nieder und leckte beharrlich und systematisch und mit großer Begeisterung Rudis mit Salzwasser eingeriebene Fußsohlen. Der nun gab ein geradezu infernalisches Gelächter von sich, riss an den Kälberstricken, vollführte mit den Füßen, obwohl sie angebunden waren, die sonderbarsten Verrenkungen, die die Ziege immerfort und ungerührt mitmachte, und er lachte auf eine Art und Weise durchs Laubendach, dass ich dachte, die Leute müssten allesamt auf der Straße vor dem Garten zusammenlaufen. Ich reckte den Kopf aus der Laube, sah über die Gartenmauer die Straße entlang, ob etwa ein Aufruhr entstünde, aber dort, ich traute meinen Augen nicht und hatte noch immer Rudis gellendes Gelächter hinter mir, sah ich an den Wänden und Hoftoren der Bauernhäuser gelbbraune, erdfarbene Gestalten mit Schießprügeln in den Händen und blechernen Töpfen auf den Köpfen. Sie schlichen gewissermaßen, wobei sie sich in jede noch so kleine Ritze drückten. Ich stieß Georg in die Seite, er wandte sich unwillig von Rudis Gelächter ab, wir steckten gemeinsam die Köpfe aus der Laube und starrten auf die Straße. Da sahen wir deutlich, wie die heranschleichenden Amerikaner immer dann, wenn unserem Opfer die Luft weggeblieben war und aufs Neue seine schreckliche Lache anhub und durchs Laubendach flog, wie sozusagen die ganze amerikanische Armee zusammenzuckte, ratlos und verblüfft, und wie die Soldaten fester ihre Schießprügel packten, um sich festzuhalten wahrscheinlich. Und plötzlich trat mir die ganze absurde Situation vors Auge. Das Dorf totenstill, alles hatte sich verkrochen, selbst die Hunde in ihren Hütten winselten leise nur vor sich hin, und wir Unglücksraben waren die Einzigen, die durch Rudis entsetzliches Gelächter zur Schießscheibe wurden. Ich lief hin zu ihm, zerrte die Ziege mit Mühe von den Fußsohlen weg, Georg band Rudi los, der erschöpft nach Luft schnappte und dessen Gesicht so rot wie eine Blutwurst war, und ich sagte zu ihm, dass er aufstehn solle, die Amerikaner wären da.

Er sah mich an, Augen und Gesicht in Tränen schwimmend, ganz und gar abwesend und wie schwebend zwischen Tod und Leben, sodass ich, diesmal lauter und bestimmter und auch näher seinen Ohren, ihm zuschrie, dass die Amerikaner da wären. Er setzte sich auf, noch immer benommen und wie aus dieser Welt gefallen, sah aber sogleich hasserfüllt auf seine Ziege, die Luise hieß und nunmehr aus dem Eimer soff, riss ihr den Eimer weg, stürzte ihn um und sagte mit gebrochener Stimme, wobei er die Kette packte: „Komm, Luise, die Amerikaner sind da." Wir liefen aus der Laube und hin zur Gartenmauer, lümmelten uns auf die Mauerkrone und starrten den gelbbraunen Figuren entgegen, die sowohl ihre Gesichter als auch ihre Schießprügel auf uns gerichtet hielten.

Neben Rudi hatte die Ziege Luise ihre Vorderbeine artig auf die Mauer gelegt und glotzte ebenso wie wir auf die sehr langsam heranrückenden Soldaten, freilich mit dem Unterschied, dass sie sich im Gegensatz zu uns laut und deutlich und unbekümmert zu dem Geschehen äußerte. Sie meckerte hell und durchdringend, und jedes Mal zuckte die ganze an den Häuserfronten verteilte Kompanie zusammen. Es war, als liefe eine Wellenbewegung durch die Truppe. War ja auch verständlich, da die Letzten noch weit entfernt waren und das Gemecker viel später hörten. „Halt's Maul, Luise, sagte Rudi und presste seiner Ziege Ober- und Unterkiefer zusammen, was aber wenig half. Kläglich und wie zerquetscht meckerte sie weiter. Es klang wie die letzte Reaktion des Großdeutschen Reiches angesichts des heranrückenden Feindes.

Jener an der Spitze der Truppe, nur noch fünf Meter von unserer Mauer entfernt, mit einem so schwarzen Gesicht, dass man meinen konnte, er käme aus dem tiefsten Urwald, zitterte, glaube ich, wie Espenlaub und stierte uns mit riesigen weißen Augäpfeln hinter dicken Brillengläsern an. Er bebte vor Angst, wir vor Erregung. Als wir uns so ansahen, er mit erhobenem Gewehr, über dem die Augäpfel und davor Kimme und Korn deutlich zu sehen waren, glaubte ich im Weiß seiner Augen die Baumwollfelder von Amerika zu sehen, dies aber nur vielleicht eine Sekunde lang. In diesem Augenblick nämlich hatte die Ziege Luise es verstanden, sich aus Rudis klammernden Griff zu befreien, und froh meckernd sprang sie hoch auf die Mauer, als

wolle sie die Eindringlinge herzlich begrüßen. Alle Gewehrläufe folgten ihr. Die Amis schienen zu denken, dass hier ein gigantisches Täuschungsmanöver vollzogen wurde. Der Schwarze, in drei Meter Entfernung jetzt, brachte mit tonloser, zitternder Stimme zwei Buchstaben hervor: „SS?“ Und dann noch einmal, nun aber fordernder und drohender: „SS?“. Wir brüllten wie aus einem Mund: „Nix SS, nix SS!“ Im gleichen Augenblick, wie auf Kommando, entspannten sich die Gesichtszüge des Schwarzen und der Lauf seines Gewehres senkte sich um etwa zehn Zentimeter. Erstaunlich war auch, wie sich das auf seinen Hintermann und auf alle anderen übertrug. Ich hatte den Eindruck, dass sich ein gewisses Aufatmen bis zum ziemlich weit entfernten Dorfeingang fortsetzte.

Dennoch drückten sie sich weiter an den Häuserwänden rum und immer schön einer hinter dem anderen, wie die Gänse, wenn sie durchs Dorf marschierten. Die freilich liefen immer in der Mitte der Straße, wahrscheinlich wegen der besseren Übersicht. Wenn wir nun etwa dachten, sie würden uns die Bereitwilligkeit, mit der wir „Nix SS“ über die Mauer geschrien hatten, vergelten und uns in Ruhe lassen, so wurden wir bitter getäuscht. Drei oder vier von ihnen stürmten die Gartentür, brachen sie auf, packten uns an den Armen, halfen mit Kolbenstößen nach und stießen uns auf die Straße. Rudi gelang es im letzten Augenblick, sich an der Ziege Luise festzuhalten, aber es half ihm nichts, er wurde barfüßig und samt seiner meckernden Ziege auf die Straße gezerrt und musste, Luise voran und flankiert von Georg und mir, in der Mitte der Straße ins Dorfinnere marschieren. Die Ziege, seit langem nicht mehr außerhalb des Stalls, zog kräftig voran, weil sie offenbar dachte, es ginge zum Bock. Hinter uns, entlang der Häuserwände, schlichen die Soldaten, stramme und gutgenährte Burschen allesamt, schwarz wie weiß, und ihre Gewehrläufe zielten auf unsere Rücken.

„Was’n nu los?“ fragte Georg blassen und verdutzten Gesichts.

„Siehste nich, dass wir Geiseln sind“, zischte Rudi in das Gemecker der Ziege Luise. „Sogar meine Hebbel nehmen die als Geisel“

„Im Krieg“, sprach ich halblaut und altklug, „sind alle Mittel erlaubt. Wir sind zwischen den Fronten. Im Niemandsland nämlich“.

So trabten wir, die meckernde Luise vorneweg, bis vor die Dorfschenke. Dort aber tauchten sie plötzlich von allen Ecken und Enden her zugleich auf, im Nu füllte sich der Platz vor der Schänke mit Soldaten. Jeeps kamen herangerollt und es stellte sich heraus, dass sie uns auf der Stelle vergaßen. Nur die Ziege erregte noch ihre Aufmerksamkeit. Ein Weißer wollte partout auf ihr seine Reitkünste zeigen. Er war offenbar aus dem Wilden Westen und womöglich ein Cowboy. Die Ziege Luise wehrte sich aber, indem sie alle viere von sich streckte und platt im Staub der Straße lag. Da gab er's auf, und Rudi zog sein bestes Stück eilig nach Hause. Auch ich lief so schnell ich konnte, da unser Haus am östlichen Rand des Dorfes lag, zur Stadt hin, die sie noch nicht erobert hatten. Ich ahnte Böses für meine Mutter, für mich und für das Haus.

Als ich atemlos in den kleinen Hof zwischen Wohnhaus und Stallgebäude trat, sah ich sie. Ein ganzes Dutzend stand aufgereiht an der Hofmauer, die zur Stadt hin lag. Sie standen stumm und stierten über die Mauer zu der vier Kilometer entfernten Ansammlung von Häusern und Türmen. Einer von ihnen, offenbar ein Offizier, obwohl er sich durch nichts von den anderen unterschied, starrte grimmig und entschlossen durch ein Fernglas. Meine Mutter stand mitten im Hof, das Gesicht grau und still und ergeben, die Hände unter der Schürze versteckt und horchend auf die Geräusche, die aus der geöffneten Haustür zu vernehmen waren. Da waren die Besatzer auch schon.

Ich stellte mich neben Mutter auf einen umgestürzten Waschtrog und konnte nun über die Mauer sehen. Es gab nichts Besonderes oder Erwähnenswertes. Die Felder bis zur Stadt sahen aus wie immer. Sie hatten sich unter einem verschämten Grün verkrochen. Die Stadt versteckte sich unter einem durchsichtigen und fein gewebten Schleier aus Dunst und Nebel. Ein Strohschober vom vorigen Jahr stand reglos und gelb zweihundert Meter entfernt in der Nähe des grauen Feldwegs, in aller Unschuld und unberührt von jeglichem Geschehen. Es war ein friedliches Bild, die Flur war leer wie der Waschtrog, auf dem ich stand und wie Mutters Gesicht, das unverwandt auf die Rücken der glotzenden Soldaten gerichtet war und gleichzeitig zum Haus sich neigte, in Sorge wahrscheinlich wegen Küche und Keller. Es war still, so still, wie es nur still sein konnte zwischen Krieg und Frieden.

Über dem Strohschober allerdings erhob sich eine Lerche in wilder Ekstase. In hundert Meter Höhe etwa hing sie flatternd auf der Stelle und machte einen Lärm, als befände sie sich zwischen Himmel und Hölle und könne sich für nichts entscheiden. Ich sah, wie der Leutnant oder Major oder was er auch immer war, sein Fernglas auf sie richtete und das Gesicht verzog, als wollte er die Exaltiertheit der Lerche missbilligen. Fest stand, dass sie nicht in sein Bild vom Krieg zu passen schien. Jetzt senkte er das Glas und hielt es in Richtung des Strohschobers. Auch der missfiel ihm. Es war deutlich am Gesicht des Offiziers abzulesen. Der Strohschober stand nur so rum, verbarg alles, was hinter ihm war und in ihm und war sozusagen ein Fremdkörper auf dem Kriegs-schauplatz.

Der Offizier, ohne das Glas von den Augen zu nehmen, quetschte einen Satz durch die Zähne. Einer der Soldaten hob augenblicklich Kopf und Schießprügel über die Mauer, legte an und zielte, es knallte ohrenbetäubend mehrere Male hintereinander, und ich sah, wie eine Kette Leuchtspurgeschosse übers Feld und geradenwegs in den Strohschober fuhr. Meine Mutter gab einen Seufzer von sich. Ganz offensichtlich bedauerte sie das schöne Weizenstroh, von dem ich während des Winters und in der Dunkelheit hin und wieder ein Bündel geklaut hatte für Schwein und Ziege und für die Karnickel. Ich spähte unterdessen unentwegt auf den Strohschober, und siehe da, ich traute meinen Augen nicht, er geriet wie von Zauberhand in Bewegung. Zuerst qualmte es ein wenig, dann flogen einige Strohballen beiseite, als wäre der tote Schober ein lebendes Wesen, und mitten aus Rauch und Stroh streckten sich Hände empor, denen Köpfe und Körper folgten.

Schließlich, wie Phönix aus dem Feuer, erschienen drei deutsche Soldaten ohne Helm und Gewehr, die Hände erhoben und nach unten aufs Feuer tretend, um sich zwar nicht vor dem Heldentod, aber immerhin vor dem Feuertod zu retten. Das gelang ihnen auch. Sie löschten die Flammen, immer mit erhobenen Händen und scharrend mit den Füßen wie Pferde mit den Hufen. Einen von ihnen hatte es freilich erwischt. Er sah aus, als wäre er flügellahm, nur den rechten Arm hielt er hoch wie zum Hitlergruß, der linke hingegen hing schlenkernd herab und war augenscheinlich ein wenig lädiert.

Die lärmende Lerche über dem Strohhaufen war in ein jähes Schweigen verfallen, als könne sie mit dem, was da unter ihr geschah, durchaus nicht leben. Es schien, als sei sie vom Himmel gestürzt. Ich sah sie nicht mehr. Hingegen sah ich das triumphierende Gesicht des Offiziers. Er sah aus, als hätte er den Krieg gewonnen. Aber wie er sich voller Eitelkeit und Stolz Beifall heischend den Soldaten zuwandte, erblickte er uns beide, meine Mutter und mich. Der Offizier machte, während er wieder etwas durch die Zähne quetschte, eine scheuchende Handbewegung zu uns hin, als wolle er etwas unbequemes und lästiges von sich entfernen. Daraufhin teilte uns ein bebrillter und recht gescheit aussehender Soldat in gebrochenem Deutsch mit, dass wir innerhalb von fünfzehn Minuten von Haus und Hof verschwinden müssten.

Meine Mutter stieß einen Schrei aus, der nicht nur ihren Schrecken ausdrückte, sondern dem auch ein gewisser machtloser Widerstand innewohnte, auch keifend und zänkisch hörte er sich an. Zum ersten Mal äußerte sie sich laut und vernehmlich zu dem Unrecht, was uns angetan wurde. Ich fasste sie am Arm, selten genug, dass so etwas passierte, denn das ganze Leben war hart gewesen in den letzten zwei Jahren. Ich fasste sie am Arm und versuchte sie zu beruhigen, lief dann zur Schopfen, zerrte den Handwagen heraus, richtete einen sorgenvollen Blick in den Garten, wo die Soldaten auch schon herumliefen, bangte um das vergrabene Holzfass mit den Würsten und Schinken und den Kognakflaschen der Marke Bols und warf sodann die schönen Federbetten auf den Wagen und alles andere in der Eile Zusammengeraffte. Und so zogen wir, eine Rumpffamilie gewissermaßen, der Bruder vermisst, mit hoher Wahrscheinlichkeit tot, der Vater in den Wirren am Kriegsende verschwunden, mit ratterndem Handwagen ins Dorf zu Verwandten.

Der Wagen rollte an der Dorfschenke vorbei, brüllendes Gelächter der Besatzer war vom Schankraum her zu hören. Ganz offenbar soffen sie die letzten Fässer und Flaschen leer. Meine Mutter zog an der Deichsel und wandte voller Verachtung den Kopf zur Seite, ich schob hinten und musterte neugierig die Soldaten samt ihrem Kriegsgerät. Das Hoftor des verkommensten Bauernhofes war weit geöffnet, wobei die Torflügel schief in den Angeln hingen und ich in den Hof sehen konnte. Es war, als blicke man auf

eine Theaterbühne. Ein Schwarzer saß vergnügt auf einem Prellstein der Torfahrt, das Gewehr auf den Knien und eine etwa dreißig Zentimeter lange Zigarre im Mund. Die Zigarre war so schwarz, wie das Gesicht hinter ihr und dies wiederum war so verschmitzt und fröhlich, dass ich dachte, es säße da ein kleiner Junge. Verblüfft ließ ich den Wagen los, blieb stehen, er rollte weiter, meine Mutter davor, die niemanden auch nur eines Blickes würdigte, als sei sie aufs Tiefste beleidigt und ziehe nun, in Gestalt des rollenden Handwagens, alle Verachtung hinter sich her, deren sie fähig war. Ich sah in den Hof an dem Neger und seiner erstaunlichen Zigarre vorüber auf die anderen Soldaten dort, von denen einer auf dem Zettelmeyer saß, einem Traktor des Bauern, und unentwegt Gas gab. Der Soldat knatterte durch den Hof und immer um den Misthaufen rum, als hätte er endlich das richtige Spielzeug gefunden. Ein anderer versuchte eine Henne zu fangen, die vor ihm herflatterte und dabei lauter schrie, als der gequälte Traktor. Er schaffte es tatsächlich, ihre Füße zu packen, wobei sie freilich unentwegt weiterflatterte, ihn hinter sich herzog, und das infamerweise bis zur Jauchegrube, von der ich wusste, dass sie höchst gefährlich war. Ohne Zweifel wusste das die Henne auch. Die Grube war, als Grube sozusagen, nicht wahrzunehmen. Nur Eingeweihte wussten Bescheid. Bei dem Bauer ging sowieso alles drunter und drüber.

Der Soldat, das flatternde Huhn noch immer an den Füßen gepackt und schon siegesgewiss, trat hinein und verschwand augenblicklich. Für den Bruchteil einer Sekunde sah ich noch sein verblüfftes und unglaublich dummes Gesicht. Es war ein Weißer, mit einem Helm versehen, der ein paar Sekunden auf der Jauche schwamm, dann umkippte und eine Weile schaukelte wie eine unförmige Kogge aus dem Mittelalter, bis er ebenso verschwand wie sein Träger. Aber noch war die rechte Hand des Soldaten zu sehen. Sie ragte aus der Jauche und hielt die Füße der Henne fest, welche wiederum ein ganzes Stück über der Brühe mit aller Kraft flatterte, ohne merklich voranzukommen. Dann aber, wie mit einer gewaltigen Anstrengung, flatterte sie noch stärker und heftiger und zog doch tatsächlich den Soldat auf diese Art ein wenig höher. Sein Gesicht tauchte auf, es war noch ebenso verblüfft wie vorher und hatte sich keineswegs geändert, abgesehen von einer nicht zu leugnenden Verfärbung.

Der Weiße war braun geworden. Er schnappte nach Luft, die Hand, kraftlos jetzt, öffnete sich, die Henne flog auf den Misthaufen und machte sich krakeelend davon. Der Soldat kroch triefend an Land und zwar unter dem Gelächter seiner Kameraden. Selbst der Schwarze auf dem Prellstein hatte seine Zigarre vergessen und den Krieg auch und war so vergnügt, dass ihm die Augen tränten. Auch ich, der ich vor dem offenen Hoftor stand, hatte Handwagen und Mutter vollkommen vergessen und lachte aus vollem Halse und mit großer Genugtuung, erhielt aber im gleichen Augenblick einen solch gewaltigen Tritt in den Hintern, dass ich längelang in den Staub der Dorfstraße flog, womit mein Gelächter ein abruptes Ende fand. Ich blickte verstohlen und rachsüchtig hinter mich und sah einen weißen Rüpel von einem Soldaten, der sich allerdings eben umdrehte, mich schon wieder vergessen hatte, in den Hof glotzte und ebenso lachte, wie alle anderen. Ich dachte, wart' nur, das verzeihe ich dir nicht, dir nicht und der ganzen amerikanischen Armee nicht. Ich war zutiefst beleidigt worden. Noch nie hatte mich jemand auf eine solch heimtückische Art in den Hintern getreten. In den folgenden acht Tagen, an denen wir unser Wohnhaus nicht betreten durften, fand ich Gelegenheit mich zu rächen. Das geschah auf eine mich heute noch bedrückende Weise.

Die Amerikaner hatten rings ums Dorf ihre ganze Heeresmacht aufgefahren. Lastwagen nie gesehener Größe, Panzer und Geschütze standen zuhauf in der Flur. Zwischendrin gab es Zelte mit Soldaten, die ihre Zeit totschlugen, und riesige Vorratslager, die sich auf den Feldern zu Bergen türmten.

Wir, das heißt wiederum Georg, Rudi und ich, strichen tagsüber gierig wie die Wölfe in der Flur umher und hielten die Augen offen. In den wenigen Tagen stahlen wir zwei großkalibrige Leuchtpistolen, eine vorzüglich eingeölte 08, drei deutsche Sturmgewehre Modell 44, selbstverständlich mit diversen wohlgefüllten Magazinen, eine erhebliche Anzahl Eierhandgranaten und jede Menge Flakmunition. Wir waren am Ende des Krieges und noch lange danach hochgerüstet. Nur die Flak fehlte. Wir hielten aber weiter Ausschau.

So geschah es, dass wir ein Zelt beobachteten, aus einem kleinen Erlengehölz heraus, und als weit und breit kein Soldat zu sehen war, schlugen wir zu und zwar blitzschnell und ohne Bedenken.

Wir hatten uns diesem Objekt der Begierde gewissermaßen schlendernd und wie teilnahmslos genähert, glaubten wohl auch, sie hätten das Zelt vergessen, denn manchmal ließen sie alles stehen und liegen, wenn ein Truppenteil weiter nach Osten zog.
Was wir taten, als wir am Zelt angelangt waren, war das Werk von einer Minute. In eine Zeltbahn wurde alles geworfen, was wir fanden, ob es Munition war oder Brieftaschen, Konserven oder Zigarettenstangen. Georg und Rudi schleppten die Zeltbahn weg, ich riss die Heringe heraus, woraufhin das Zelt zusammenstürzte, lief hinter den beiden her, und im Erlenwald wurde alles in großer Eile vergraben. Sodann entfernten wir uns mit leeren Händen und mit leeren Taschen und so unschuldig, wie eben geborene Kinder. Einen halben Kilometer weiter hockten wir uns in einen ausgetrockneten Graben und sahen auf unser Werk zurück. Da regte sich nichts. Nur Arno, ein Bauer, war mit seinen beiden weißen Ochsen frohen Mutes aus dem Dorf herausgekommen und im Begriff, in der Nähe des zusammengebrochen Zeltes seinen Acker zu bearbeiten. Nichts ahnend schirrte er seine Ochsen, von denen es hieß, sie seien ebenso faul wie ihr Herr, vor Walze und Egge und ging frisch ans Werk, wobei er furchtbare Brüller hören ließ, da die Ochsen nicht so recht von der Stelle kamen.
Wie es nun der Teufel wollte, wir waren gerade im Begriff, dem Graben zu entsteigen und uns davonzumachen, rollte ein Jeep aus dem Dorf und bis vor das zusammengebrochene Zelt. Die Soldaten sprangen heraus und standen, wie es schien, erstaunt eine Weile, dann fuhrwerkten sie mit dem Zelt herum, und wir hörten sie fluchen. Es war so als wetteiferten sie mit Arno, der jetzt ganz in seinem Element war, die Ochsen antrieb und dabei immer noch übers Land schrie und die Peitsche schwang. Die Soldaten hielten inne, sahen zu ihm hin, schwangen sich in ihre Karre und fuhren, eine Staubwolke hinter sich herziehend, bis vor Arnos Mistwagen, der am Rande seines Feldes stand. Dann brüllten sie ebenso wie Arno, auf Englisch versteht sich. Arno antwortete auf Deutsch. Keiner verstand den anderen. So ging es hin und her, mit immer größerer Lautstärke und so lange, bis keiner mehr wusste, was gehauen und gestochen war. Da legten sie ihre Gewehre an und begannen zu schießen. Arno sprang in die Höhe und mit ihm die Ochsen. Sie sprangen zur gleichen Zeit.

Die Ochsen wurden überhaupt mit einem Mal ungemein lebendig. Über Stock und Stein flohen sie samt ihrem Herrn zum Dorf hin. Noch nie hatte ich sie so galoppieren sehen und nie wieder sah ich einen Bauer so schnell laufen wie Arno. Er hopste dabei wie ein Tanzbär, weil immer wieder Kugeln hinter ihm in die Erde schlugen.
Wir saßen in unserem Graben, als hätte uns jemand in die Erde gebohrt und waren so still wie eine Mäusefamilie, über der ein Bussard kreist. Jetzt begriffen wir erst, was wir getan hatten und wurden vollkommen eins mit der Erde. Nach einer halben Stunde, die Soldaten waren verschwunden, sagte Rudi tro-cken:
„Noch mal gut gegangen. Jetzt heißt's Schnauze halten, klar?"
Wir nickten stumm. Georg grinste verlegen. Dann regte sich Widerspruch bei mir. Die Sache mit Arno war mir auf den Magen geschlagen. Ich schlug vor, alles wieder zurückzutragen.
„Gotts willen", knurrte Rudi, „willst wohl erschossen wer'n?"
Damit war mein Antrag abgeschmettert, und wir schlichen uns ins Dorf, einander versprechend, das Maul zu halten, was immer auch geschehen mochte.
Als wir nach acht oder zehn Tagen die Beute unter uns verteilten, wurde mir erst recht bewusst, dass wir einen regelrechten Raub begangen hatten. In meinen Händen hielt ich, neben anderen Sachen, eine Brieftasche aus feinem Leder mit Familienbildern. Eine selten schöne schwarze Frau lachte mir entgegen und heftige Gewissensbisse machten mir zu schaffen. Ich dachte schließlich, dass man nicht Böses mit Bösem vergelten kann. Der Tritt in den Hintern, für den ich mich gerächt hatte, war nichts weiter gewesen als der Triumph des Siegers. Es war das Alltagsverhalten der Soldaten.
Bauer Arno, der noch lange danach davon sprach, dass er dem Gevatter Tod von der Schippe gesprungen sei, hat nie in Erfahrung gebracht, wie er auf diese Schippe geraten war.
Nach acht Tagen durften wir wieder in unser Haus einziehen. Das heißt, die Besatzer waren über Nacht verschwunden mit all ihrem Kriegsgerät, nur rechts und links der Bahnlinie befanden sich zwei Vorratslager, und dazwischen, auf dem Bahnhof, kampierten fünf Schwarze, die sie bewachten, doch zumeist zu betrunken waren, um ihrer Aufgabe nach zukommen.

Als wir mit dem Handwagen wieder nach Hause ratterten, hatte ich den Eindruck, als fürchte sich meine Mutter vor dem, was auf uns zukam. Zuerst gingen wir in den Garten wegen der Würste und Schinken in dem vergrabenen Fass. Nichts deutete darauf-hin, dass sie es gefunden hatten. Meine Brust schwoll vor Stolz. Ich hatte es gut gemacht. Schnell den Spaten geholt und drauf-losgegraben. Wir hatten Hunger. Schon war der Deckel sichtbar. Ich riss ihn förmlich aus der Erde und hatte bereits den Ge-schmack des Schinkens auf der Zunge, starrte aber, wie vom Donner gerührt, in ein vollkommen leeres Fass. Das Gesicht meiner Mutter, die neben mir stand und den Kopf geneigt hielt, wurde immer blasser. Wortlos blickte sie in die Tiefe ihren Tränen hinterher, die sich auf dem sauberen Boden des Fasses zu sammeln begannen.

Mich erfüllte eine unsägliche Wut. Jetzt schwoll mir nicht mehr die Brust, sondern der Kopf. Um es ehrlich zu sagen, es ging mir in diesem Augenblick nicht um Würste und Schinken und um den schönen Kognak, wenngleich all dies nicht zu verachten war. Ich war wütend, weil sie etwas gefunden hatten, was ich versteckt hatte. Ich dachte, ich sei klug gewesen und war doch dumm. Sie hatten mich zum zweiten Mal gedemütigt, und wieder fuhren mir die schlimmsten Rachegedanken durch den Kopf. Auf der Stelle nahm ich mir vor, ihre Vorratslager heimzusuchen.

Weinend lief meine Mutter ins Haus und ich hängenden Kopfes hinterher. Tatsächlich, hier herrschte vollkommenes Durcheinan-der. Es sah aus, als kämen wir in einen Schweinestall oder in eine Räuberhöhle. Das Schmalz, vor allem das vorzügliche Wurstfett in den großen braunen Töpfen, hatten sie wahrscheinlich mit Löffeln radikal aufgefressen. Alles andere übrigens auch. Ihre ewigen Konserven hatten ihnen mit Sicherheit zum Hals heraus gehangen.

Wir waren gewissermaßen nicht nur von den Nazis befreit wor-den, sondern auch von allem anderen. Abgesehen von ihren Trä-nen ertrug meine Mutter bisher alles mit großer Fassung und Tapferkeit. Was sie freilich umwarf und zusammenbrechen ließ, war der Anblick ihres geliebten und bisher immer sorgsam gehü-teten und gepflegten Küchenherdes. Er war offensichtlich durch-gebrannt, mit einer dicken Schicht geronnenen Fetts bedeckt und bestimmt nicht mehr zu gebrauchen. Meiner Mutter liebstes und

wichtigstes Werkzeug war ihr genommen. Sie kniete laut weinend davor und war nicht zu beruhigen. Ich versuchte ihr mitzuteilen, dass die Soldaten dafür ein ganzes Zimmer des Hauses mit Kleidungstücken und Schuhen und allen möglichen gut zu gebrauchenden Sachen aus ihrer Armee voll gestopft hätten, sogar ein Scherenfernrohr wäre dabei, aber Mutter unterbrach ihr Schluchzen nur für wenige Sekunden, um sogleich weiter ihrem Herd hinterher zu flennen. Sie wusste wohl auch nicht, was ein Scherenfernrohr war. Ich solle die Sachen aus dem Fester schmeißen. Ich weigerte mich. Erst Stunden danach beruhigte sie sich und begann am Herd herumzuschaben. Und während der ganzen Zeit redete ich tapfer auf sie ein. Dass wir es doch noch gut getroffen hätten, nichts sei abgebrannt, das Dach überm Kopf wäre noch da, die vielen Leute auf der Flucht und was dergleichen Sachen mehr waren. Ich wuchs förmlich über mich hinaus. Zwischendurch lief ich immer wieder in das wohlgefüllte Zimmer. Dort stand auch ein großer Wandspiegel, den sie aus unerfindlichen Gründen ins Haus geschleppt hatten.

Ich warf zufällig einen Blick hinein und stutzte. Donnerwetter, dachte ich erstaunt, bist du das wirklich? Ich sah mich so misstrauisch wie möglich an und stellte fest, das irgendetwas mit mir passiert war in den letzten Wochen. Du hast dich verändert, dachte ich. Und gleich lief ich wieder in die Küche, um meiner Mutter Mut zu machen.

Nachwort

Die vorliegenden Berichte entstanden im Wesentlichen aufgrund des ersten hier abgedruckten Beitrages. In „Der Steinbruch“ stelle ich dar, wie mich ein Ereignis beeindruckte und Spuren hinterließ. Jeder Mensch hat bestimmte Grunderlebnisse, die ihn formen und sein weiteres Verhalten bestimmen. Ein solches Grunderlebnis hatte hier vorgelegen und mich nie mehr losgelassen.

Ich bin weder Historiker noch Journalist, sondern im eigentlichen Sinne des Wortes Erzähler. Für mich ist es leichter, die Fantasie frei walten zu lassen. Hier aber kam es darauf an, sich an die Tatsachen zu halten und sie darzustellen, wobei mir sogleich klar wurde, dass dies sehr viel schwierigrer war, wenn man gleichzeitig unterhalten wollte und ein lesbares Buch zu schreiben versuchte.

Es scheint eine Mischung zwischen beiden entstanden zu sein, und ohne Zweifel wird es kritische Stimmen geben. Bei den vielen Fakten, die in diesem Buch zur Sprache gebracht werden, kann es nicht ausbleiben, dass sich Irrtümer und vielleicht auch Fehler eingeschlichen haben. Sowohl die kritischen Stimmen als auch Richtigstellungen sind mir willkommen.

Die Namen von wenigen bestimmten Personen habe ich verändert. Noch lebende Personen mit gleichen oder ähnlichen Namen sind in keinem Fall gemeint. Sie haben mit den dargestellten Ereignissen nichts zu tun.

Es werden Fragen auftauchen, die im Verlaufe der Darstellungen unklar geblieben sind oder nicht beantwortet wurden. Falls sie gestellt werden, bin ich gern bereit, im nächsten Buch darauf einzugehen und sie mit den entsprechenden Beweisen zu untermauern.

Das Buch widme ich den tausenden Häftlingen und Zwangsarbeitern, die bei den dargestellten Ereignissen und im Anschluss daran ermordet wurden. Ebenso soll es an die Soldaten erinnern, die als Mitwisser am Ende ihrer Tätigkeit getötet wurden.

Ich habe verschiedenen ehemaligen Offizieren zu danken, die mir nach großen Bedenken doch noch bereitwillig Auskunft gaben. Einer dieser ehemaligen Offiziere sagte mir wörtlich: „Die Depots sind sehr gut gemacht, und sie sind sehr schwer zu

finden.“ Es soll also niemand glauben, er brauche nur an den angegebenen Standorten zu graben, und schon werde er fündig. Abgesehen davon, dass dies verboten ist und einer Genehmigung bedarf, ist es noch dazu mit einer gewissen Gefahr verbunden. Ich warne also ausdrücklich vor solchen Unternehmungen.
Im Übrigen hoffe ich auf größeres Verständnis der Behörden der Bundesrepublick und möchte sie mit diesem Buch an die Verpflichtung erinnern, die geraubte Kunst endlich zu suchen, zu finden und sie dem Eigentümer zurückzugeben. Es ist unredlich, ständig von der Beutekunst der Russen zu sprechen, ohne den Schimmer einer Scham zu empfinden, wo es doch im Grunde um die durch Deutsche geraubte Kunst geht.

Inhaltsverzeichnis

Der Steinbruch 5

Vom Bernsteinzimmer und anderen Hohlräumen 16

Keiluweit und Konsorten 76

Transport und Zerstreuung der Kochschen Kunstsammlung 99

Das Geheimnis von Schloss Reinhardsbrunn 117

Rippentrops Schatz und Hitlers letzte Telefonnummer 142

Der Rühle-Transport 152

Jeglos Jagdhütte 155

An der Saale hellem Strande 168

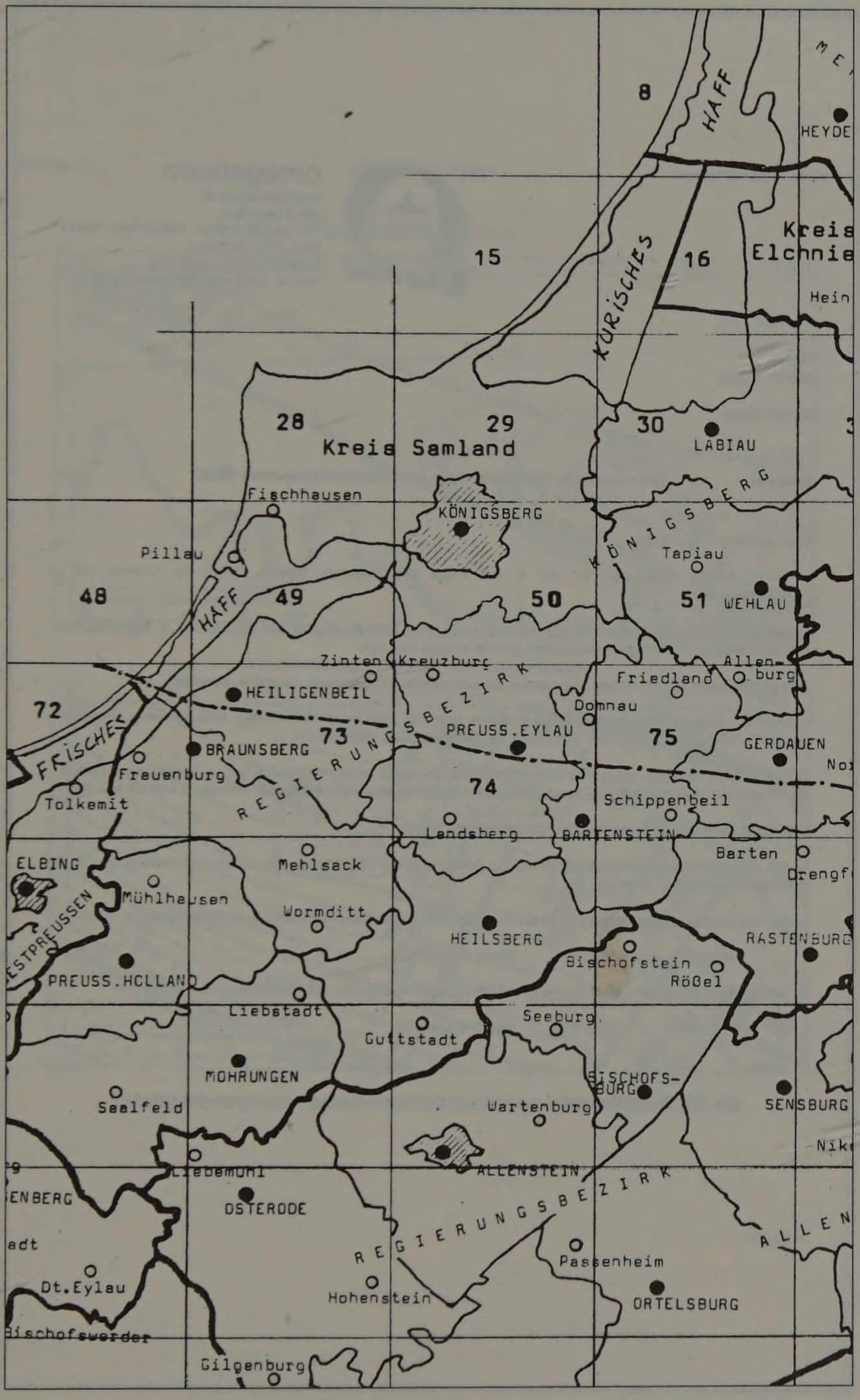
Nurflügler 176

Perpetuum mobile 198

Merkwürdiges vom Kriegsende bei Arnstadt 225

Der Spiegel 230

Nachwort 244



Ausschnitt aus einer Ostpreußenkarte
mit Königsberg und Allenstein

omegateam
Grochlitzerstraße 45
06618 Naumburg
Tel.: (03445) 776124 Fax: (03445) 776124
Funk: 0171 - 8758614
Email: omegateam@lycos.de
Internet: http:// www.omegateam.de.cx

01. April 2002

Herrn
Martin Stade

Haarhausen

Betreff: Geoelektrische Hohlraumortung bei Taubach/Oberweimar (B-30)

Sehr geehrte(r) Herr Stade:

in Ihrem Auftrag erkundeten wir den in der Folge beschriebenen Bereich (B-30) bei Weimar auf Hohlraumanomalien.

In dem von Ihnen bezeichnetem Bereich soll sich in ca. 10m Tiefe ein Bunker aus der Zeit des II. Weltkrieges befinden, welcher zu Einlagerungszwecken genutzt worden sein soll.

Tatsächlich wurde in dem infrage kommenden Bereich eine bemerkenswerte Anomalie gemessen.

Gemessen wurde auf einer ca. 70m lange Profillinie über den Standort der vermuteten Anlage hinweg. Gemessen wurden 2 Tiefenschnitte (10m und 20m) nach der Methode SCHLUMBERGER.

Die gemessene Anomalie weist zwar charakteristische Merkmale eines Hohlraumes auf, es besteht aber trotzdem die Möglichkeit, daß die Anomalie durch geologische Besonderheiten im Untergrund verursacht worden sein kann.

Man sollte diese Möglichkeiten bei der Interpretation beachten.

In der Anlage beigefügt sind die kartenmäßige Darstellung der Lage, ferner die Meßdatenaufbereitung und die Anomaliedarstellung zu finden.

a) Der von Ihnen als Zugangsschacht bezeichnete Bereich befindet sich bei Koordinate: (Meßtoleranz +- 10m)

r: 4455.863 h: 5646.807 (Gauß-Krüger/PD)

b) Das Zentrum der gemessenen Anomalie befindet sich bei Koordinate: (Meßfehlertoleranz +- 10m)

r: 4455.900 h: 5646.812 (Gauß-Krüger/PD)

Das OMEGATEAM gestattet ausdrücklich die Verwendbarkeit des vorliegenden Materials

Anlagen:

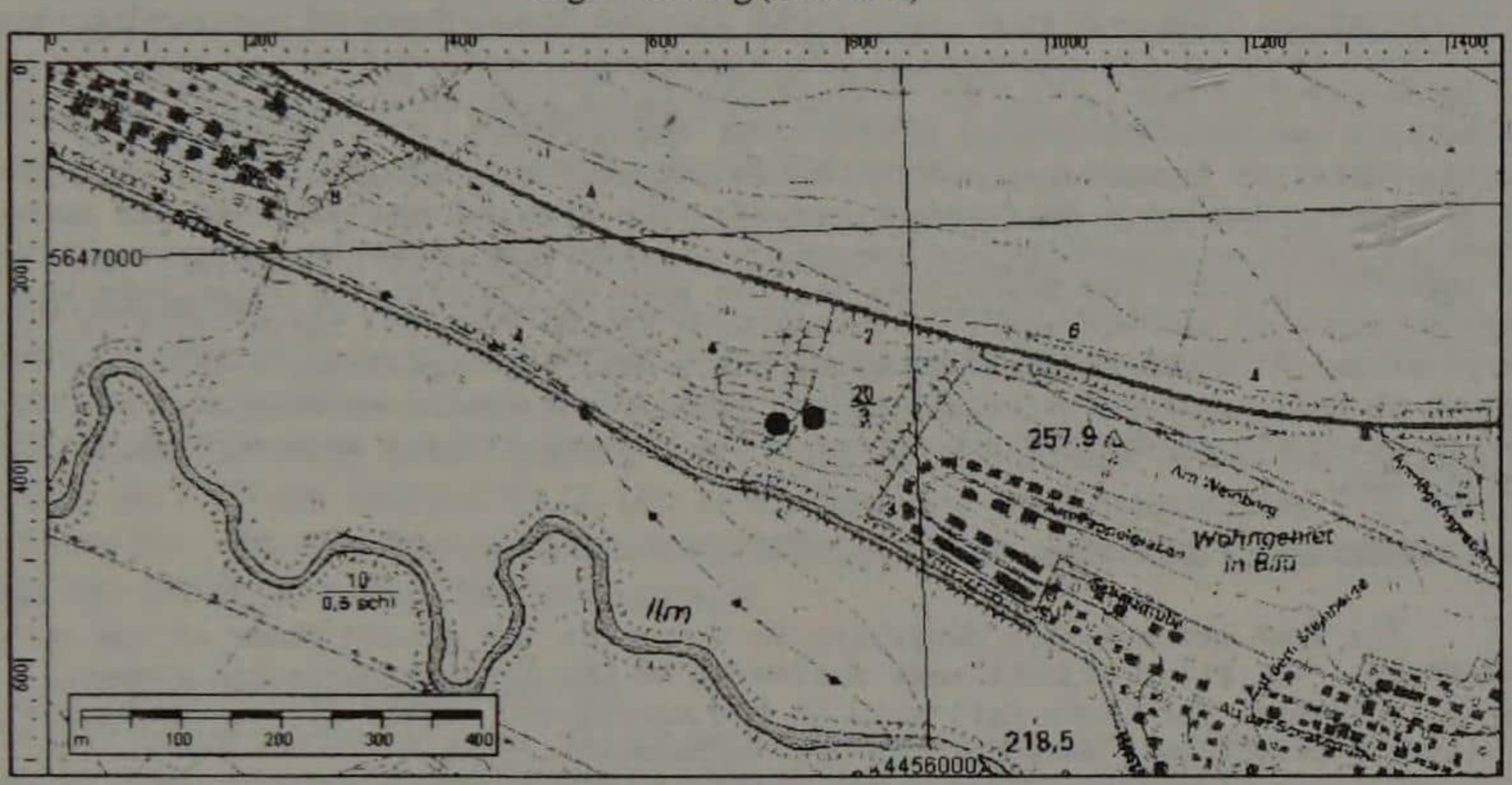
Messergebnisse bei „Oben B 30“

Anlage

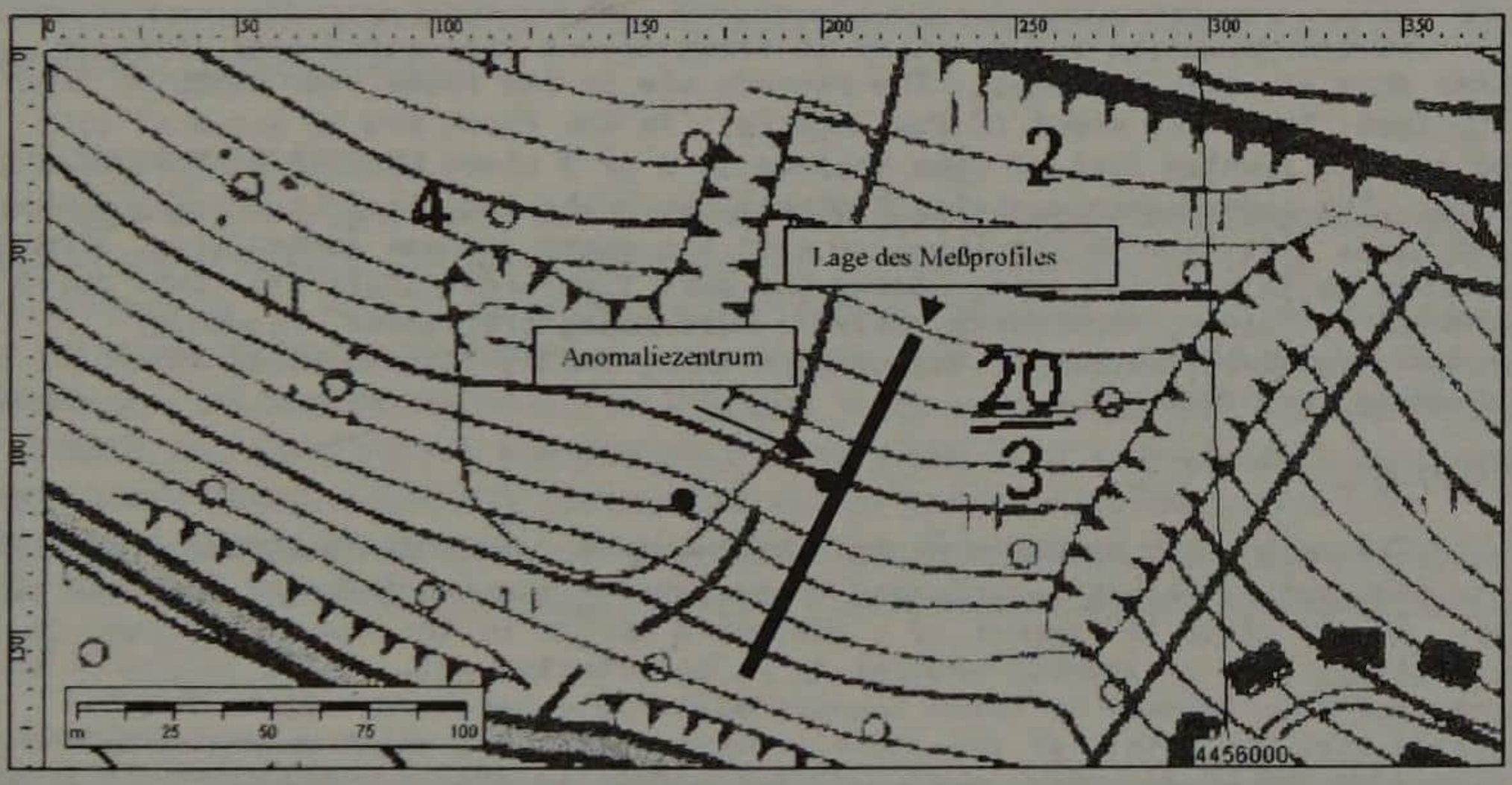
Objekt B-30 (Pläne)

omegateam@lycos.de

Lagezuordnung (Übersicht)



Lagezuordnung (Anomalie und Meßprofillinie)



SUBJECT: Chance Find of Mine Depository at Bernterode — Special Report, dated 12 May 1945.

Co. they were organized into two shifts working daily from 0800 hours to 2200 hours. Fourteen French laborers were engaged to help in moving the objects from the depository to the elevator shaft. The elevators were operated by two German crews of three each. Packing materials were improvised from German military stores found on the premises. The enlisted men quickly learned the methods of packing and worked in three teams at the entrance of the depository. Each object was checked as it the depository, at the top of the shaft (note being made of the time hoisted), when loaded into the trucks and when delivered at the destination. The last to be hoisted was the casket of Frederick the Great which weighed at least 1200 pounds and filled the elevator, with not a half inch to spare. The caskets were wrapped with heavy carpet to facilitate handling and conceal their identity. The Engineers contrived the means of hoisting the caskets as well as some of the pictures which were too large to fit into the elevator. A convoy of 8 trucks from the 431st Truck Co. in charge of 1st Lt. Schoenbeck left Bernterode 9 May, 0730 hours and arrived at Marburg at 1400 hours. The detail of the 172nd Field Artillery Bn. which was to have escorted the convoy did not appear. All objects arrived undamaged at the destination.

6. DISPOSITION OF OBJECTS.

The four caskets were deposited in a room on the ground floor of the castle at Marburg. All other objects were delivered to the Kunsthistorisches Museum, Marburg. Receipt for those delivered at the museum was signed by Dr. von Herhart. Unloading was done by a detail of the 3rd Replacement Depot.

7. DEPOSITORY OF ARCHIVES.

In the same mine a depository of archives was discovered some distance farther down the main corridor. The records are in two rooms, one about 40 feet by 150 feet; the other about 40 feet square. In the first are 40 cases of city plans and 100 running feet of open shelves in 2 or 3 tiers, filled with real estate surveys. The second room contains 9 stacks, each the length of the room and about 6 feet high. The records are labelled with the names of many communities, apparently limited to no specific area. Among the more important cities and towns noted are: Marburg, Weimar, Nordhausen, Kassel, Kirchhain, Breitenbad, Naumburg, Melsungen, Heinfeld, Hersfeld, Homburg, Lorbach, Fulda, Witzenhausen, Fritzlar, Frankenburg, and Eschwege.

8. REMARKS.

The nature and arrangement of the depository which has been evacuated lead to the conclusion that it was planned to perpetuate the tradition of German military glory. It was given the aspect of a decorated shrine by the use of the banners. The paintings were apparently brought in as an afterthought. It is suggested that the removal from Germany of these banners might be considered. It is further suggested that the detail of the 350th Ordnance Depot Co. which made the discovery be commended for their proper action in reporting the find and helping in the evacuation.

Walker Hancock

WALKER HANCOCK
Captain, Inf.
Civil Specialist Officer
First U. S. Army

S-E-C-R-E-T

Bericht des Captain Walker Hancock über die Funde in Bernterode (mit Breitenbad ist Breitenbach nördlich von Schleusingen gemeint) - englisches Original

Übersetzung zu Blatt 9:

Mit den Leuten von der 350. Ord. Depot Company waren sie in zwei Schichten aufgeteilt und täglich von 8.00 22.00 Uhr tätig. 14 französische Arbeiter halfen, die Gegenstände vom Fundort bis zum Aufzugschacht zu transportieren. Die Aufzüge wurden von zwei deutschen Bedienungsmannschaften von jeweils 3 Personen gefahren. Als Verpackungsmaterial diente Material, welches vor Ort in den deutschen Militärlagerhallen gefunden wurde. Die Männer, die in drei Arbeitsgruppen am Eingang des Fundortes tätig waren, lernten schnell die Methoden des Verpackens. Jedes Fundstück wurde bei Verlassen des Fundortes am oberen Schachtausgang geprüft (wurde notiert bei Hebung), beim Verladen auf die LKW's sowie bei Ablieferung am Bestimmungsort. Der letzte Gegenstand, der hochgebracht wurde, war der Sarg von Friedrich dem Großen, der 600 Kg wog und den Aufzug bis auf einen halben Zoll füllte. Die Särge waren mit schweren Teppichen umwickelt, wodurch sie leichter zu manövrieren waren und ihre Identität verdeckt wurde. Die Engineers (Pioniertruppen) übernahmen die Hebung jener Särge und Bilder, die aufgrund ihrer Ausmasse nicht in den Aufzug passten. Der Convoy aus acht LKW's der 432. Truck Company unter Führung von 1st. Ltn. Schoenebeck verlies Bernterode am 9. Mai um 7.30 Uhr und traf 14.00 Uhr in Marburg ein. Die Abteilung des 172. Field Artillery Btn., die den Konvoi eskortieren sollte, erschien nicht. Alle Gegenstände erreichten unversehrt ihren Bestimmungsort.

6. Lagerung der Fundgegenstände
Die vier Särge wurden in einen Raum im Parterre des Marburger Schlosses gebracht. Alle anderen Gegenstände wurden in das Kunsthistorische Museum Marburg gebracht. Die Empfangsbestätigung für die in das Museum gebrachten Gegenstände unterzeichnete Dr. von Merhart. Das Abladen wurde von einer Abteilung des 3. Replacement Depots ausgeführt.

7. Lagerung der Archive
In einiger Entfernung entlang des Hauptstollens wurde im gleichen Bergwerk ein Archivlager entdeckt. Die Akten befinden sich in zwei Räumen; einer ca. 13 m x 50 m der andere ca. 13 x 13 m. Im ersten fanden sich 40 Behälter mit Sadtplänen sowie ca. 33 laufende Meter offener zwei- oder dreietagiger Regale voller Liegenschaftsunterlagen. Im zweiten Raum waren 9 Stapel, jeder so lang wie der Raum und ca. 2 m hoch. Auf den Ordnern standen die Namen vieler Orte, offensichtlich nicht einem begrenzten Gebiet zugehörig. Unter ihnen waren bedeutende Städte wie z.B. Marburg, Weimar, Nordhausen, Kassel, Kirchhain, Breitenbad, Naumburg, Melsungen, Heinfeld, Hersfeld, Homburg, Korbach, Fulda, Witzenhausen, Fritzlar, Frankenburg und Eschwege.

8. Bemerkungen
Die Natur und Anordnung des evakuierten Fundes lassen darauf schliessen, dass man geplant hatte, den militärischen Ruhm Deutschlands zu bewahren. Aufgrund der Anordnung der Fahnen erhielt der Fundort den Charakter eines geschmückten Schreins. Die Gemälde wurden offensichtlich hinterher dort hingebracht. Der mögliche Abtransport dieser Fahnen aus Deutschland wird vorgeschlagen. Weiterhin wird vorgeschlagen, die Abteilung der 350. Ordnance Depot Company, die den Fund entdeckt hat, für ihren Bericht über den Fund und die Hilfe bei dessen Evakuierung zu belobigen.

gez. Walker Hancock
Catain, Infantry
MFA&A Specialist Officer
1. US Army

Deutsche Übersetzung

del im Heuhau

chern Hoffnung / Schatz so

amt ver- uch hen tion an- 944

Kö- s le- nur tigt, nen Vor- Ret-

tung beseitigen würde. Es war im Spätsommer 1944. Königsberg stand unter enormem militärischen Druck. Zu Lande rückte die russische Front immer näher, aus der Luft drohten die Angriffe der Alliierten. Herbert Siebert, der Vater von Dorothea Butschkau, erhielt in diesen Tagen einen Befehl: Als Tischler im Königsberger Schloß sollte er den Abbau und die genaue Auflistung des Bernsteinzimmers übernehmen. Noch am letzten Nachmittag, bevor Herbert Siebert in russische Gefangenschaft geriet, erzählte er seiner Frau und den beiden Töchtern von der planmäßigen Durchführung dieses Befehls.

„Wi Ber heit But alt, erin soll scha dem fort Doc dem Her wor De eina 194 Gro che inne

Ausschnitt aus einem Zeitungsartikel der 90er Jahre

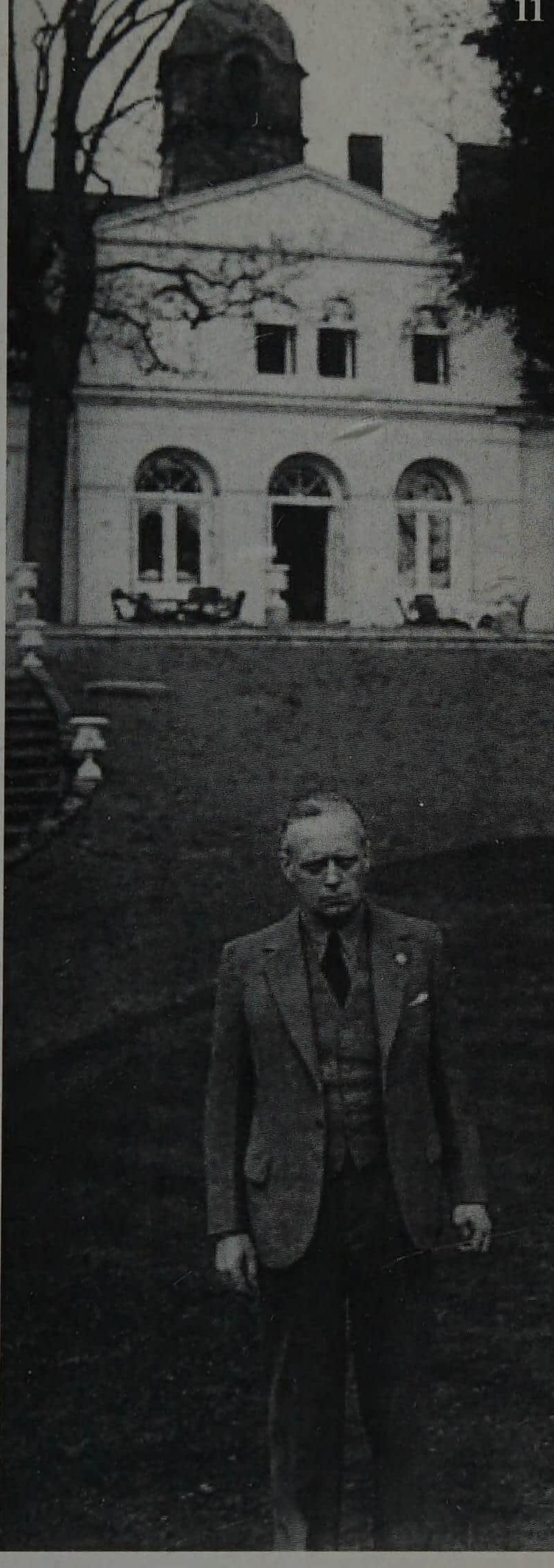
1 Himmler (3. v. r.), Kammler (1. v. r.) und General Adolf J. (4. v. l.) bei einem Besuch im KZ Auschwitz im Jahre 1942

2 Fassade des Königsberger Rathauses

3 Große Halle im „Blutgericht“ Königsberg
4 Haupteingang zum Schloss Allenstein

5 Standort „Oben B 30“
6 Reste der Müllerschen Kasernen

7 Das Haus von Bormanns Mutter in Weimar
8 Rosenmühle bei Bachra
9 Scheffeldenkmal bei Ilmenau



10 Annelies von Rippentrop im Haus Berlin-Dahlem
11 Joachim von Rippentrop vor seinem Herrenhaus Sonnenburg

12 Schlossdurchgang Reinhardsbrunn bei Friedrichroda

13 Grabstein von Rudolf Scholz

14 Am Bahnhof Gehlberg

15 Die Osterburg in Weida
16 Verbotener Wald zwischen Dessau und Aken
17 SD-Zentrale Hopfengrund bei Arnstadt vom Anfang der 30er Jahre bis zum Ende des Krieges

16

17

18 und **19**
Baumzeichen - Hinweise auf Einlagerungs-depots

20 Der Autor (vorn, Mitte) im Winter 1944/45